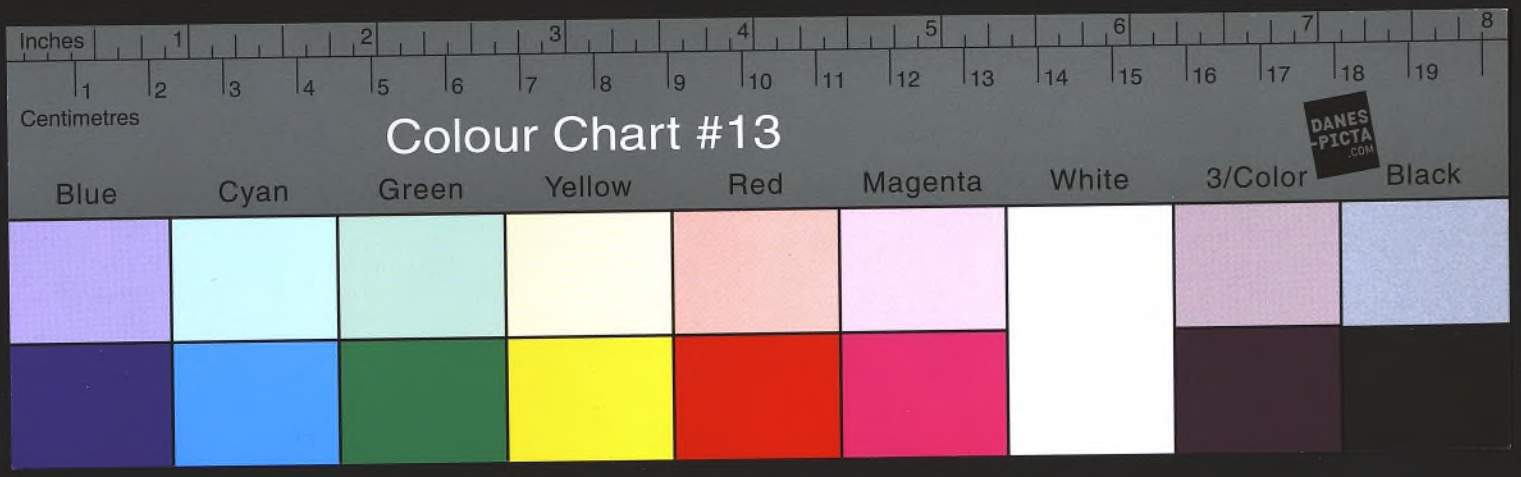
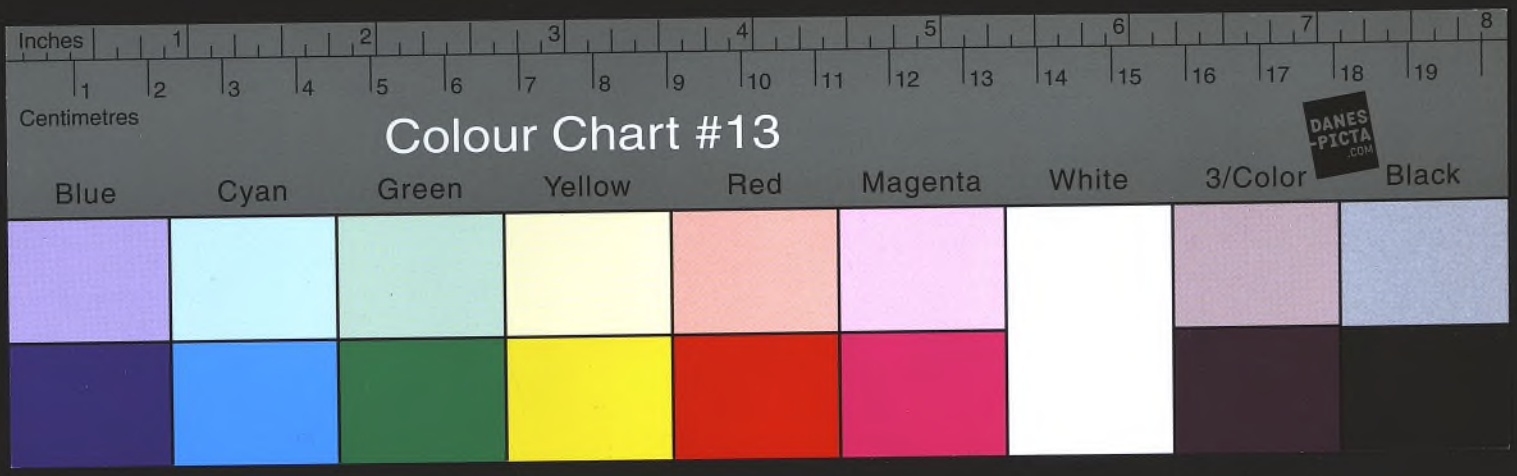

Inches
1
2
3
4
5
6
7
8
Centimetres
1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13
14
15
16
17
18
19
Colour Chart #13
DANES-PICTA.COM
Blue
Cyan
Green
Yellow
Red
Magenta
White
3/Color
Black

Historia 438.


Inches
Centimetres
Colour Chart #13
DANES PICTA .COM
Blue
Cyan
Green
Yellow
Red
Magenta
White
3/Color
Black

Unser

Jahrhund

Oder

Darstellun



Verkündigkeiten und Be

und

der größten Männer

Ein

Handbuch der neuern

von

D. H. Stöver

Doktor der Philoso

Zweyter Theil

Zwey verbesserte und vermehrte

Altona, 17

bey Johann Friedrich

Unser Jahrhundert.

Oder

Darstellung

der

interessantesten

Merkwürdigkeiten und Begebenheiten

und

der größten Männer dess[illegible]

Ein

Handbuch der neuern

von

D. H. Stöver,

Doktor der Philosophie.

Zweyter Theil.

Zweyte vermehrte und verbesserte Auflage.

Altona, 1796.

bey Johann Friedrich Hammerich.

BIBLIOTEKA UKSW WARSZAWA

[redacted]

2006 Nk-425/338

I.

Ein christlicher König
Jahre unter den Muhan
Bemühungen, Abendth
ben. Folgen seiner
Contre-Revolution in
Verbindungen gegen S
oberung der mehresten
desselben. Krieg und
Friede der Pforte mit
Veränderungen und Me
ten des nördlichen Eur
Rückkunft Karls aus der

Karl der Zwölfte hatte
Feldzug des Jahrs 1709 mit sein
Moskau zu beschliessen, — u

Uns Jahrh. II. Th. N. Aufl.

I.

Ein christlicher König über fünf Jahre unter den Muhammedanern. Bemühungen, Abendtheuer desselben. Folgen seiner Niederlage. Contre-Revolution in Polen. Neue Verbindungen gegen Schweden. Eroberung der mehresten Nebenländer desselben. Krieg und dreymaliger Friede der Pforte mit Rußland. Veränderungen und Merkwürdigkeiten des nördlichen Europa bis zur Rückkunft Karls aus der Türkey.

Karl der Zwölfte hatte gehofft, den Feldzug des Jahrs 1709 mit seinem Einzuge in Moskau zu beschliessen, — und war nun bey

Bender, durch das Unglück von ein Paar Stunden aller Früchte seiner Siege beraubt, durch den Feind besiegt, dem er selbst zu lange Gelegenheit gegeben hatte, siegen zu lernen, aus der Lage des furchtbarsten Monarchen auf einmal in die des Verlassensten und Ohnmächtigsten versetzt, ohne Armee, ohne Geld, ohne eigne Mittel, sich auf der Stelle an seinem Ueberwinder rächen, und die Ausführung seines langen Lieblingsprojekts gegen den Czar Peter erneuern zu können. Eine Umwandlung, ein Kontrast der Dinge binnen ein Paar Tagen, binnen ein Paar Stunden, der nicht abstechender und schrecklicher seyn konnte! Er, der bisher das Schrecken mehrerer Völker gewesen, vor dem noch alles geflohen war, der einen König entthront, einen neuen König und einen Anverwandten auf das entscheidenste unterstützt hatte, war jetzt selbst ein Flüchtling, selbst fremder Unterstützung bedürftig, und dem guten Willen eines muhammedanischen Regenten und seiner Minister überlassen. Glück und Unglück theilten sich in die Regierungszeit Karls. Ersteres war sein beständiger Begleiter während der neun ersten Jahre seines kriegerischen Lebens

gewesen, und letzteres wurde nun eben so sehr sein Verfolger während der neun letzten Jahre, nach der unglücklichen Begebenheit, die eben erfolgt war. Die ehemaligen Lorbeern wurden zerknickt, und verwelkten. Alle Bemühungen der Kunst und Sorgfalt, sie wieder zur Blüthe zu bringen, waren bey den Stürmen vergebens, die sich von allen Seiten erhoben.

Mehrere Schlachten sind größer und blutiger gewesen, als die bey Pultawa. Im ganzen Jahrhunderte ist aber, wenn man nur auf dieß Zeitalter Rücksicht nimmt, keine geliefert worden, die nicht sowohl durch den Verlust, als besonders durch das Lokale und durch die unglückliche Entschlossenheit und Verfahrungsart des Ueberwundnen, so vielfach entscheidend geworden ist, als sie. Wäre Karl, so läßt uns jetzt der Erfolg schliessen, nach der Niederlage unverzüglich in sein Reich zurück gekehrt, nie würde dasselbe, da er auch geschlagen noch furchtbar war, da die Nation bey allem Drucke seiner Siege und seines jetzigen Unfalls, ihn und seine Größe liebte, nie würde dasselbe so viele seiner Neben- und Gränz-

länder, und über eine Million Unterthanen verloren haben.

So wurde aber der Fall Karls und das unglückliche System seines Muths der Ruin seines Landes, der Sturz des Königs, den er eingesetzt, und der Unfall des verwandten Hauses, das er vormals gerettet hatte; und dagegen der Triumph seiner drey Feinde und der gelegentliche Vortheil von zwey andern Fürsten. Vor allen verdankt Rußland dem Tage bey Pultawa und dessen Folgen am mehrsten: die Begründung seiner neuen Existenz und politischen Bildung. Die beyden Freunde Peters erhielten nun wieder freyen Spielraum. Das Unglück Karls hob die gemachten Traktaten auf. Es wurde das Signal zu neuen Kriegen. Der größte Theil von Europa war noch wegen der Thronfolge in Spanien in Waffen, und der bisher beruhigte Theil ergriff sie von neuem gegen Schweden, und wurde in der Folge durch neue Anhänger verstärkt. Karl hatte an einem Tage alles gewagt, und alles verloren, nur sein Leben und seinen unbesiegbaren Willen und Muth nicht. Er dachte seinen griechischen Gegner, den Czar Peter, durch Muhamme-

daner, und dann seine übrigen Feinde durch seine eigne Macht zu besiegen. Er wollte nach seinen Staaten, aber nicht anders als glorreich, als mit dem Ruhme des Besiegers der Russen zurückkehren.

Karl kam am 21sten Julius 1709 bey Bender an. In Schweden und in andern Ländern glaubte man länger, daß er nicht mehr sey. Die erste Nachricht von seiner Erhaltung bekam man zu Stockholm durch den dasigen französischen Gesandten, Grafen von Campredon. Er begab sich nach Hofe, und meldete, daß der König glücklich am Schwarzen Meere angekommen sey. Seine Nachricht versetzte die verwittwete Königin in die freudigste Bestürzung. Er sprach schwedisch, und nannte das Schwarze Meer auf schwedisch, Swarta-Sjö (Schwarze See). Die Königin glaubte, daß Karl zu Swartsjö, einem königlichen Lustschlosse, 3 Meilen von Stockholm angelangt sey; erfuhr aber bald mit Bedauern den Unterschied und die große Entlegenheit zwischen Swarta-Sjö und Swartsjö.

Mit desto mehrerer Schnelligkeit und Gewißheit wurde die Nachricht von Karls Niederlage durch Kouriere an die mehrsten Höfe verbreitet. Kaum hatte der Kommandant von Bender, der Seraskier Jussuph I. von dem Pascha von Okzakow die Nachricht erhalten, daß der König sich im türkischen Gebiete befinde, so ließ er ihm durch einen Aga zu seiner Ankunft Glück wünschen, — freylich eine traurige Gratulation für Karl! — schickte ihm ein schönes Reisegezelt, und ließ ihn und sein Gefolge mit den nöthigen Bequemlichkeiten und Bedürfnissen auf dem Wege versorgen, und ihn bey seiner Ankunft seiner Königlichen Würde gemäß empfangen. Die Besatzung marschirte auf, die Kanonen in der Festung wurden gelöset, und andre Ehrenbezeugungen veranstaltet. Der Seraskier hatte zu seinem Empfange eine der besten Wohnungen in der Stadt einrichten lassen. Karl aber weigerte sich durchaus, in derselben seinen Aufenthalt zu nehmen. Es schien ihm wider seine Würde, und war gegen seinen Charakter. Des Krieges gewohnt, wollte er wenigstens auch jetzt noch das Schattenbild desselben behalten. Er ließ in der Nähe der Festung,

an den Ufern des Dniesters Gezelte und Baracken aufschlagen, und kampirte da mit seinem Gefolge, das durch Schweden und Polen, die auf verschiednen Wegen der Flucht zu ihm stiessen, bis gegen 1800 Mann und in der Folge noch zu einer beträchtlich größern Anzahl vermehrt wurde. Und diese ganze kleine Armee unterhielt die Pforte mit einer Gastfreundschaft und Freygebigkeit, die die Schweden unter ähnlichen Umständen schwerlich in dem Maaße würden in einem christlichen Lande gefunden haben.

Der Beherrscher des türkischen Reichs war damals Achmed der Dritte. Eine Empörung hatte ihn im Jahre 1702 auf den Thron erhoben; eine Empörung stürzte ihn auch nachmals im Jahre 1730 wieder von demselben. Karl schrieb noch im Julius einen eigenhändigen Brief an ihn; dieser aber wurde erst spät übergeben und beantwortet. Gründe der Dankbarkeit und der Politik beförderten mit die gute Aufnahme, die Karl fand. Er hatte bey der Eroberung von Leopold oder Lemberg im Jahre 1704 einer beträchtlichen Anzahl von Türken, die sich in polnischer Gefangenschaft befanden, die Freyheit geschenkt,

und auch seine freundschaftlichen Verhältnisse durch den Abschluß eines Handelsvertrags mit der Pforte bestärkt. Der Feind, der sich auf seinen Trümmern erhob, war auch der ihrige gewesen, und wurde nun ein um so furchtbarerer Nachbar. Hätten die Hof-Astrologen der Pforte die Schicksale der Zukunft lesen können; wie eifrig und entschlossen hätte Achmed gegen den Czar Peter seyn müssen! Karl erhielt, ausser den freyen Lebensmitteln, die geliefert wurden, täglich einen Beutel (500 Piaster oder ungefähr 500 Gulden) zu seinen Ausgaben und Unterhaltskosten. Nur ein Jahr, ohne den übrigen Aufwand, diese Diäten gerechnet, so machten sie eine Ausgabe von 182,500 Piastern. Eine ansehnliche Theure der Gastfreundschaft!

Karl wollte aber bald eine ganz andre Unterstützung von der Pforte haben. Er war Anfangs willens gewesen, sogleich, wenn die Wunde, die er bey Pultawa erhalten hatte, geheilt wäre, nach Polen, oder nach seinen Staaten zurück zu kehren. Polen wurde aber gleich wieder von August eingenommen. Und zu Konstantinopel kam es in Antrag, daß er unter Begleitung von

100 Schweden und 200 Tatarn unter Anführung eines russischen Generals zurückgebracht werden sollte. Karl aber, ganz von Rachbegierde gegen die Russen entbrannt, faßte das Vorhaben, sich die Befriedigung seiner Wünsche durch die Türken zu verschaffen. Ein Plan, dessen Schwierigkeiten für seinen lebhaften, unternehmenden Geist nicht zurückschreckend waren, der durch die günstigen Gesinnungen, durch eine besondre Ambassade des Chans der Krimm an ihn, in kurzem bestärkt, und über dessen Reiz die Menge der andern Rücksichten, das Schicksal seiner eignen Länder hintangesetzt wurde.

Die Pforte war so treu und aufrichtig, oder vielmehr so indolent und gleichgültig gewesen, den günstigen Zeitpunkt nicht zu benutzen, den ihr die Kriegsverwicklung im Anfange des Jahrhunderts gegen ihre Nachbaren darbot. Das Ende des vorigen war durch Niederlagen und Länderabtretungen für sie bezeichnet gewesen. Sie entschloß sich aber nicht, die Wunden zu heilen, die ihr sowohl Peter durch die Eroberung von Asow, als der Prinz Eugen von Oesterreichischer Seite geschlagen hatte. Kaum war der Aufenthalt Karls be-

kannt geworden, so ließ ihm der französische Hof, der an dem türkischen den mehrsten Einfluß hatte, und so auch die beyden Seemächte, England und Holland durch ihre Gesandten zu Konstantinopel den Antrag machen, sich zu Schiffe, wozu sie ihm sichre Gelegenheit geben wollten, aus der Türkey weg zu begeben und nach seinen Staaten zurück zu kehren. Selbst seine Rückreise zu Lande würde keine Schwierigkeiten gefunden haben. Peter selbst hätte durch seine Entfernung einer Seits viele Erleichterung gefunden. Karl aber verwarf alle Anträge über die Eingebungen seines persönlichen Hasses und seiner Kriegsliebe gegen denselben. Um die Ausführung seines kühnen Plans — eines Plans, den das Interesse Karls erzeugte, dessen nachdrückliche Vollziehung noch mehr das Glück der Pforte gewesen wäre, — zu realisiren und zu beschleunigen, schickte er im Anfange des Augusts den Hofjunker Martin von Neugebauer in der Würde eines ausserordentlichen Gesandten nach Konstantinopel. Der thätigste Beförderer seiner Absichten wurde aber ein junger polnischer Große von eben so ausgezeichneten Fähigkeiten, als einnehmendem Wesen, der Graf

Stanislaus Poniatowsky *); eben der, der sein Retter in der Schlacht bey Pultawa gewesen war, und der der Vater des letzten, in unsern Tagen um Land und Thron gebrachten Königs von Polen wurde. Eine merkwürdige Veränderlichkeit der Zeiten und Umstände! Der Vater diente Karln aufs eifrigste gegen Rußland; — und zwey Jahre nach seinem Tode wurde sein Sohn, durch die Unterstützung der jetzigen Kaiserin von Rußland, auf den polnischen Thron erhoben. Graf Poniatowsky reisete, ohne mit einem besondern Charakter bekleidet zu seyn, am 9ten Oktober 1709 von Bender nach Konstantinopel ab, wurde der geheime Beherrscher des Divans, die Stütze aller Hoffnungen Karls und der Sturz mehrerer Großvizire. Ehe indeß seine Unterhandlungen zu einem öffentlichen Erfol-

*) Gebohren im Jahre 1678, wurde nach seiner Rückkunft ins Vaterland, unter König August II. 1724 Großschatzmeister von Litthauen, nachdem Woywode von Masuren und Kastellan von Krakau, und starb 1762 in einem Alter von 84 Jahren. Er hatte sich 1720 mit der Fürstin Constantia Czartorisky vermählt, die 1732 die Mutter des so vielfältig unglücklichen letzten Königs von Polen wurde.

ge gediehen, zogen das neue Bündniß und die Unternehmungen der Feinde Karls die Aufmerksamkeit von Europa auf sich; Unternehmungen und Begebenheiten, deren Gange wir hier zuerst folgen müssen.

Der thätigste unter den Feinden Karls, und der es am mehrsten Ursache hatte zu seyn, war der Czar Peter. Der Sieg bey Pultawa hatte sein Reich von Gefahren befreyet, und die Art, wie er ihn benutzte, erweiterte dasselbe, und verschaffte ihm die Erfüllung seiner langen Lieblingsabsichten. Eignes und das damit verbundene fremde Interesse theilten seine Aufmerksamkeit. Um sich gegen die Türken und den Einfluß Karls zu sichern, ließ er durch seinen Gesandten zu Konstantinopel, den Grafen Tolstoy, den Frieden mit der Pforte auf 30 Jahre bestätigen, sandte ein Korps unter dem Generalmajor Scheremetew nach Liefland und ein anderes, unter dem Fürsten Menczikow, nach Polen ab, gieng darauf im Anfange Oktobers selbst nach Polen, kam zu Thorn mit dem Könige August zusammen, erneuerte das Bündniß mit ihm, und darauf auch mit dem Könige von Dännemark,

schloß am 20sten Oktober eine Neutralitäts-Verabredung mit Preussen und begab sich im Anfange Novembers nach Liefland, dessen Hauptstadt Riga bereits von Scheremetew belagert wurde. Peter warf bey seiner Ankunft selbst die ersten Bomben auf die Stadt. Sowohl die Winterwitterung, Ueberschwemmungen der Düna, Krankheiten, als die guten Anstalten, die der Generalgouverneur, Graf Nils Stromberg getroffen hatte, und der Muth der Belagerten, machten aber, da Peter die Stadt nicht verwüsten wollte, ihre Eroberung vorerst nicht möglich. Er begab sich darauf — seine vielumfassende Thätigkeit fällt hierbey von selbst auf — nach seiner Lieblingsstadt, die seine Gegenwart durch die kriegerischen Beschäftigungen länger entbehrt hatte, nach St. Petersburg, besichtigte die Fortschritte der neuen Anlagen und Bauten, legte selbst die erste Hand an den Bau eines Kriegsschiffes, und eröffnete darauf den Anfang des Jahrs 1710 mit einem Schaugepränge, das von so vielem Eindrucke auf sein Volk, als selten und ausgezeichnet war.

Karl hatte gehofft, in Moskau zu triumphiren; und am 1sten Januar wurde nunmehr der größte Theil seiner Armee daselbst im Triumphe aufgeführt. Ein Regiment Garde — die erbeuteten Trophäen, Standarten, Fahnen, die Artillerie, die Sänfte des Königs und andre Kriegsstücke und Insignien eröffneten den Zug. Alsdann folgten zu Fuße die Tausenden der schwedischen Gefangenen, Minister, Generale, Offiziere und Soldaten, und zuletzt ihre Ueberwinder zu Pferde, mit dem größten Theile ihrer gewesenen Anführer an der Spitze. Unter diesen befand sich auch Peter als Generallieutenant; eine militärische Würde, die er auf Vorstellung der Armee nach der Schlacht bey Pultawa angenommen hatte. Die Prozession gieng in unübersehbarer Länge, unter dem Donner der Kanonen, Lauten der Glocken und dem Jubelgeschrey einer unzähligen Volksmenge durch alle Hauptstraßen von Moskau und durch sieben, mit vielem Prachtaufwande errichtete Triumphbogen. Bey jedem derselben standen Deputationen von den Ständen und Collegien, die den Siegern im Namen des Reichs Glückwünsche und Danksagungen abstat-

teten; und bey dem letzten befand sich ein Chor von jungen Personen des ersten Adels, in römischer Tracht gekleidet, welches den Glanz der Prozession mit einer Lorbeerkrone beschloß, die dem Czar überreicht wurde. Eine demüthigende, das Innerste empörende Feyerlichkeit für ein unglückliches, braves Militär, das so lange das Schrecken der Feinde und der Lehrer in der Kriegskunst für eben die gewesen war, die jetzt ihren Aufzug mit ihm hielten. Und die Folgen nach diesem Schauspiel waren für den größten Theil desselben lebenswieriges Elend und Ungemach. Die schwedischen Generale und vornehmsten Officiere wurden in die Staatsgefängnisse nach Schlüsselburg und nach andern Oertern gebracht, und die Gemeinen nach Sibirien und in andre entlegne russische Provinzen. Wenige sahen ihr Vaterland wieder, da keine Auswechslung der Gefangnen statt fand.

Für keinen war die Nachricht von dem Falle Karls erfreuender, als für den Prinzen, der durch ihn seiner Krone, deren Erwerbung so viele Mühe und Aufwand gekostet hatte, beraubt worden war, als für den Churfürsten von Sachsen, König

August. Gewalt und Ueberlegenheit der Macht hatten zu der Eingehung des Traktats von Altranstadt gezwungen, und ihn bis dahin aufrecht erhalten; diese hörten nunmehr auf, und mit ihnen auch der Traktat. August war unter den Fürsten der erste gewesen, den Peter von seinem totalen Siege benachrichtigt hatte; des Beystandes dieses Monarchen gewiß, eilte er nunmehr den günstigen Zeitpunkt zu benutzen, um den verlornen Scepter wieder zu bekommen.

Schon am 2ten August erschien zu Dresden ein ausführliches Manifest, worin die Geschichte der Gewaltthätigkeiten Karls, die Unrechtmäßigkeit der Ernennung eines ehemaligen Unterthanen, des Grafen Stanislaus Leszinsky zum Könige, die Bedrückungen der Schweden in Sachsen und ihre eignen friedbrüchigen Unternehmungen dargestellt, und das Vorhaben Augusts, seine Regierung und Rechte wieder anzutreten, bekannt gemacht wurde. Unter andern hieß es in dieser Erklärung wörtlich also:

„Wir seynd zwar schon mehr als zu gewiß versichert, daß der sogenannte Friede von Altran-

ranstadt von der ganzen Welt allbereits vorlängst bey dem ersten Anblick einmüthig detestirt und unter diejenigen Dinge gerechnet sey, bey welchen zu beharren man von keinem Menschen fodern könne. Es laufen die darin angebrachten und Uns aufgewälzten Bedingungen schnurstracks nicht nur wider alle königliche Ehre und Reputation — welche doch allezeit dem Leben gleich und höher geachtet werden — sondern auch wider alles Völkerrecht und Gebräuche, ja wider die Möglichkeit selbst, und also seynd sie auch an und vor sich null und nichtig. Ist wohl jemals ein rechtmäßiger König genöthigt worden, seinen rebellischen Unterthan für einen wahren und rechtmäßigen König zu erklären, welcher keinen andern Grund vor sich hat, als daß er mit Hintansetzung der auf sich gehabten Pflicht, seinem rechten Herrn allzu widerspenstig, und dessen Feinde allzu gehorsam gewesen. Ist es wohl erhört, Krone und Scepter sich selbst abzunehmen, und einem dergleichen Unterthane zu übergeben? Hat denn ein König von Polen Macht, die auf allgemeinen Reichstägen und auf andern Versammlungen abgefaßten Schlüsse für sich allein

BIBLIOTEKA UKSW WARSZAWA

aufzuheben und umzustoßen? Kann er denn die Krone einem andern cediren und transferiren?

Alles dieses ist aber noch nicht genug. Einer Beherrschung über das Gewissen sich anzumaßen, heißt, Gott selbst einen Eingriff thun. Wir wollen nicht sagen, was mit Unsern, sonst treu gewesenen Unterthanen in Polen und deren Ableitung von Uns vorgegangen; daß Wir selbst aber Unsre hierüber so oft gethanene und wiederholte eidliche Versicherung und Verbindung brechen sollten, kann kein Mensch begehren. Haben Wir nicht bey dem Wahlvertrage vermittelst Eides ausdrücklich versprochen, das Reich beständig zu regieren, und ohne der Stände Willen keinesweges zu verlassen. Es ist sogar nach des Königs Casimir Niederlegung der Regierung, eine besondre Reichs-Konstitution deswegen gefertiget worden, daß kein König in Polen ohne Consens der sämmtlich hiezu ausdrücklich zusammen zu berufenden Republik dergleichen etwas vorzunehmen, noch die Krone abzulegen, befugt seyn solle.

„Wir wollen demnach bey diesen Bewandnissen alle Welt judiciren lassen, ob Wir mit Fug und sonder Verletzung Unsers Gewissens demjenigen anhangen können, was in Sachsen bey der größten Noth Unsern Kommissarien mit lauter Gewalt und Befehl vorgeschrieben worden. Zu bewundern ist vielmehr, daß der König in Schweden Uns dergleichen Dinge zumuthen mögen, und fällt daher alle Imputation auf ihn selbst hinaus.

„Und da nach aller Moral gegründet, daß zu Unmöglichkeiten kein Mensch verbunden, für unmögliche Sachen aber diejenigen zu achten seyn, so wider Gott, Pflicht und Gewissen, auch Ehre, Ehrbarkeit und gute Sitten streiten: so wird jedermann so fort, deme nur der wenigste Schein von dem Lichte der Natur aufgeht, Uns von aller Verbindung befreyt zu seyn, erkennen müssen.

„Wir müssen daneben besonders die Beständigkeit Unsers wertheſten Freundes und Bruders, des Czars von Moskau, rühmen. Es kann auch diejenige Treue, so die tapfern Stände des

Königreichs Polen, nach der rechtmäßigen zu Sendomir aufgerichteten Konföderation, noch immer beybehalten, nimmermehr genug gepriesen werden. Dieser Unser Bundsgenosse, diese Unsre getreuen Stände und Unterthanen begehren, rufen und bitten. Der innerliche Trieb Unsers eignen Gewissens heißt Uns selbst keine Stunde verabsäumen. Und also ist auch nichts mehr übrig, als daß Wir dasjenige, was Uns Gott und das Recht gegeben, hinwieder ergreifen; wie Wir dann zu solchem Ende die Freundschaft und Allianz mit Sr. Czarischen Majestät vor ander Zeit anderweit erneuert haben.

„Wir fassen daneben zu allen Mächten und gekrönten Häuptern, auch Churfürsten und andern Staaten das zuversichtliche gute Zutrauen, sie werden die Liebe zur Gerechtigkeit hierunter prävaliren lassen, die That der Entthronung selbst mißbilligen, und Uns dahero in Unserm wohlgegründeten Vorsatz eher hülfliche Beförderung leisten, als die geringste Hinderniß legen. — Uebrigens sind Wir in keine Wege gemeint, die auf deutschem Reichsboden

liegende schwedische Provinzen im geringsten zu beunruhigen.

„Ihr aber werthe Senatoren, Magnaten und Woywodschaften des Königreichs Polen und Großherzogthums Litthauen, die ihr nach der Sendomirschen Vereinigung bis anhero die Ehre und Freyheit der Republik so rühmlich und standhaft erhalten, lasset nicht ab, ferner darin fortzufahren! Ihr wisset, wie Wir Unsre Regierung nach den Grundsätzen des Reichs geführt, und sehet hingegen nunmehr, wie zum Schimpf der ganzen Nation, die sonst aller Orten in der Welt bekannt gewesene polnische Freyheit in fremde Fesseln gelegt, und der Herrschaft eines Mannes unterworfen worden, welchen die allermeisten unter Euch ganz ausser Gleichheit übertreffen, und dessen Regierung wieder an ein fremdes Regiment gebunden ist. Zuletzt ermahnen Wir väterlich alle diejenigen, so der widrigen Parthey bisher angehangen, und sich sowohl an Gott, als der von demselben Uns mitgetheilten Majestät unverantwortlich vergriffen haben, noch jetzo umzukehren, das begangne Unrecht zu erkennen,

und sich zu ihrem rechtmäßigen Könige zu wenden. Immaßen denn hierzu eine Zeit von 3 Monaten, vom Tage dieser Bekanntmachung an, eingeräumt wird, und dieselben, wenn sie redliche Proben ihres Gehorsams durch eine aufrichtige Beytretung in der That bezeugen werden, sich aller Gnade und Vergessung des vorhin Begangnen zu erfreuen haben sollen; bey deren Verabsäumung mögen sie sich aber von selbst zurechnen, wenn sie als Feinde und Verräther des Vaterlandes mit Verlust Leibes und Lebens, auch Konfiskation ihrer Güter und Vermögens zu wohlverdienter Strafe gezogen werden.„

Es hat vielleicht wenige Erklärungen von Fürsten gegen Fürsten gegeben, die im ganzen so sehr die Wahrheit auf ihrer Seite hatten, als diese Erklärung Augusts. Die Geschichte würde nichts weiter als einen schwachen Prinzen in ihm aufstellen, wenn er nicht das Gebäude der gewaltsamen Unternehmungen Karls bey der Günstigkeit des Zeitpunkts umzustoßen unternommen hätte. Die ganze unpartheyische Welt stimmte der Rechtmäßigkeit einer Contre-Revolution in Polen bey. Mehr Mitleiden und Ver-

schiedenheit der Urtheile erregte das Schicksal der beyden Staatsdiener Augusts, die das Unglück gehabt hatten, im Jahre 1706 die Unterhändler des Altranstädtischen Traktats gewesen zu seyn. Der Geheimerath von Imhoff und der Referendarius Pfingsten mußten die Ungültigkeit desselben mit ihrer Bestrafung bestätigen. Die Beschuldigungen, daß sie ihre Instruktionen überschritten, daß sie sich von den Ministern Karls bestechen lassen u. s. w. — Beschuldigungen, die bis dahin unentschieden geblieben waren — wurden nun zur kriminellen Gewißheit gebracht. Alle Bedingungen, die sie unterzeichnet hatten, waren indeß von August ratificirt worden.

Das Manifest, welches er erlassen hatte, wurde durch den Beystand Peters und seine eigne Macht bald in Ausführung gebracht. Eine der vorzüglichsten Beschwerden und Vorwände zu seiner Thronentsetzung war der Aufenthalt seiner sächsischen Truppen in Polen gewesen. Und jetzt, da die Hauptstütze des Partheygeistes gefallen war, stellte sich August an die Spitze eines Korps von 12000 Mann, das sich in der

Lausitz versammelt hatte, und trat am 20sten August durch Schlesien seinen Rückmarsch nach dem Königreiche an, das er seit drey Jahren verloren hatte. Die Veränderung des Glücks und des Uebergewichts der Macht veränderte und bestimmte nun auch die Gesinnungen des größten Theils der Nation. Drohungen wurden mit den Künsten der Politik verbunden. Mehrere Magnaten, die sich vordem als die erbittertsten Gegner Augusts gezeigt hatten, fanden es nun ihrem Interesse angemessen, unter den Ersten zu seyn, die ihm von neuem huldigten und von der angebotenen Amnestie Gebrauch machten. Schon nach Sachsen war eine Deputation treuer Anhänger zu ihm gekommen. So mühsam es im Ganzen Karl geworden war, August vom Throne zu stossen, so wenig schwer wurde es diesem jetzt, ihn wieder zu besteigen. Das Land brauchte nicht erobert zu werden; man konnte keinen Widerstand leisten, hatte Verpflichtung es nicht zu thun, und unterwarf sich von selbst. Die Religion und der Pabst kamen bald darauf zu Hülfe. Dieser ließ alle Unterthanen von dem Huldigungseide entbinden, den sie Stanislaus geleistet hatten, und

August selbst wurde durch den Chef der katholischen Kirche von der Verbindlichkeit befreyet, die er gezwungen übernommen hatte, den Traktat von Altranstadt zu halten. Am 7ten Oktober kam August zu Thorn an. Hier hatte er mit dem Monarchen eine Zusammenkunft, dessen Siege und Beystande er allein die Wiedererwerbung der Krone verdankte, mit dem Czar Peter; eine Zusammenkunft, durch die das Mißvergnügen, welches bey letzterm geherrscht hatte, aufhörte, die für August so erfreuend, als für Peter schmeichelhaft war. Sein nordischer Gegner hatte den Triumph gehabt, einen König abzusetzen, und er nun den, ihn wieder einzusetzen, und dauerhaft auf dem Throne zu befestigen. August regierte auf demselben bis an sein Ende, noch 24 Jahre lang. Der Partheygeist hatte inzwischen zu tiefe Wurzeln geschlagen, als daß er sogleich ausgerottet werden konnte. Der Adel war an Zügellosigkeiten, an eigenmächtige Unternehmungen und Ausschweifungen der Freyheit länger gewohnt. Die Gährungen und Unruhen dauerten mit größerer oder minderer Heftigkeit noch mehrere Jahre fort. Um sie beyzulegen, und überhaupt um die erneu-

erte Regierung einzurichten, wurde auf den 10ten Februar 1710 ein Reichstag ausgeschrieben.

So froh August war, so unglücklich und verlegen war der Gegner, der einige Jahre seine Krone getragen hatte, Stanislaus. Die Nachricht von Pultawa traf ihn wie ein Donnerschlag. Mit Karl fiel auf einmal seine Würde und Hoheit. Ohne Macht erschien er nun in der Qualität eines Rebellen, eines Majestäts-Verbrechers *). Wie gerne hätte er gewünscht, den Titel eines Woywoden von Posen nicht mit dem eines Königs vertauscht zu haben. Um sich im Besitz der letztern Würde zu erhalten, wandte er sich an die Mächte, die den Frieden von Altranstadt garantirt hatten; ein Schritt, der aber ganz fruchtlos war. Man war weit mehr für den rechtmäßigen, als für den unrechtmäßigen Regenten geneigt, da ersterer nunmehr die Macht wieder auf seiner Seite hatte. Der Charakter Stanislaus bildete übrigens in Vergleich mit dem

*) In den feindlichen Manifesten wurde er der Leszinsky genannt.

seines nordischen Beförderers einen starken Kontrast. Der Muth, der hartnäckige, entschlossene Sinn Karls war nicht der seinige. Widersetzung würde auch nur unglückliche Tollkühnheit gewesen seyn. In der verzweifelten Lage, worin er sich befand, erließ er eine Erklärung, deren gutmüthigen, menschenfreundlichen Inhalt sein edles Herz nicht widerlegte, zu welcher aber doch die Noth zwang. Er machte durch ein Universale bekannt, daß er geneigt sey, die Krone wieder niederzulegen, wenn er durch dieses Opfer die Ruhe und das Glück seines Vaterlandes befestigen und vermehren könne, da er bloß zum Wohl desselben, und um den Spaltungen, die es zerrüttet und zu untergraben gedroht hätten, den Thron zu besteigen sich entschlossen gehabt hätte. Eine Erklärung, die Karl zu Bender mit Aerger erfuhr und nicht wenig übel nahm.

Wie dieser, mußte nun auch Stanislaus flüchtig werden; und mit ihm die ganze Anzahl von Schweden, die sich in Polen befand. Es waren damals daselbst noch zwey Korps zu seiner Unterstützung; ein Polnisches und ein Schwedisches. Ersteres stand unter dem

Krongroßfeldherrn und Woywoden von Kiow, Grafen Joseph Potocky, (starb den 19ten May 1751.) und war 6000 Mann stark; die schwedische Armee, die noch gegen 10,000 Mann zählte, kommandirte der Generalmajor Crassau. Von der einen Seite drangen in verstärkter Anzahl die Russen, von der andern die Sachsen heran. Ohne Instruktionen, ohne Unterstützungen in der Nähe, ohne die Aussicht und Möglichkeit, der Macht eines Kaisers und Königs die Spitze bieten zu können, hielt Crassau es für das Dienlichste, sich und sein Korps bey Zeiten zu retten und in Sicherheit zu bringen. Die nächste und beste Retraite war Pommern. Er ersuchte daher den Berliner Hof um den Durchzug durch die Brandenburgschen Länder. Dieser wurde ihm aber, vornehmlich weil er aus einem Lande zog, wo die Pest bis dahin ihre Verwüstungen angerichtet hatte, verweigert. Die Noth hob aber das Verbot. Er trat den Durchmarsch an, hielt dabey die genaueste Ordnung und Kriegszucht, und kam im schwedischen Pommern an — und mit ihm daselbst der König Stanislaus, der es für das Sicherste gehalten hatte,

sich unter dem Schutz des schwedischen Heers zu entfernen, und die Staaten Karls zum Aufenthalte zu wählen. Die Schweden hatten zuletzt noch in Polen eine beträchtliche Kontribution ausgeschrieben, und da die Zeit nicht erlaubte, sie einzutreiben, so wurde der Ersatz dafür aus den Kirchen genommen. Man nahm an so vielen Orten als man konnte, alles Silbergeräthe daraus weg. Mit dieser Handlung beschlossen die Schweden ihren Aufenthalt in einem Lande, das für die Eroberungsbegierde seines Regenten nur zu theuer gebüßt hatte. Graf Potocky zog sich mit seinem Korps nach dem südlichen Polen, es kam aber bald ins Gedränge, zerstreute sich größtentheils, und der einstweilige Chef desselben begab sich zum Könige Karl.

August suchte den Abzug des Crassauschen Korps keinesweges zu verhindern. Es war ihm angenehm, Polen von seinen bewaffneten Feinden befreyet, und seine Herrschaft dadurch befestigt zu sehen. Indeß versetzte Crassau einstweilen Sachsen in Besorgnisse und Rüstungen. Man befürchtete, daß er seinen Marsch dahin richten, oder auch aus Pommern darin einbrechen möch-

te; eine um so besorglichere Lage, da der größte Theil der Truppen sich mit August schon in Polen befand. Um das Land in nöthigen Vertheidigungszustand zu setzen, und vor der Erneuerung der ehemaligen unglücklichen Scenen zu sichern, wurde daher schon am 11ten September ein Aufgebot und eine Kriegsverordnung publicirt, folgenden wesentlichen Inhalts:

Wir Friedrich August ꝛc. Nachdem verlauten wollen, als sey der schwedische Generalmajor Crassau Willens, unter dem Scheine einer in die schwedisch-deutschen Provinzen zu nehmenden Retraite, mit seinem Korps in Unsre Lande einzudringen: so haben Wir der Nothdurft zu seyn erachtet, Unsern Unterthanen davon in Zeiten Nachricht zu geben, damit sie auf den, wiewohl vorjetzt noch ungewissen Fall, wenn ermeldter Crassau dieses sein Vorhaben ins Werk richten sollte, von unnöthiger Furcht nicht eingenommen werden möchten. Indem Wir selbst, im nöthigen Falle dem Feinde mit Unsrer Armee und andern alliirten Truppen auf dem Fuße nachfolgen werden: — so zweifeln Wir um so weniger, es werden auch alle Unsre Unterthanen von

selbst mit allem Eifer dahin trachten, den Marsch dieser Feinde auf allerley Weise zu hindern und aufzuhalten, da sie nicht nur die Ansteckung und Ausbreitung des unter ihnen grassirenden Uebels der leidigen Pestilenz zu befürchten — aus welcher Ursache sie auch bey denen benachbarten Potentaten nirgends durchgelassen werden wollen — sondern auch vorhin erfahren haben, wie schlecht und wenig dieses Feindes Versprechen zu trauen und mit was unzähligen Arten von Kontributionen und Excessen er das Land auszusaugen gewußt. Wir haben auch zu dem Ende Unsre noch in demselben stehende Kavallerie und Infanterie bereits an die Gränze und andre Pässe beordert, zur Austheilung unter die Bürger und Bauern Gewehre und Munition bereit machen und die Passage der Elbe gehörig befestigen lassen. Unser Wille ist demnach, daß alle Unsre getreue Vasallen sich zur Auffitzung der Ritterpferde bereit halten, die Magistrate die Schützengesellschaften in gute Ordnung setzen, die Bauern die Hölzer verhauen — und daß durchgehends jedermann, der sich in Unserm Lande aufhält, sich fertig halten soll, bey erfolgendem Aufgebot an

so viel tausend Mann, als in jedem Kreise werden begehrt werden, und zwar jedesmal von der jungen Mannschaft von 20 bis 40 Jahren, bey dem ersten Aufgebot:

11,460	Mann	in der Oberlausitz
7,650	—	in der Niederlausitz
21,040	—	im Leipziger Kreise
5,800	—	— Churkreise
13,400	—	— Erzgebürgischen —
4,000	—	— Vogtländischen
1,350	—	— Neustädtschen
6,100	—	— Thüringsch. Kreise.

zusammen 84,100 Mann.

Bey dem andern Aufgebot wieder so viel; bey dem dritten desgleichen abermal, und dann, bey dem General-Aufgebot jedweder Mann für Mann, welcher mitzugehen vermag, mit Ober- und Untergewehr, auch wenn solches nicht zulänglich, mit Sensen, Heugabeln, Aexten, Beilen, Spaden ꝛc. sich unverzüglich, mit 10tägiger Verpflegung an Brodt, an den angewiesenen Sammelplatz ein-

einfinden soll — wobey denjenigen, welche diesem mit Pest angesteckten Feinde sonderbaren Abbruch thun, ein absonderlicher und stattlicher Rekompens gereicht werden soll.

Zwey Tage darauf, am 13ten September, erschien noch ein anderes Mandat, worin verschiedne Gegenstände wegen der Rüstungen noch näher bestimmt und besonders verordnet wurde, „auf den Anhöhen, ohne sonderlich kostbaren Bau, schleunigst Warten zu errichten, jede mit 5 bis 6 Mann, die abzulösen wären, stets zu besetzen, damit diese, wenn der Feind erschiene, Feuer anlegten, und so die Anzeige von seiner Anrückung ins Land verbreiteten.„

Diese Anstalten und Verordnungen beweisen, wie groß das Schrecken war, welches man noch vor den Schweden hatte, und die Stärke des Eindrucks, den sie seit dem Jahre 1707 in dem Churfürstenthum zurückgelassen hatten. Die Besorgnisse waren aber unnöthig. Sachsen brauchte nicht in Waffen zu kommen. Kein schwedisches Heer betrat dasselbe wieder. Die Umstände veränderten sich aber in der Folge so sehr, daß

August, wider das Anfangs gegebne Versprechen, mit sächsischen Truppen in Pommern erschien.

So war denn am Ende des Jahrs 1709 das Gebäude der Ehrsucht und Rachbegierde auf einmal wieder umgestürzt, das Karl mit so vieler Mühe erbauet, das ihn so viele Jahre, mit so vielem Aufwande, und mit so wenigem, eignen reellen Nutzen beschäftigt hatte. Polen besaß nun seinen rechtmäßigen König wieder. Der Beystand Peters entschied bald die Contre-Revolution. Dieser Beystand war eben so sehr Pflicht der Treue als der Dankbarkeit. Das Unglück Augusts, das so lange die Diversion der Schweden ausmachte, war sein Glück geworden. Der Sieg von Pultawa leitete ihn nun auf den sichern Weg der Eroberungen.

Diesen Weg beschloß indeß auch der dritte Feind Karls, König Friedrich der IVte von Dänemark von neuem zu versuchen. Er hatte im Jahre 1709 eine Reise nach Italien, nach Venedig und Florenz gemacht, kam auf der Rückreise am 28sten Junius zu Dresden an, erneuerte die Allianz mit dem Könige August gegen Schweden, reisete darauf mit demselben nach Berlin,

um den König von Preussen Friedrich I. zum Beytritt zu bewegen, welcher aber nicht erfolgte, und traf am Ende des Julius 1709 wieder in seinen dänischen Staaten ein. Die Allianz mit Rußland wurde am 22sten Oktober zu Kopenhagen erneuert, überdem mit dem Bischof von Münster ein Traktat zur Vertheidigung von Oldenburg und Delmenhorst geschlossen, auch von England und Holland das Versprechen erlangt, daß sie den König bey seinen Unternehmungen zur See nicht stöhren wollten. So durch Alliirte unterstützt und bey den Planen gesichert, war es der Politik angemessen, den günstigen Zeitpunkt zu benutzen zu suchen. Der Friede von Travendahl war ein Werk der Noth gewesen, und die Verbindlichkeit, ihn zu halten, war gehoben *).

*) König Friedrich war indeß Anfangs, da ihm die Hoffnung gemacht war, seinen Bruder Karl mit der Schwester des Königs von Schweden, Ulrike Eleonore zu vermählen, und bey den damaligen üblen Finanz-Umständen sehr unschlüssig, ob er von neuem Krieg anfangen sollte. Unter den Mitgliedern des Staatsraths selbst herrschte auch bey

Nachdem die Rüstungen länger betrieben waren, erschien daher schon am 28sten Oktober 1709 die Kriegs-Erklärung des dänischen Hofes gegen Schweden. Es fehlte ihr nicht an Beschwerden und Gründen. Sie betrafen viele Gegenstände, unter andern die unruhigen, friedenstöhrerischen Gesinnungen Karls überhaupt, Beeinträchtigungen im Handel, wi-

weitem keine Einschlüßigkeit darüber. 2 Geheimeräthe stimmten dafür und 4 dawider. Der Eindruck der Religion und die Vorstellungen und Bemühungen zweyer Staatsminister entschieden endlich über Friedrich. Seine eifrige Frömmigkeit hatte ihm — gewiß ein seltner Fall! — bisher viele Bedenklichkeiten gemacht. Er hielt die Erneuerung des Krieges für unchristlich, für eine Handlung gegen den Willen Gottes. Sein Beichtvater, der dänische Hofprediger, Doktor Jasperson, der von dem Großkanzler, Grafen Reventlow heimlich instruirt war, demonstrirte ihm aber bald das Gegentheil davon. Er hielt in Gegenwart des Königs in der Schloßkirche eine Predigt, worin er denselben zum Kriegführen ermunterte „Die Ehre und das Wohl des Reichs, sagte er, fodern zum Kriege auf; es ist die Pflicht der Regenten, das Unrecht zu rächen; der göttliche Beruf zum Kriege liegt selbst deutlich zu Tage, da das Land der Nachbaren so gestraft und

herrechtliche Erhöhung der Zölle, Ertheilung von Sundpässen an Ausländer, und die schwedischen Absichten und Erneuerung von Ansprüchen auf Lappmark und andre Besitzungen und Rechte, die seit undenklichen Zeiten und nach allen Rechten Dänemark gehörten. So gegründet diese Angaben waren, so unnöthig schienen andre. Ausser

in Ohnmacht versetzt ist.„ Diese politische Predigt machte ausserordentliches Aufsehn. Der deutsche Hofprediger Doktor Lütkens widerlegte von der Kanzel am selbigen Sonntage die Grundsätze, die sein Kollege am Morgen so heterodox und aufstößig geäussert hatte. Alle Prediger nahmen darauf Parthie; eben so das Volk. Lütkens hatte die Mehrheit der Meinungen auf seiner Seite. Einige Sonntage lang hörte man in allen Kirchen von Kopenhagen lauter politische Controvers-Predigten für oder wider die Rechtmäßigkeit des Krieges. Der Lärm unter dem Volke wurde so groß, daß der König verbieten mußte, auf der Kanzel irgend etwas vom Kriege zu reden. Die Neigung Friedrichs zu demselben wurde endlich durch eine nachdrückliche Vorstellung des polnisch-churfächsischen Hofes vom 10ten September völlig entschieden — und die Prediger mußten darauf alle an einem Sonntage für die Rechtmäßigkeit des Kriegs predigen.

dem Hasse und der Verachtung gegen die Dänen, hieß es, hätte Karl deutlich genug das Vorhaben zu erkennen gegeben, eben das gegen Friedrich unternehmen zu wollen, was er gegen August ausgeführt und gegen Peter vergebens versucht hätte. Ein Beweis unter andern davon sey, erstlich, daß Karl in einem Schreiben an die Generalstaaten vom 25ten May 1706 sich des Ausdrucks bedient habe: adverlae parti creviſſe ſpiritus (der Gegenparthey sey der Muth, der Unternehmungseifer gewachsen) womit auf Dänemark wäre gezielt worden. Zweytens sey 1706 zu Stockholm eine Schrift (es war ein Gedicht) unter dem Titel erschienen: Hercules genuinus Carolus, magnae Scaniae imperator (Karl, der wahre Herkules, Beherrscher von Groß-Scandinavien — oder der Held desselben) und unter der Benennung von Groß-Scandinavien sey Dänemark und Norwegen mit begriffen und gemeint.

Im Anfange des folgenden Jahres erschienen zwey schwedische Gegenerklärungen *), worin-

*) Deutsch übersetzt unter dem Titel: Schwedische unvorgreifliche Gedanken ꝛc. — und Ungrund und

nen zum Theil diese Gründe mit Laune kommentirt wurden. Die Benennung Scandinavia hieß es darin, käme bloß dem schwedischen Reiche zu, und das Wort Imperator bedeute in der angeführten Schrift keinen Kaiser oder Beherrscher — sondern einen großen Feldherrn; ein Ausdruck, der Karln mit Recht zukäme. Uebrigens hätte man sich in Dänemark auf Münzen, Grabschriften ꝛc. für die Könige öftrer Titel bedient, z. B. Augustissimus Septentrionis Monarcha; Septentrionalium Regnorum Moderator &c. (Monarch des Nordens; Beherrscher der nördlichen Reiche ꝛc.) die den Schweden nicht aufgefallen, aber buchstäblich genommen, noch weit gefährdevoller für sie wären. — Der Verfasser des dänischen Manifestes *) war der gelehrte Etatsrath und geheime Archivarius Rostgaard.

Um allen Uebeln und jenen bösen schwedischen Absichten zuvor zu kommen und dem Manifeste

Unfug des dänischen Manifestes, auf hohen Befehl vorgestellt u. s. w.

*) Es befindet sich unter andern wörtlich in dem Theatrum Europaeum 18ter Theil, für das Jahr 1709; S. 322 ff.

Nachdruck zu geben, wurden sogleich alle Anstalten zu der Winterkampagne, zu der Expedition gegen Schweden ins Werk gesetzt. Man sah nun das Gegentheil des Schauspiels, welches 1701 die Insel Seeland von seinen Nachbaren gehabt hatte. Im Anfange Novembers wurde eine Armee von 13,994 Mann Infanterie, und 2,500 Mann Kavallerie eingeschifft. Das Kommando darüber führte der Graf Christian Detlev von Reventlau, der in kaiserlichen Diensten General-Feldmarschall-Lieutenant geworden war. Friedrich selbst begleitete die Truppen. Ausser den kleinern Fahrzeugen, dienten zum Transport und zur Begleitung 12 Kriegsschiffe. Die Ueberfahrt über den Sund war bald geschehen.

Man kam am 12ten November bey dem kleinen Flusse Ra, an den Küsten von Schonen an; einer Provinz, die nach den historischen Erweisen des größten dänischen Geschichtsforschers unsrer und der vergangnen Zeit *) das eigentliche ursprüngliche Dänemark ist, von dessen Be-

*) Des Reichshistoriographen, Kammerherrn von Suhm.

sitzungen Schonen durch den Frieden von Rothschild seit 1658 getrennt worden. Die Landung fand keine Schwierigkeiten. Die Schweden wurden mit dem Kriege überrascht. Weder die Flotte noch die Truppen waren zur Vertheidigung in den nöthigen Stand gesetzt. Der Feldzug der Dänen war nicht sowohl Eroberung, als vielmehr bewaffneter Einzug und Besitzergreifung. Die kleinen Abtheilungen des schwedischen Militärs mußten sich zurück ziehen. Die Stadt Helsingborg wurde zuerst besetzt. Die Besatzung zog sich nach Landskrona. Eben so ergaben sich auch bald darauf die Städte Lund und am 12ten Januar Christianstadt. Die Besatzung zu Malmoe war jedoch so entschlossen, sich zu widersetzen. Indeß kehrte Friedrich nach seiner Residenz zurück, ließ seine Truppen, die durch Mangel an Lebensmitteln und durch eine eingerißne Seuche sehr gelitten hatten, nachdem noch mit einigen Tausend Mann verstärken, und statt des Grafen Reventlau, der krank geworden war, übernahm am 27. Februar der Generallieutenant Graf Georg Rantzau das Kommando.

Die Regierung in Schweden führte seit Karls Abwesenheit ein Kollegium von Senatoren. Nichts war natürlicher, als daß dasselbe der Gegenstand mehrerer Unzufriedenheit wurde. Es hatte die ganze ausführende Macht in Händen. Die kleine Aristokratie wurde, wie gewöhnlich, in einzelnen Stücken auch durch Privatabsichten und Leidenschaften beherrscht. Besonders war ihre Macht ein Gegenstand der Eifersucht des gesammten Korps, des Reichsraths. Wo die Regentschaft befahl, widersetzte sich öfters dieser.

Das Unglück des Vaterlandes ließ aber jetzt das Privatinteresse und die Uneinigkeit der Partheyen, die sich theils für die Prinzessinn Ulrika Eleonora, theils für den jungen Herzog Karl von Holstein-Gottorp formirt hatten, vergessen. Der Einfall der Dänen entflammte den Patriotismus und noch mehr den National-Haß des Volks. Die Stände versammelten sich in einem Ausschusse. Man berathschlagte verfügte und bestimmte die Mittel zur Vertheidigung des Landes.

Diese waren in ihrer Anlage nur schwach und eingeschränkt; allein stark durch den Willen, durch

die patriotische Erbitterung und Ehrbegierde der Nation. Man hatte den französischen Hof und andere Mächte vergebens um Beystand ersucht. Das Land war arm an regulären Truppen. Der schönste und stärkste Theil derselben war durch die Niederlage bey Pultawa dahin; ein andrer Theil befand sich in Pommern. Die Hauptstütze mußte das Korps der Kriegsseminaristen werden, welches Karl eingeführt und zum Dienste hatte üben lassen, die Landmiliz. Diese wurde eilig aus ihren Kantons zusammen gezogen. Man stellte sich willig ein. Selbst Invaliden, die dem Degen längst entsagt hatten, ergriffen ihn bey dieser Gelegenheit wieder und marschirten mit. Die Equipirung der Bauernsöhne stach allerdings gegen die des dänischen Heers sehr ab. Ihr Aeusseres und ihr Anzug schienen fähiger zu seyn, Lachen als Furcht zu erregen *). Man hatte nicht

*) Die Steenbockschen Truppen, sagt ein berühmter schwedischer Geschichtschreiber, Lagerbring, machten ein Heer aus, dergleichen man wohl schwerlich, seit den Zeiten, da man sich noch mit Keulen schlug, gesehen hatte. Zerrißne Schaafpelze und Kamisöler von dem gröbsten Tuch machten gröstentheils ihre Montirung aus.

Zeit gehabt, die nöthigen Monturen verfertigen zu lassen; kaum waren die Waffen gehörig vertheilt. Alle diese Mängel und Ungelegenheiten ersetzte der Kriegseifer dieser Landtruppen. Ihre Anzahl wurde bis gegen 12000 Mann gebracht. Zu diesen kam noch ein Korps von ungefähr 8000 Mann regulirter Truppen, die aus den Hauptstädten und Provinzen gesammlet wurden. Die Militz erhielt von diesen Anführer. Zum Chef der Armee wurde der Feldmarschall und damalige Gouverneur von Schonen *), Graf Magnus Steenbock ernannt; eben der, der schon mit vieler Auszeichnung gegen die Russen kommandirt hatte, und der nachmals seinen Namen in der Geschichte durch so traurige Merkwürdigkeiten famös machte.

Die schonischen Rekruten paradirten zu Pferde mit Holzschuhen. Man nannte sie daher auch das Holzschuhregiment. Der größte Theil derselben bestand aus zusammengerafften Jünglingen und Knaben, die die Dänen spöttisch Gedepoge (Ziegenjungen) nannten. Aber die Ziegenjungen wußten sich Furcht und Respekt zu verschaffen.

*) Er war dazu im Jahr 1706 ernannt worden.

Es war mitten im Winter. Das Feuer der Krieger übertraf aber die Strenge desselben. Steenbock trat am 31. Januar von Wexiö mit ihnen seinen Marsch nach dem südlichen Theile des Reichs an. Die einzelnen Abtheilungen der Dänen mußten sich zurückziehen; auch die Belagerung von Malmoe war man genöthigt aufzuheben. Das Hauptlager der Dänen war in der Nähe von Helsingborg. In dieser Stadt hatten sie ihre Kriegsmagazine. Steenbock zog sich dahin. Der größte Theil seines Heers hatte nie einen Feind gesehen oder einer Aktion beygewohnt. Er wollte die Truppen von dem forcirten Marsche ausruhen, sie an den Feind erst gewöhnen und Befestigungen aufwerfen lassen. Die Witterung war aber dazu eben so wenig günstig, als die Neigung seiner Truppen. Alles war ungeduldig und brannte vor Begierde, dem Feinde entgegen zu gehen.

Es war der 28ste Februar 1710. Die Dänen standen in einem Lager, welches den Muth der disciplinirtesten Truppen hätte zurückschrecken können. Den rechten Flügel deckte ein Morast, den linken ein See und ein Wald. Im

Rücken war Helsingborg. Haß und Siegeswuth achteten alle diese Schwierigkeiten nicht. Steenbock benutzte diese gute Stimmung, die den Mangel der Disciplin und Erfahrung ersetzte. Er ließ die Truppen aufmarschiren. Der Angriff geschah um 1 Uhr Nachmittags, mit einer Tollkühnheit des Muths, die der Feind nicht besaß. Er traf zuerst den schönsten Theil seiner Armee, das Korps der Königl. Leibgarde. Nach einem tapfern Widerstande, der einen großen Theil derselben aufrieb und wobey selbst 8 schwedische Standarten erobert wurden, sah sie sich zum Weichen genöthigt. General Ranzau war selbst schwer verwundet worden. Die Schweden griffen darauf die Verschanzungen und die Hauptarmee selbst an. Das Treffen wurde nun allgemein, und um so blutiger, je hartnäckiger die Widersetzung war. Endlich wurde die erste Linie der Dänen getrennt, und stürzte in ihrer Unordnung auf die zweyte. Dieß gab die Entscheidung des Kampfes. Man suchte sich wieder zu formiren; vergebens. Die Unordnung wurde durch die Schweden nur noch größer; — und die einzige Rettung blieb die Flucht — nach Helsingborg. Auch diese war noch mit

Blutvergiessen und beträchtlichem Nachtheile bezeichnet. Die Schweden bekamen eine gute Anzahl Gefangner, — und erbeuteten das ganze Lager, 31 Kanonen, mehrere Fahnen und andre Kriegsinsignien. Die Anzahl der gefangnen und getödteten Dänen, (es waren darunter einige 90 Officiere) wurde von ihnen auf beynahe 8000 Mann, und die der Verwundeten, die größtentheils in Schweden zurück blieben, gegen 4000 Mann angegeben. Ihren eignen Verlust rechneten die Schweden zu 807 Todten und 2088 Verwundeten. So war durch das Unglück von ein Paar Stunden ein schöner Theil der dänischen Kriegsmacht nicht mehr. König Friedrich erhielt die Nachricht von dem Unglücke noch am Abend desselbigen Tages. Man hatte Eilboten und Jagdschiffe bereit gehalten, um den Siegesrapport zu überbringen. Das einzige Mittel, den übrigen Theil der Armee — da sie sogleich nicht hinlänglich wieder verstärkt werden konnte — vor weiterm Nachtheil zu sichern, blieb die Rückkehr ins Vaterland. Diese wurde unter Deckung der Flotte bewerkstelliget, mit welcher sie kurz vorher war übergesetzt worden. Die Schwe-

den sahen übrigens den Abzug der Dänen so gerne, als König August den der Schweden im Jahre vorher aus Polen. Friederich war mit dem Verhalten mehrerer seiner Officiere so wenig zufrieden, daß er ein Kriegsgericht über sie niederer setzte, — und sie aus seinen Diensten entließ.

So war binnen weniger als vier Monaten der dänische Feldzug gegen das Königreich Schweden entschieden und beendigt. Friedrich wollte nachdem eine Landung unternehmen, wozu er im Junius ein Heer von 36242 Mann versammelt hatte, welches der General Jobst von Scholten, der seit 1707 in russischen und darauf in holländischen Diensten gewesen war, kommandiren sollte. Wegen der Pest und anderer Umstände unterblieb aber die Expedition. Indessen unternahm der Statthalter von Norwegen, Baron von Löwendahl*) bis zum 17. Sept. einen Streifzug nach Schweden, wobey er Gothen-

*) Löwenthal gieng 1712 als Oberhofmarschall wieder in polnisch-churfächsische Dienste; st. 1740.

thenburg vergebens belagerte. Karl erhielt die Nachricht von dem Siege bey Helsingborg am 17ten April zu Bender. Sie versetzte ihn in die lebhafteste Freude und verstärkte die Kühnheit seiner Hoffnungen. „Brave Schweden, sagte er, giebt der Himmel nur, daß ich erst wieder bey euch bin, so wollen wir sie schon alle besiegen.„ Graf Steenbock wurde zur Belohnung seiner Tapferkeit zum Feldmarschall und königlichen Rath ernannt.

Bald darauf erhielt aber Karl eine andere Nachricht, die für ihn um so unangenehmer, und um so unverträglicher mit seiner Denkungsart und mit seinen Planen war, da der Sieg bey Helsingborg, und der gute Fortgang der Unterhandlungen zu Konstantinopel grade seinen Muth und seine Hoffnungen aufs stärkste belebten.

Das Haus Oesterreich und andre Mächte waren damals noch in den Spanischen Successionskrieg verwickelt. Die Dänen waren aus Schweden vertrieben. In Pommern befand sich noch der beste Theil der schwedischen Armee. Sie brauchte nun den vaterländischen Provinzen nicht

zu Hülfe zu kommen. Es war mithin nicht zu erwarten, daß dieß Militär ruhig und müßig in seinen Standquartieren bleiben würde. Man mußte besorgen, daß es gegen die deutschen Besitzungen der Feinde Karls, gegen Sachsen und Holstein, würde gebraucht werden. So entstand dann ein Krieg in Deutschland, der für das Reich überhaupt viele Ungelegenheiten erwarten ließ.

Um denselben zu verhindern, trafen der Kaiser und England und Holland eine gemeinschaftliche Verabredung, und schlossen am 10. März 1710 durch ihre Gesandten im Haag einen Traktat, (das sogenannte Haager Concert) worin sie die Neutralität des deutschen Reichs bey den Kriegsunruhen zwischen den nordischen Mächten mit der Bestimmung garantirten, daß die schwedischen sowohl als dänischen Truppen, die sich auf deutschem Boden befänden, in den Standquartieren, wo sie wären, ruhig verbleiben, und weder innerhalb noch ausserhalb des deutschen Reichs, gegen einen Feind gebraucht werden sollten. Freylich ein Traktat von eignem, besondern Inhalte. Wenigstens wurden dadurch unverhält-

nißmäßig weit mehr schwedische als dänische Truppen in Aktivität gesetzt.

Dieser Traktat wurde der Regentschaft in Schweden zur Genehmigung mitgetheilt. Die Aussicht, die Ruhe und den Besitz von Pommern gesichert zu sehen, behielt auch das Uebergewicht über die andern Bedenklichkeiten und Rücksichten *). Die Reichsräthe liessen, bis auf die weitre, entscheidende Zustimmung des Königs, ihren Beytritt zu dem Traktate am Ende des Aprils 1710 auf dem Reichstage zu Regensburg erklären. Am 2ten des Monats war dieß schon von den Ständen des deutschen Reichs geschehen. Mit Bereitwilligkeit folgten diesem Schritte die Feinde Karls; der polnisch-churfächsische Hof am

*) Der ganze Nutzen, den der herrliche Neutralitätseinfall für Schweden haben konnte, sagt Lagerbring, war der — den Krieg in das Innere des Reichs zu ziehen. — Karl selbst erklärte in der Protestation, die zu Regensburg übergeben wurde: „daß sich seine Feinde des Traktats nur zu ihrem eignen Interesse bedienen würden, dahingegen er dann von aller Hülfe entblößt wäre.„

21sten Junius, der russische am 3ten und der Dänische am 11ten Julius.

Um die Ausführung dieses Traktats zu sichern, wurde am 4ten August eine große Allianz im Haag geschlossen. Preussen und noch mehrere Reichsstände traten derselben bey. Um die Neutralität aufs kräftigste zu erhalten und jeden Ausbruch von Feindseligkeiten zu verhindern, sollte in der Gegend der Oder eine Armee von 20000 Mann zusammengezogen werden. Oesterreich, Preussen, Hannover, die Seemächte, Hessenkassel u. s. w. hatten sich verpflichtet, Truppen dazu zu stellen. Der damalige Kronprinz, nachmalige König von Preussen, Friedrich Wilhelm wollte das Oberkommando übernehmen. Allein diese Armee, die nicht zum Kriege, sondern zur Verhinderung des Kriegs bestimmt war, kam nicht zu Stande. Ihre Zusammenziehung blieb, so wie das ganze Neutralitätssystem, das so viele Unterhandlungen verursacht, so viele Höfe beschäftigt hatte — ein Plan ohne Ausführung.

Die Nachricht von demselben setzte Karl in die äusserste Entrüstung. Daß seiner Armee in

Pommern verboten seyn sollte, zu siegen und sich an seinen Feinden zu rächen — welcher Gedanke für ihn! Er eilte, einen solchen Plan, den er für erniedrigend, für eine bloße Folge gefährlicher Partheysucht hielt, zu vernichten, ließ am 11ten August und zuletzt den 30sten November förmlich zu Regensburg dagegen protestiren, und zugleich an den Höfen zu Wien und im Haag erklären, daß er seine Feinde aufsuchen würde, wo er sie fände. Das Kollegium der Regentschaft zu Stockholm erhielt eine verweisende Antwort von ihm. Wie gut hätte er gethan, wenn er ihr System genehmigt hätte! Pommern würde dann — wenigstens nicht durch die Wendung und den Gang der Begebenheiten, den er veranlaßte — zerstückelt, die Herzogthümer Bremen und Verden nicht von den Dänen eingenommen, nicht an Chur-Braunschweig gekommen seyn.

Schweden wurde damals und im folgenden Jahre durch ein andres Uebel verwüstet, das noch fürchterlicher war, als der Krieg, durch die Pest. Sie hatte sich von Polen und Liefland nach dem Norden verbreitet. Viele Tausende von Menschen — in Stockholm allein bis zum Fe-

bruar 1711 gegen 30,000 — wurden dadurch hingerafft. Ihre Verheerungen waren 1711 nicht geringer zu Kopenhagen und im Dänischen. Vom 1ten Januar bis 7ten November starben daran in ersterer Stadt 22007 und auf Seeland zusammen gegen 50,000 Menschen. Der Krieg zwischen den beyden nordischen Nachbarn wurde nach dem Erfolge der Schlacht bey Helsingborg und bey den fruchtlosen Neutralitätsunterhandlungen im Haag im Laufe des Jahrs 1710, mit so weniger Wichtigkeit zu Lande — durch Löwendahl — als zur See fortgeführt. Die schwedische und dänische Flotte, erstere 22, letztere 24 Kriegsschiffe stark, geriethen am 24sten September bey der Kiöger Bucht an einander; es kam aber zu keinem Haupttreffen. Ein dänisches Linienschiff flog in die Luft. Neckereyen und gegenseitige Störung der Handlung blieben die Haupterfolge.

Der Krieg der Dänen nützte indeß mittelbar ihrem Alliirten, dem Czar Peter. Für diesen wurde das Jahr 1710 durch Eroberungen das glücklichste seiner bisherigen Regierung und überhaupt eine der wichtigsten Epochen in der russischen

Kriegsgeschichte dieses Jahrhunderts. Schon seit dem Ende des vorigen war es der Lieblingswunsch und das ganze Bestreben Peters gewesen, Küstenland an der Ostsee zu bekommen. Sein junges Petersburg blieb immer in Gefahr, konnte nie recht aufblühen, so lange es in der Nähe von beyden Seiten herum mit feindlichem, mit schwedischem Gebiet umgeben war. Und er erhielt mehr, als er sich selbst versprochen, als er bey den kühnsten Hoffnungen erwartet hatte. König August hatte den Krieg gegen Karln mit Eroberungsabsichten auf Liefland unternommen — und Peter ihn dabey zu unterstützen und die Vortheile davon ihm zu verschaffen, versprochen. Eine Gefälligkeit verdiente die andre. Peter erwarb und behielt das selbst, was August hatte haben wollen. Schon bey ihrer Zusammenkunft zu Thorn im Jahre vorher war deshalb eine neue Verabredung und Uebereinkunft getroffen worden.

Nachdem Peter den Triumph zu Moskau gefeyert hatte, eilte er, andre Lorbeern zu sammeln. Seine Aufmerksamkeit war zuerst nach

Polen gerichtet. Hier war bereits alles wieder unterworfen — ausser den unruhigen Partheygängern und der Stadt Elbingen. Erstere reitzten nicht seine Thätigkeit, wohl aber letztere. Die Stadt war das schwedische Hauptkriegsmagazin gewesen und war es auch noch. Die schöne Beute, die zu machen war, erforderte Eile, wenn man sie bekommen wollte. Peter ließ daher einen Theil seiner Truppen in Polen vor die Stadt rücken. Die schwedische Besatzung darin bestand aus 900 Mann. Nach einem kurzen Widerstande, dessen Fortsetzung unnütz gewesen wäre, ergaben sie sich am 7 Februar. Die Einnahme verschaffte den Russen ein ansehnliches Arsenal. Ausser Ammunition und andern Kriegsgeräthschaften fanden sie daselbst 183 Kanonen nnd 157 Mörser.

Kaum war die Ostsee eröffnet, so machte sich Peter zu einer Seeexpedition bereit. Sie hatte die Eroberung von Wiburg, der Hauptstadt von Carelien, die für St. Petersburg eine unangenehme Nachbarin war, zum Gegenstande, und wurde von einer Expedition zu Lande unterstützt. Indeß ein Korps Truppen von 18000 Mann über

Schnee und gefrorne Moräste im März den Marsch dahin antrat, segelte er bald darauf selbst mit seiner neuen Flotte ab, um die Stadt zugleich von der Seeseite anzugreifen und zu sperren. Sie wurde durch eine Artillerie von 26 Mörsern und 80 Kanonen beschossen. Die Stärke der Besatzung, deren Kommandant der General Magnus Stjernsträle war, belief sich gegen 4000 Mann. Sie konnte sich noch vorerst, aber nicht in die Länge halten, und ergab sich daher, um ihr Schicksal zu erleichtern, am 10ten May, mit der Bedingung eines freyen Abzugs. Diese aber wurde nicht gehalten, und der freye Abzug mit der Gefangenschaft vertauscht.

Eben die verzweifelnde Lage, die Abwesenheit des Landesbeherrschers, der Mangel einer Hülfsarmee und der Aussichten auf andre nöthige Unterstützungen, die die Besatzung zu Wiburg zur Uebergabe genöthigt hatte, bahnte Petern bald den Weg zur Eroberung von zwey Provinzen. Riga war schon seit dem vorigen Jahre belagert, und den Winter über bloquirt gehalten worden. Der Generalgouverneur des Landes, Nils Stromberg, that zur Vertheidigung sein Aeuf-

ferstes. Die Stärke der Besatzung belief sich Anfangs gegen 12000 Mann. Die Stadt hatte sich neun Jahre vorher gegen die Armee Augusts gehalten; man war zu einer gleichen Vertheidigung gegen Peter entschlossen. Aber jetzt kam kein Karl zu Hülfe. Das Unglück der Stadt stieg zu der fürchterlichen Höhe. Das Uebel der Belagerung wurde durch ein physisches Uebel vermehrt. Es herrschte die Pest in der Stadt. Sie fand um so mehr Opfer, da Riga mit Menschen überladen war. Es starben gegen 40,000 daran. Um ihre Kostbarkeiten und ihr Leben zu sichern, hatte sich eine Menge Einwohner vom platten Lande dahin geflüchtet. Die Belagerung einer Stadt, worin die Pest wüthete, war gewiß eine seltne Kriegsunternehmung. Sie wurde noch ausgezeichneter durch das Verhalten von beyden Seiten. Die Belagerten wollten sich so wenig ergeben, als die Belagerer sich zurück begeben, obgleich jene schreckliche Seuche die Anzahl dieser auch um Tausende verringerte. Was die Pest nicht bewirken konnte, that endlich der Hunger. Ein Lof Korn wurde mit 4, ein Pfund Butter mit 15 Thalern bezahlt. Man

mangel, da die Zufuhr lange abgeschnitten gewesen war, schon zu Nahrungsmitteln seine Zuflucht nehmen, die aus der Klasse des gewöhnlichen Unterhalts ausgeschlossen sind. In diesem Zustande der Verzweiflung ergab sich am 15ten Julius 1710 die Besatzung, nach einer dreyvierteljährigen Vertheidigung, die der Krieger Karls würdig war. Ihre Stärke war bis auf 4000 Mann vermindert worden. Sie erhielt eine bessere Kapitulation, als die zu Wiburg. Es wurde bedungen, daß alle liefländische und finnländische Officiere und Soldaten in die Dienste Peters treten sollten, da sie Eingeborne der Provinz wären, die ursprünglich zum russischen Reiche gehöre und deren Besitz er jetzt wieder anträte. Um die Einwohner gegen seine Herrschaft geneigter und zu desto ergebnern Unterthanen zu machen, räumte er ihnen dabey den größten Theil der Freyheiten und Privilegien wieder ein, die sie unter Karl dem XIten verloren und durch den Abgeordneten der Stände, durch den unglücklichen Pattkull, vergebens hatten reklamiren lassen. Die Eroberung der Hauptstadt hatte die Unterwerfung des ganzen Herzogthums zur nächsten Folge. Am

18ten Julius ergab sich die Vestung Dünamünde, nachdem die Pest die Besatzung von 1900 Mann auf 300 verringert hatte, am 21sten August der Hafen, wo Karl einst ans Land gestiegen und darauf den Russen so furchtbar geworden war, Pernau, und am 19ten September wurde auch die Insel Oesel, Liefland gegen über, eingenommen.

Schon seit 1704 besaß Peter einen Theil von Esthland. Narva, dessen Belagerung ihm vier Jahre vorher eine ganze Armee gekostet hatte, war, wie schon in dem ersten Theile dieses Werks angeführt ist, mit der höchsten Wuth der Barbarey erobert worden. Aehnliche Scenen brauchten, konnten jetzt nicht erneuert werden. Die Hauptstadt der Provinz, Reval, deren Besitz für Peter, wegen ihrer Lage an der See und wegen ihres festen Hafens, so erwünscht war, folgte dem Beyspiele Riga's, ohne sich den Uebeln desselben auszusetzen. Die Russen erschienen vor der Stadt; man erklärte sich geneigt, zu kapituliren. Dieß sollte am folgenden Tage geschehen. Die Kapitulation wurde aber unnöthig. Die ganze Besatzung war auf einmal verschwunden,

indem sie sich des Nachts auf einige schwedische Schiffe einschiffte, die unvermerkt in den Hafen eingelaufen waren. Von der Bevölkerung, die gegen 50000 Menschen stark gewesen war, befanden sich durch die Verheerungen der Pest kaum noch 3000 übrig. Die Russen zogen darauf am 28sten September in die Stadt. Neun Tage vorher war auch Kexholm, einer der festesten schwedischen Plätze, dessen Lage im Ladogasee den kühnsten Angriffen Trotz zu bieten schien, nach einigem Bombardement erobert worden. Die Besatzung von 400 Mann erhielt einen freyen Abzug. So war Peter durch eine einzige Campagne, Herr von ganz Liefland, von Esthland, von Carelien und einem Theile von Finnland; eine Campagne, wodurch er sein Reich um mehr als tausend Quadratmeilen Landes erweiterte und den Flor desselben aufs stärkste begründete.

Polen hatte im Laufe des Jahrs 1710 größtentheils keine anderweitige Merkwürdigkeiten, als die fruchtlosen Bemühungen des Partheygeistes. Russische und sächsische Truppen stützten den hergestellten Thron. August war, nachdem

er den Scepter wieder mit fester Hand hielt, nach Sachsen gereiset, und hatte zu Leipzig eine Unterredung mit dem Könige von Preussen, Friedrich I. Im Anfange Februars 1710 kam er zu Warschau zurück. Am 4ten wurde der Reichstag daselbst eröffnet. Glückwünsche zu der Thronbesteigung und Bezeigungen der ergebensten Gesinnungen machten die erste Solennität aus. Allein dieß war eine Ceremonie. Die Art, wie man sich auf dem Reichstage äusserte, kontrastirte sehr damit. Die Propositionen des Königs erregten die unruhigsten Debatten. Mehrere Sitzungen waren mit den tumultuarischsten Auftritten bezeichnet. Es kam zum Säbelziehen. Die Erbitterung verschiedner Landboten, oder Deputirten des Adels, gieng so weit, daß sie den Thron für erledigt erklärten und auf eine neue Königswahl drangen. Nach einem langen und heftigen Kampfe der Partheyen waren die Hauptresultate des Reichstags folgende: Es sollte die neue Allianz mit Rußland bestätigt, die Armee der Republik verstärkt, und eine Gesandtschaft an den Czar Peter, und eben so an den Großsultan und an den Tatar-Chan geschickt werden. Bis zur Ver-

stärkung der Armee und noch länger blieben indeß die russischen Truppen in Polen.

Eine Particulair-Merkwürdigkeit des Reichstags veranlaßte noch die Stadt Danzig. Der König von Polen war bekanntlich vormals Schutzherr dieser nunmehr Preußischen Stadt. Sie hatte sich aber nicht zum Vortheile Augusts benommen. Nachdem er den Thron wieder bestiegen, machte man Schwierigkeiten, ihn als König anzuerkennen, hatte schon vorher, wie sie um Beystand ersucht war, die Thore vor ihm verschlossen, und seine Sachen und Kostbarkeiten, die er daselbst zur Verwahrung deponirt gehabt hatte, an die Schweden ausgeliefert. Die Stadt schickte eine Deputation nach Warschau. Nach längern Schwierigkeiten erhielt diese beym Könige eine Audienz — die nichts weniger als gnädig und freundlich war. Es wurde eine Kommission niedergesetzt, jene politische Versündigungen zu untersuchen. Der König foderte zum Ersatz für die ausgelieferten Sachen, eine halbe Million Kronen. Durch die Vermittlung fremder Mächte wurde aber die Mißhelligkeit, die bey den Drohungen selbst so weit gieng, daß die Dan-

ziger anfiengen, die Stadt in Vertheidigungsstand zu setzen, beygelegt, die Summe der Foderung vermindert und durch die Ueberlassung eines Zolls abgetragen.

Peter hatte das Hauptziel seiner Eroberungsabsichten im Norden erreicht. Er hoffte im Süden sicher zu seyn, hatte den Frieden mit den Türken erneuert; allein dieser wurde noch am Ende desselben Jahrs gebrochen, und die ganze Grösse Peters und das Glück seines Reichs kamen an den Rand des Verderbens, stürzten vielleicht ohne die nachgiebige Entschlossenheit des finnländischen Mädchens ein, das er zu seiner Gemahlin erhob. Die Entstehung dieser kritischen Lage rührte von dem königlichen Exulanten zu Bender und von der Thätigkeit seines polnischen Freundes her. Auf diese müssen wir daher jetzt zurück kommen.

Der lebhafte Charakter Karls stimmte zu keiner Eigenschaft weniger, als zur Geduld. Die Umstände zwangen ihn aber, sich daran zu gewöhnen. Die Hoffnungen, mit deren naher Erfüllung er sich immer schmeichelte, liessen ihn alle

alle andre Unannehmlichkeiten vergessen. Sein Aufenthalt bey Bender war übrigens durch die Wohlthätigkeit der Pforte so gut und erträglich, wie er es in seinem Unglücke nur erwarten konnte. Ausser den Diäten, die er erhielt, wurde er und sein Gefolge mit Lebensmitteln reichlich versehen. Er ahnte die Länge seines Aufenthalts in der Türkey nicht. Ohne Geldunterstützungen aus seinem Reiche, behalf er sich mit andern Finanzmitteln, mit den Zahlungen vom französischen Hofe und mit Anleihen von Handelshäusern in Konstantinopel. So wenigen Reichthum er besaß, so oft er auch in Verlegenheit kam, so freygebig war er. Das Geld kam von Konstantinopel und gieng auch größtentheils wieder dahin. Die Beförderung seiner politischen Absichten kostete vieles. Was ihm übrig blieb, verschenkte er unter sein Gefolge und die Janitscharen, die er zur Ehrenwache hatte. Sein Finanzverwalter war der Baron Grothusen. Dieser legte ihm einst eine Rechnung über die Anwendung von 60,000 Thaler vor. Sie enthielt zwey Rubriken, des kurzen Inhalts: 18,000 Thaler sind auf Befehl Sr. Majestät unter die Schweden und Ja-

nitscharen vertheilt, und das übrige ist von mir verbraucht worden. Und eine solche Administration und Offenheit des Geständnisses paßte zu dem Charakter Karls. „Nun das liebe ich, sagte er, wenn mir meine Freunde so Rechenschaft ablegen. Müllern giebt mir oft ganze Seiten zu lesen, wenn er nur einige Tausend Thaler ausgegeben hat. Wie weit mehr gefällt mir der lakonische Vortrag von Grothusen.„ So schweifte Karl in allen Tugenden aus, auch in der Wohlthätigkeit.

Die harte kriegerische Lebensart war ihm seit neun Jahren zur Gewohnheit geworden. Er setzte sie auch in der Retraite seiner Flucht fort. Ruhe und Geschäftlosigkeit waren ihm unerträglich. Noch vor Tagesanbruch stand er gewöhnlich auf, ritt, und exercirte dann seine Truppen. Sein einziges gesellschaftliches Vergnügen machte bisweilen ein Schachspiel aus. Die Figur, die er vornehmlich darin gebrauchte, und womit er die andern zu besiegen hoffte, war der König. Gewöhnlich aber verlor er das Spiel darüber.

Noch im Jahre 1710 kam ein Abgesandter seines jungen Anverwandten, des Herzogs von Holstein-Gottorp bey ihm an. Dieß war der Kammerjunker Friedrich Ernst von Fabrice *), eben der, welcher über den Aufenthalt Karls zu Bender nachmals so genaue und zuverlässige Nachrichten bekannt gemacht hat; ein junger Mann von so einnehmendem Wesen als guten bellettristischen Kenntnissen. Um sich in der Muße bey Bender zu beschäftigen, hatte er einigen Vorrath von Büchern mitgenommen. Durch ihn bekam Karl zuerst einige Liebe zur französischen Lektüre. Er fieng an, die Tragödien von Corneille und Racine und auch die Werke von Boileau zu lesen. Die Satyren dieses letztern gefielen ihm aber bald nicht. Als er in der achten Satyre die Stelle las, wo Alexander wegen der Uner-

*) Starb zu Lüneburg am 5ten Junius 1750, in einem Alter von 67 Jahren. Sein Vater war Geheimerrath und Ober-Appellations-Präsident zu Celle gewesen. Nach dem Tode Karls begab er sich aus dem Holstein-Gottorpischen in hannöversche Dienste, und wurde 1732 zum Landdrosten ernannt.

sättlichkeit seiner Eroberungsbegierde als ein Toller und Unsinniger vorgestellt wird, zerriß er das Blatt. Alexander war schon sein Original in der Jugend gewesen: er hatte ihn in mehrern Stücken erreicht, und erwartete bloß einen entscheidenden Beystand von den Türken, um seine vorige Rolle wieder zu übernehmen und ihre Größe noch weiter zu treiben.

Poniatowsky war zu Konstantinopel angekommen. Sultan Achmed regierte, wie die mehrsten seiner Vorfahren und Nachfolger, nicht selbst, sondern ließ sich regieren. Die Personen, die der Negociateur Karls wegen ihres entscheidenden Einflusses zu gewinnen hatte, waren besonders die verwittwete Mutter des Sultans, (Sultanin Validé), und noch mehr der Großvezier. Und das Glück begünstigte auch seine Bemühungen bis zu einem Grade der versprechendsten Hoffnung. Das Serail ist sonst allen Franken, oder Christen unzugänglich. Poniatowsky wußte sich indeß doch Konnexion mit der alten Prinzessin, mit der verwittweten Kaiserin zu verschaffen. Ein portugiesischer Jude zu Konstantinopel, Namens Fonseca, der als Arzt vielen Kre-

dit in großen Häusern hatte und auch am Hofe bekannt war, unterstützte ihn besonders dabey. Die Sultanin Valids erfuhr die großen Thaten des Königs von Schweden, nahm aufs lebhafteste seine Parthey, nannte ihn ihren Löwen, und machte ihrem Sohne, dem Großherrn, zu wiederholtenmalen die Vorstellung: wann er denn ihrem Löwen beystehen würde, um den Czar, den russischen Wolf, zu besiegen.

In eine gleich vortheilhafte Stimmung wurde auch Anfangs der Großvezier gesetzt. Dieses war damals Chourlouli Aly Pascha. Er besaß die oberste Staatswürde seit dem Jahre 1707. Friedliebende Gesinnungen hatten bis dahin seine Administration charakterisirt. Der französische Hof wünschte bey der Fortdauer des spanischen Successionskrieges die Pforte zum Bruche gegen Oesterreich zu bringen. Alle Bemühungen und Geldaustheilungen des französischen Ambassadeurs waren aber vergebens. Der österreichische Internuntius oder Gesandte hielt ihm das Gleichgewicht. Der Geschicklichkeit des Grafen Poniatowsky gelang es indeß, ihn in seinem friedlichen Systeme einstweilen wan-

kend zu machen. Die schriftlichen Vorstellungen Karls, die er übergab, machten mit den andern Verwendungen, Eindruck. „Ich will den Degen, sagte er, in der einen und ihren König bey der andern Hand fassen, und ihn an der Spitze von 200,000 Mann nach Moskau führen.„ Poniatowsky stand dabey in solchem Kredit, daß ihm der Großherr ein Geschenk von 100,000 Dukaten ertheilen ließ.

Alle die schönen Aussichten für Karl verschwanden aber auf einmal — durch die Zauberkraft des Geldes, und das besonders desjenigen, welches er einst selbst für sich gesammlet hatte. Indeß Poniatowsky negociirte, vertheilte der Abgesandte Peters zu Konstantinopel, Graf Tolstoy, einige Millionen des sächsischen Geldes, welches mit der schwedischen Kriegskasse bey Pultawa war erbeutet worden. Poniatowsky sah sich dadurch bald von seinem Rival besiegt. Der eigne Vortheil überwog bey dem Großvezier das Interesse des Flüchtlings zu Bender. Er kam wieder zu seinem friedlichen Systeme zurück. Alle Neigung zum Bruche gegen Rußland hörte auf. Die Verhältnisse gegen dieß Reich wurden die

freundschaftlichsten. Tolstoy stand in dem größten Ansehen, erhielt Gesandschaftsvorrechte, wie sie noch kein russischer Minister zu Konstantinopel genossen hatte; schwedische Gefangne wurden daselbst als Sklaven verkauft und dienten ihm als solche zu Aufwärtern. Peter verlangte unter diesen günstigen Umständen, daß die Pforte ihm seinen rebellischen Vasallen, den ehemaligen Hettmann der Zaporogischen Kosaken, Mazeppa, ausliefern sollte. Er wollte ihn zum Opfer für Pattkul machen, den Karl so grausam hatte hinrichten lassen. Die Auslieferung war auch schon ihrem Beschlusse nahe. Der Tod befreyte inzwischen Mazeppa von den Qualen, die ihm bevorstanden. Er starb in einem Alter von beynahe 80 Jahren bey Bender am 22. September 1710.

So lange Chourlouli das Reichssiegel trug, war mithin alle Hoffnung des Glücks und der Realisirung der Kriegsprojekte für Karl verschwunden. Die Verlegenheit ließ auf neue Mittel sinnen. Man beschloß, dem Sultan von den Intriguen und interessirten Schritten des Großveziers Nachricht zu geben. Es wurden Vorstel-

lungen entworfen, ins Türkische übersetzt, und man war auch so glücklich, sie durch Griechen, bey Gelegenheit, wenn der Sultan in die Moschee gieng, in die Hände desselben zu bringen; allein sie blieben ohne wesentlichen Erfolg. Achmed schickte Karln auf seine Klagen und Beschuldigungen ein Geschenk von 25 schönen, prächtig equipirten, arabischen Pferden, mit einem Schreiben von höflichem, aber nichts sagendem Inhalte. Auch der Großvezier sandte ihm 5 kostbare Pferde. Karl aber nahm sie mit der Erklärung an den Türken, der sie überbrachte, nicht an: „Geht zu zu eurem Herrn zurück, und sagt ihm, daß ich keine Geschenke von meinen Feinden annehme.„

Was durch Beschuldigungen nicht gelungen war, gelang endlich durch Hülfe der Eifersucht und des Partheygeistes. Poniatowsky faßte den kühnen, gefährlichen Anschlag, den Großvezier zu stürzen. Die Sultanin Validé haßte denselben; eben so war er ein Gegenstand der Unzufriedenheit und des Neides mehrerer türkischen Regierungs- und Hofbedienten. Das Zusammentreffen mehrerer Vorstellungen entschied bey Achmed. Chourlouli wurde im Junius

1710 nach Caffa in der Krimm verwiesen und daselbst im folgenden Jahre enthauptet.

An seine Stelle gelangte der Pascha zu Negroponte, Numan Kiuperli Pascha, zum Vezirate, ein Enkel des großen Kiuperli, der Candien erobert, und ein Sohn des Großveziers Mustapha Kiuperli, der in der blutigen Schlacht bey Salankemen 1691 sein Leben verloren hatte; ein Mann von unbestechlicher Rechtschaffenheit und unerschütterlicher Gerechtigkeitsliebe. Seine Erhebung war erwünscht, aber doch keine besondre Glücksveränderung für Karl. Das System Kiuperli's gieng dahin, daß es ungerecht wäre, den Czar anzugreifen, da er die Pforte nicht gereizt und beleidigt habe, und daß es zugleich eben so sehr Pflicht sey, einen unglücklichen Fürsten, der in einen fremden Staat seine Zuflucht genommen habe, mit allem, was zu seiner Bequemlichkeit gereichen könnte, zu unterstützen, und ihn mit Sicherheit auf seinen Thron zurück zu führen. Er ließ daher Karl ein Geschenk von 800 Beutel (400,000 Piaster) zustellen, mit dem Antrage, daß er entweder zu Lande oder zur See, wozu ihm der französische Ambassadeur, Feriol, führe

Gelegenheit verschaffen wollte, ruhig in seine Staaten zurückkehren möchte; ein Antrag, der mehr wie alles, wider den Sinn Karls war. Poniatowsky suchte Kiuperli zu geneigtern Gesinnungen zu bringen. Er erhielt auch, da Bestechung nichts bey demselben vermochte, so sehr das Uebergewicht des Ansehens über Tolstoy, daß ein Versuch gemacht wurde, ihn mit Gift aus dem Wege zu räumen. Dieser wurde aber glücklich entdeckt. Einer seiner eignen Bedienten, der durch Geld gewonnen war, hatte ihn durch Gift in einer Tasse Kaffee aufopfern sollen.

Kiuperli schien indeß fest entschlossen, Karln nicht zum Nachtheil eines andern mit bewaffneter Macht unterstützen zu wollen. Aber eben seine braven Gesinnungen, seine Unbekanntheit mit Kabalen und Kunstgriffen stürzten ihn, noch ehe er zwey Monate seine Würde bekleidet hatte. Sein Vorgänger hatte den Sold der Janitscharen durch ausserordentliche Einkünfte, durch Erpressungen bestritten. Kiuperli bezahlte ihn aus der Staatskasse des Großherrn. Dieser sah die Veränderung ungern, und machte ihm Vorstellungen darüber. Mit edler Entschlossenheit erklärte der

Großvezier, daß er die Kunst nicht verstehe, seinen Herrn durch Räubereyen zu bereichern. Er wurde darauf am 16ten September 1710 seiner Würde entsetzt, und nach seinem vorigen Posten, nach Negroponte, zurück geschickt.

Sein Nachfolger wurde der Pascha von Aleppo, Baltadgi Mehemet. Er war in seiner Jugend Baltadgi oder Holzhauer im Serail, und schon im Anfange des Jahrhunderts Großvezier gewesen. Bey seiner Ankunft zu Konstantinopel, im Monat Oktober, hieng die Entscheidung oder Befestigung der Verhältnisse mit Rußland nicht mehr von ihm ab. Er mußte der Neigung des Hofes folgen. Der Großherr, die Sultanin Valide, die mehrsten Mitglieder des Divans — alles war für einen Krieg gegen Rußland. Mehemet hatte nie einem Feldzuge beygewohnt. „Deine Hoheit weiß, sagte er zu Achmed, der ihm einen kostbaren Degen gegen die Russen schenkte, daß ich in meiner Jugend gelernt habe, ein Beil zum Holzhacken zu gebrauchen, aber nicht die Kunst, einen Degen zu führen, und Armeen zu kommandiren. Ich werde mich bemühen, dir gut zu dienen; bin ich aber nicht glücklich, so er-

innere dich, daß ich nicht die Schuld des Kriegs habe.„ Der russische Gesandte, Graf Tolstoy wurde darauf mit seinem Hausetat von 30 Personen in die sieben Thürme gesetzt und der Krieg am 21sten November 1710 erklärt.

Der Vorwand zu einem Kriege, den man haben wollte, wurde leicht gefunden. Die Verstärkungen Peters am Kaspischen Meere, seine Schiffsrüstungen, die Befestigungen von Asow und Taganrok konnten mit Recht Gegenstände der Eifersucht der Pforte seyn. Der Vorwand wurde aber besonders von Territorialverletzungen hergenommen. Die Russen hatten Karl nach der Schlacht bey Pultawa, 21 Meilen weit ins türkische Gebiet verfolgt und nachdem in eben demselben ein kleines Korps Schweden von 160 Mann unter dem Obersten Axel Gyllenkrok aufgehoben. Dazu kam noch ein neuerer Umstand. Der polnische Krongroßfeldherr, Joseph Potocky, ein entschloßner Anhänger Karls, dessen wir schon oben erwähnt haben, hatte mit einem Korps Tatarn und andern Truppen einen Streifzug in das russische Gebiet unternommen. Das Glück be-

gleitete ihn nicht weit. Es rückte ihm ein Korps Russen entgegen, vertrieb ihn, und setzte die Verfolgung, in Hoffnung, ihn einzuholen, bis aufs türkische Gebiet fort. Und diese Uebertretungen der Gränze waren die vorgebliche Quelle des Kriegs. Man hatte überdem die Eifersucht der Pforte durch einen Kupferstich Peters erregt. Auf demselben befand sich die Inschrift: Petrus I., Russo-Graecorum Monarcha; eine Andeutung, wie man vorgab, auf die Eroberungs-Absichten, die Peter gegen das türkische, ehemals griechische Kaiserthum, habe.

So war denn Karl zu dem Ziele gelangt, nach welchem er länger als ein Jahr so sehnlich, mit so vielem Aufwande von Mühe und Kunstgriffen, unter so abwechselnden Hoffnungen und Besorgnissen gestrebt hatte. Und kein Krieg der Pforte gegen Rußland war in diesem Jahrhunderte so glücklich, als der, welchen sie jetzt unternahm. Die folgenden Kriege hätten durch die Entscheidung desselben verhindert, hunderttausende von Menschen und Millionen an Geldern erspart werden können. Das Glück begünstigte die Türken

aufs höchste; zum Glücke Rußlands wußten sie es aber wenig zu benutzen.

Dem Czar Peter war die Arretirung seines Gesandten so unerwartet, als unangehm. Im Norden beschäftigt, mußte er nun seine Hauptaufmerksamkeit gegen Süden richten. Seine Eroberungen an der Ostsee konnten dadurch selbst wieder in Gefahr kommen; machten ihm wenigstens die Theilung seiner Macht nothwendig. Der Krieg war im Winter erklärt; dieß gab ihm glücklich Zeit, nach allen Seiten hin Vertheidigungsanstalten zu treffen. Fürst Apraxin und der Admiral van der Cruis wurden nach Asow geschickt, um die dasigen jungen Eroberungen zu decken. Fürst Menczikow erhielt die interimistische Regentschaft über die neuen Besitzungen an der Ostsee, und General Scheremetew wurde zum obersten Anführer der Armee gegen die Türken ernannt. Sie sollte aus einem Theile der liefländischen Truppen bestehen, durch verschiedne Regimenter, die in Polen standen, durch kalmückische Tatarn, mit deren Chan Peter einen Traktat geschlossen und endlich durch das Militair in den südlichen Provinzen verstärkt wer-

den. Um daselbst die nöthigen Verfügungen zu treffen, und dann den Schauplatz des Krieges zu betreten, begab sich Peter mit seiner Geliebten, Katharina, die schon als seine Gemahlin angesehen wurde, nach Moskau.

Die Pforte hatte über zehn Jahre Frieden gehabt. Ihre Kräfte zum Kriege waren desto stärker. Sie hatte dazu einen mächtigen Alliirten, den Chan der krimmschen, nogaischen und der andern Tatarn in den Küstenländern des schwarzen Meers. Die ergebnen Gesinnungen desselben gegen Karl sind schon oben erwähnt. Die Horden seiner Truppen waren allein an Anzahl weit stärker, als die ganze russische Armee. Indeß die Truppen zum Heere des Großveziers, besonders die Asiatischen, noch erst zum Marsch beordert und zusammengezogen wurden, eröffneten indeß die Tatarn im Anfange des Jahrs 1711 mit 3 Heeren den Krieg. Ihre Anführer waren der Sohn des Chans, Sultan Galga, der sich längre Zeit zu Bender bey Karl aufgehalten hatte, der polnische Krongroßfeldherr Potocky, und der neue Hettmann der unzufriednen ukrainischen Kosaken, der Nachfolger Mazeppa's, Philipp

Orlike. Man fiel in die russische Ukraine ein, raubte, plünderte und verwüstete, wenig gestöhrt, über drey Monate lang, nahm alle kleinen Oerter ein, ermordete über 6000 Einwohner, und drang längst dem Dniester, auf welchem viele Schiffe verbrannt wurden, bis nach Kiow vor. Hier fand aber der barbarische Muth das Ziel seines Glücks. Fürst Apraxin erschien mit einem russischen Korps, und die Tatarn sahen sich im Anfange des März genöthigt, mit einem ansehnlichen Verlust, und mit Hinterlassung vieler Beute, besonders einer großen Menge russischer Sklaven, sich zurück zu ziehen.

Peter zog mit großen Hoffnungen zu Felde. Er dachte die Türken mit Hülfe zweyer türkischen Fürsten und Vasallen selbst zu besiegen. Die Hospodaren der Moldau und Wallachey waren damals Demetrius Cantemir*) und Constantin Graf Brancowani;

*) Geboren 1673, starb 1723 auf seinen Gütern in der Ukraine, wo er unter russischem Schutz gelebt hatte. Schrieb in lateinischer Sprache eine Geschichte des Verfalls des türkischen Reichs, eine Beschreibung der Moldau ꝛc.

ni; ersterer ein Grieche von Geburt, und der gelehrteste Große, den die Türkey vielleicht je gehabt hat. Die Pforte hatte ihn im Jahre 1710 zum Hospodar ernannt. Er sollte Verrätherey verhindern und wurde selbst Verräther. Der Hospodar der Wallachey, Brancowani, war in dem Verdacht unerlaubter freundschaftlicher Verhältnisse mit Rußland gekommen; ein Verdacht, der auch nicht ohne Grund war. Cantemir sollte sich seiner mit List zu bemächtigen suchen, und alsdann sein Nachfolger werden. Er hatte seine Würde mit dem Versprechen bekommen, daß er von den gewöhnlichen Antrittskosten derselben befreyet seyn, auch in den ersten Jahren keinen Tribut zahlen solle. Dieß Versprechen veränderte sich aber bald in starke Kontributionsfoderungen. Mißvergnügt mit der Pforte, gab er daher den reizenden russischen Vorstellungen um so eher Gehör, da ihm die Möglichkeit, die Gewißheit der Ausführung derselben durch den Besieger der Schweden nicht zweifelhaft schien *). Mazeppa

*) Der Traktat mit dem Fürsten Cantemir war am 13ten April 1711 zu Lusk in Polen geschlos-

war durch Karl, und dieser noch mehr durch jenen verleitet und zu seinem Ruin geführt worden. Derselbe Fall erneuerte sich hier; nur mit dem Unterschiede, daß Peter durch die Nachgiebigkeit des Anführers der Türken glücklicher war. Er hatte Brancowani und Cantemir durch das Versprechen gewonnen, sie zu souverainen Fürsten worden, und zwar unter folgenden Bedingungen:

1. Daß die Moldau wieder in ihre alten Gränzen hergestellt werden, und unter dem Schutz von Rußland stehen sollte.

2. Daß der Fürst und die Unterthanen dem Czar huldigen sollten, sobald er in der Moldau angekommen sey.

3. Daß er alsdenn sogleich seine Truppen zu den Russischen stoßen und gegen die Türken agiren lassen sollte.

4. Daß der Fürst für sich und seine Nachkommen auf immer die Souverainität über die Moldau unter russischem Schutze besitzen solle.

5. Und zwar, daß keine Familie eher dazu gelangen sollte, bis die des Fürsten Cantemir ausgestorben wäre. — S. Histoire de l'Empire Othomann par Demetrius Cantemir, Prince de la Moldavie. T. II. p. 320.

sten erheben zu wollen: beyde erboten sich dagegen, mit Truppen und Lebensmitteln zu seiner Unterstützung bereit zu seyn.

Der Marsch der russischen Armee gieng also nach der Moldau. Schon am 11ten Jun. setzte Scheremetew mit der Kavallerie über den Dniester; am 30sten folgte die Infanterie nach. Man kam zu Jassy, der Hauptstadt des Landes an. Man hatte wenigen Proviant mitgenommen, weil man hoffte, ihn in Vorrath zu finden. Aber diese Hoffnung wurde auf eine schreckliche Art getäuscht! Die erwarteten Truppen und Lebensmittel waren nicht da. Cantemir kam ins Lager, aber nur von einigen inländischen Magnaten oder Bojaren begleitet. Die Moldauer wollten aus Furcht vor den Türken nicht die Waffen ergreifen. Und an Lebensmitteln litt die Provinz selbst Mangel. Heuschrecken hatten die Felder verwüstet. Noch weniger erfolgten die Versprechungen von Brancowani. Die starke Annäherung der Türken hatte ihn bewogen, sein System zu verändern. Es erschien ein Abgeordneter von ihm, mit der Erklärung, daß er vom Großvezier bevollmächtigt sey, in Friedensunterhandlung zu treten,

wenn man russischer Seits dazu geneigt wäre. Peter konnte aber diesem Antrage so wenig trauen, als einen guten Erfolg von demselben erwarten.

In dieser verzweifelten Lage ließ er seine Generale versammeln. Das Resultat ihrer Berathschlagungen fiel dahin aus, daß die Armee vorerst bey Jassy bleiben müsse, um Zufuhren von Proviant an sich zu ziehen. Dieser Beschluß wurde aber durch Cantemir rückgängig gemacht. Er stellte vor, daß er den Bau der Brücke zum Uebergange über die Donau verzögert habe, daß der Großvezier diesen Strom noch nicht passirt sey, und daß sich disseits desselben viele türkische Magazine befänden. Das Unglück Peters war, daß er keine Spione hatte und nicht weit genug Observationsdetaschements vorausgeschickt hatte.

Dem anscheinenden vortheilhaften Angeben Cantemirs gemäß, wurde daher der General Rönne mit einem Korps von 5600 Mann leichter Truppen vorausgeschickt, um sich der Magazine an der Donau zu bemächtigen. Peter selbst brach mit der Armee auf, um den Großvezier an

dem Uebergange über diesen Strom oder wenigstens über den Pruth zu verhindern und dadurch Herr der Moldau zu bleiben. Der General Janus machte mit der leichten Kavallerie die Avantgarde aus. Mit Bestürzung erfuhr man nach einem kurzen Marsche, daß die Armee des Großveziers schon größtentheils über den Pruth gegangen, und in starker Annäherung sey. Janus eilte zur Armee zurück; und anstatt die Türken mit seinen disciplinirten Truppen im offenen Felde, und während der Marschunordnung anzugreifen, entschloß sich Peter zum Rückzuge.

Die Hauptveranlassung dazu gab die Ueberlegenheit der Türken. Ihre Anzahl belief sich mit dem Troß weit über 200,000 Mann. Nach einer speciellen Angabe aus jener Zeit bestand sie, ausser dem Heere der Tatarn von 70000 Mann, aus 57862 Kavalleristen und 61803 Infanteristen; und die russische Armee kaum aus 50,000 Mann. Dabey hatten die Türken eine Artillerie von mehr als 400 Stück Geschütz; die Russen hingegen mit Mörsern und Haubitzen nur 120.

Am 19ten Julius holten die Türken die Russen ein, und beunruhigten aufs stärkste ihren Nachtrab. Die Angriffe wurden am folgenden Tage erneuert und es kam zu einem hartnäckigen Gefecht. Von den Russen wurden, nach ihrer eigenen Angabe, 752 Mann getödtet, 732 gefangen und 1872 verwundet. Der Verlust der Türken belief sich auf etwa 6000 Mann. Unter Begünstigung der Nacht zog sich Peter weiter fort und verschanzte sich an den Ufern des Pruth, in der Nähe des Dorfes Falczyn. Die Türken folgten ihm aber auf dem Fuße nach, und umzingelten ihn völlig. Auf der einen Seite breitete sich ihre Armee in Form eines halben Mondes aus, auf der andern Seite war der Pruth. Die Ufer desselben wurden, so wie die Linien der Truppen, mit Artillerie besetzt und die Russen, die zur Abhaltung der Angriffe, in ein Viereck gestellt waren, unaufhörlich beschossen. Eine Schrecklichkeit der Lage, die in unsern Zeiten gegen die Türken erneuert worden, indem der Feldmarschall Romanzow im Julius 1774 auf ähnliche Weise die Armee des Großveziers bey Schiumla eingeschlossen hielt. Die Türken wollten den Czar

Peter in der Verlegenheit, worin er sich befand, mit ihrer ganzen Macht angreifen. Der Freund Karls, der sich bey ihrer Armee befand, Graf Poniatowsky, gab dem Großvezier einen bessern Rath; nehmlich sich ruhig zu verhalten, und die feindliche Armee, die ohnedem schon Mangel an Proviant litt, durch Hunger zur eignen Ergebung zu zwingen.

Nie hatte Peter beunruhigendere, schrecklichere Stunden verlebt, als die in dem gegenwärtigen Zeitpunkte. Immer sonst entschlossen, sank ihm hier zum erstenmal der Muth. „In welch einer weit schlimmern Lage, sagte er selbst, bin ich jetzt, als mein Bruder Karl bey Pultawa!„ Die großen Plane, die ihn so lange beschäftigt, die er so glücklich betrieben hatte, die Früchte seiner Eroberungen, der junge Flor seines Reichs, seine eigne Sicherheit — alles stand jetzt in Gefahr, und auf dem Punkte, wieder vernichtet zu werden. Von Sorgen und verzweifelnden Gedanken geängstigt, schloß sich Peter in sein Gezelt ein, mit dem Befehle, daß keiner zu ihm gelassen werden sollte.

Ein Frauenzimmer, ein Landmädchen, eine schwedische Unterthanin von Geburt, wurde unter diesen Umständen die Retterin seiner Größe, die Wohlthäterin des russischen Reichs. Dieß war die Geliebte Peters, die sich mit im Lager befand, Katharina. Er hatte ihr einige Zeit vorher den Titel, Ihro Hoheit, ertheilen lassen. Indem Männer verzweifelten, hatte sie die Entschlossenheit, auf Rettungsmittel zu sinnen, und das Glück, den Faden zu finden, der aus dem Kreise des Verderbens führte. Sie begab sich zu Petern und bat ihn, einen Versuch zum Frieden zu machen. Er willigte ein. Die Generale wurden zusammen berufen. Man setzte ein Schreiben an den Großvezier auf, das Peter unterschrieb. Um demselben eine gute Aufnahme zu verschaffen, sammelte Katharina in Eile alle ihre Juweelen und Kostbarkeiten zusammen, und borgte noch dazu Ringe und Gelder von den ersten Militärpersonen. Diese Geschenke, an Werth ungefähr 200,000 Rubel, waren für den Großvezier und zum Theil mit für den bestimmt, der die rechte Hand desselben war, für seinen Kiaja oder Generaladjutanten, Namens Oßmann.

Mit dem Schreiben Peters, mit noch einem andern von dem kommandirenden Chef, Grafen Scheremetew und mit diesen Geschenken wurde ein Officier mit zwey Bedienten ins türkische Lager geschickt. Mit der ängstlichsten Sehnsucht erwartete man die Entscheidung des Schicksals. Eine Zeit von zwey Stunden war verflossen, und der Officier noch nicht zurück. Aus Besorgniß, daß er bey der fortdaurenden Kanonade erschossen, oder angehalten seyn möchte, schickte man zwey andre Officiere mit Schreiben gleichen Inhalts ab. Man befürchtete das Aergste. Es wurde Kriegsrath gehalten. Der größte Theil der Meinungen fiel dahin, daß man Alles wagen, daß man versuchen müsse, sich durchzuschlagen. Man fieng an, die nöthigen Vorbereitungen zu treffen.

Inzwischen erfolgte die Antwort des Großveziers. Sie enthielt die erfreuliche Erklärung, daß er bereit sey, auf 6 Stunden einen Waffenstillstand einzugehen, und daß man während dieses Zeitraums die Unterhandlung des Friedens versuchen könne.

Der Großvezier war kein Freund des Kriegs. Er glaubte hinlänglich zu triumphiren, wenn er der Pforte auf einmal alles das wieder verschaffte, was sie im letzten Kriege verlohren hatte. Die russischen Geschenke waren zugleich von Wirkung gewesen. Der Koran enthält die Vorschrift, daß man eine feindliche Armee, wenn sie in der Enge sey, nicht so ins Gedränge bringen müsse, daß sie zu dem Muthe der Verzweiflung ihre Zuflucht zu nehmen genöthigt werde, indem ein solches Verfahren schon öfters nachtheilige Folgen hervorgebracht hätte. Dachte auch der Großvezier nicht an die Vorschrift, so schien ihm — da Entschlossenheit und Kühnheit des Geistes ihn nicht charakterisirten, — der Muth der Russen und die Vorstellung der Möglichkeit eines nicht ganz erwünschten Ausgangs, ein mäßiges, sicheres Glück rathsamer als ein gewagtes größeres zu machen. Das Korps des Generals Rönne konnte ihn übrigens wenig beunruhigen. Unbekannt mit der Lage Peters, stand es vor Brailow, welches auch zwey Tage nach dem Frieden, mit einem Verlust von 400 Mann erobert, — und gleich darauf wieder zurück gegeben wurde.

Nach der Antwort des Großveziers wurden sogleich der Vicekanzler Baron von Schaphirow *) und der General Graf Scheremetew zur Unterhandlung des Friedens ins türkische Lager geschickt. Die Foderungen des Großveziers giengen erst unter andern dahin, daß sich die ganze russische Armee auf Gnade und Ungnade ergeben, und daß der Hospodar Demetrius Cantemir ausgeliefert werden sollte. Er ließ sich aber bald bereden, von beyden Punkten abzustehen. Der Chan der Tatarn und der Graf Poniatowsky machten die dringendsten Vorstellungen den Friedensschluß nicht so zu übereilen, und nicht so nachgiebig zu seyn. Sie waren aber größtentheils fruchtlos. Indem Poniatowsky zum Dollmetscher diente, wurde am 23sten Julius in der Ebene **) bey dem Dorfe Falczyn

*) Der nachmalige Staatsminister, Graf Heinrich Friedrich Ostermann, diente ihm bey diesem Friedensschlusse als Privatsekretair, und machte hier den ersten Schritt seines Glücks, indem er zum Kanzleysekretair erhoben wurde.

**) Diese Ebene hat den Namen Hoes jesti; das ist, wo man den Verstand verloren hat. —

der Friede mit Rußland unter folgenden Bedingungen unterzeichnet: *)

1) Die Festung Asow soll der Pforte in dem Stande, worin sie vor der Einnahme gewesen, mit ihrem Gebiete zurück gegeben werden.

2) Die Festungen Tychan, Taganrock und andre neuerbaute Forts sollen niedergerissen und nie wieder erbauet werden.

Der Großvezier Kiuperli Pascha, sagt Lagerbring, war ein nach türkischer Art sehr gelehrter Mann. Das viele Studiren machte ihn hypochondrisch. Er bildete sich ein, daß ihm beständig eine Fliege auf der Nase säße. Hatte dieser Fliegen auf der Nase, so sollte man beynahe glauben, sein Nachfolger Baltadschi Mehemet habe sie im Gehirn gehabt. Denn sonst war ein Friede unter solchen Umständen ganz unbegreiflich.

*) Der Eingang des Traktas war in folgenden demüthigenden Ausdrücken abgefaßt: „Nachdem es Gott gefallen hat, daß die siegreiche Armee der Gläubigen den Czar von Moskau und alle seine Völker an dem Fluß Pruth eingeschlossen und dergestalt geschlagen hat, daß Se. Czarisch. Majest. in die Noth gebracht worden, den Frieden zu suchen und darum öffentlich zu bitten, so ist man über folgende Bedingungen eins geworden.

3) Die Kosaken in der polnischen Ukraine und die, welche unter der Herrschaft des Tatar-Chans stehen, nicht weiter beunruhigt; die russischen Truppen aus Polen zurückgezogen;

4. 5) Die russischen Handelsleute im türkischen Gebiete geschützt; und alle türkische und russische Gefangene gegenseitig frey gelassen werden.

6) Da sich der König von Schweden unter den Schutz der Pforte begeben, so versprechen Se. Czarische Majestät aus Freundschaft, ihm eine freye, sichre Rückkehr in seine Staaten zu erlauben, auch Frieden mit ihm zu schliessen, wenn man darüber eins werden kann *).

7) Der Großherr soll demüthig gebeten werden, die irregulaire Aufführung des Czars zu vergessen, dieser freyen Abzug erhalten, wenn er den Kanzler Schaphirow und General

*) Quia Rex Sueciae protectioni Sultaneae Majestatis se commisit, idcirca Czarea Majest. amicitiae gratia se illi liberum securumque transitum in ipsius terras concessurum promittit, et si invicem convenire possunt, et pacem cum illo inituram.

Scheremetew zu Geisseln gestellt hat, daß die Bedingungen des Friedens werden vollzogen werden.

So war denn Peter gegen solche Demüthigungen und Aufopferungen, die in Vergleich der Größe der Gefahr immer nur klein waren, mit seiner Armee glücklich gerettet. Diese erhielt nun selbst die Türken zu Wohlthätern und Beschützern. Sie wurde von ihnen mit Lebensmitteln, woran sie den äussersten Mangel litt, versorgt, und zur Sicherung gegen die Anfälle der Tatarn von einem türkischen Korps bis an die Gränze begleitet. Die beyden ersten russischen Staatsbedienten im Felde und im Kabinet, Schaphirow und Scheremetew wanderten indeß, als Dulder für ihr Vaterland, nach Konstantinopel, wo sie bis zu Ende des Jahrs 1714 zurückgehalten wurden.

Indem die russische Armee abmarschirte, kam Karl bey der Türkischen an. Die Hoffnung beflügelte seine Reise. Poniatowsky hatte ihn durch einen Kourier von der kritischen Lage der Russen benachrichtigt. Er glaubte sicher, die Bahn des

Triumphs zu betreten. Wie schrecklich war seine Bestürzung, als er den Inhalt des geschlossenen Traktats erfuhr. Voller Unwillen begab er sich zum Großvezier. Entschlossen, da auch schon alles verlohren schien, wollte er denselben bereden, den Frieden wieder aufzuheben und den Russen nachsetzen zu lassen. Ein vergeblicher Gedanke! Als er die Fruchtlosigkeit seiner Vorstellungen sah, fieng er an, dem Großvezier über den geschlossenen Traktat Vorwürfe zu machen. Dieser antwortete ihm mit stolzer Gelassenheit: „Mir kommt das Recht zu, Krieg und Frieden zu schliessen und keinem andern.„ „Aber versetzte Karl, hattest du nicht die ganze moskowitische Armee in deiner Gewalt; was verpflichtete dich einen schlechten Frieden zu schliessen, da du Gesetze vorschreiben konntest, welche du wolltest. Hattest du es nicht in deiner Macht den Czar gefangen nach Konstantinopel zu führen? „Und wer hätte denn, erwiederte mit satyrischer Kälte der Großvezier, sein Reich in seiner Abwesenheit regieren sollen? Es ist nicht gut, wenn sich die Regenten ausser ihrem Lande befinden.„

Voller Erbitterung und Verzweiflung kehrte Karl am folgenden Tage nach Bender zurück. Auch hier verfolgte ihn gleichsam das Unglück. Der Dniester überschwemmte die umliegenden Gegenden. Er wurde genöthigt seinen bisherigen Lagerplatz zu verändern; und begab sich nach einem Orte eine halbe Meile von dem Dorfe Warnitza, wo er für sich ein steinernes Haus erbauen ließ.

Die Nachricht von dem Frieden verbreitete erst zu Konstantinopel viele Freude. Die Unzufriedenheit folgte aber nach, da man erfuhr, daß man weit größere Vortheile hätte erhalten können.

Der Großvezier hatte unter diesen Umständen nichts mehr zu fürchten, als die Intriguen und die Rache des Königs von Schweden. Sein ganzes Bemühen gieng deshalb dahin, ihn in Folge des Traktats auf eine sichre Weise aus der Türkey zu entfernen. Er ließ den Wiener Hof um eine freye Passage ersuchen; und darauf Karln den Antrag machen, ob er entweder unter Bedeckung von 8000 Türken durch Polen, oder durch die

die österreichischen Staaten seine Rückreise antreten wolle. Die Antwort Karls war, daß er ohne eine Begleitung von hunderttausend Mann nicht abreisen könne. Der Seraskier von Bender mußte ihm wiederholt nachdrückliche Vorstellungen machen; und dieser erhielt zur Gegenerklärung, daß man Gewalt gegen Gewalt gebrauchen und diejenigen sogleich aufhängen würde, die sich unterständen, dem Könige Anträge zu machen, die seiner Ehre und Majestät zuwider wären.

Bey dieser hartnäckigen Entschlossenheit Karls war der Großvezier auf andre Mittel bedacht, ihn entweder zur Abreise zu bewegen, oder seinen fernern Aufenthalt im türkischen Gebiete für sich unschädlich zu machen. Er ließ die Diäten und Unterhaltsmittel des Königs vermindern und die Depeschen, die er nach Konstantinopel abschickte, unterweges auffangen. Die Korrespondenz wurde indeß doch durch heimliche Wege befördert, und der Aufwand Karls eine Zeitlang, eben weil man ihn einschränken wollte, vermehrt. Er ließ seinen Hausmarschall kommen und befahl ihm, statt der zwey öffentlichen Tafeln, die bis dahin waren gehalten worden, täglich viere zu

halten. Allein die Mittel reichten zu dem Willen Karls bald nicht hin. Es wurde von den Gesandten, die bey ihm waren, von seinen eignen Officiers, selbst von den Janitscharen, die er bereichert hatte, Geld für ihn geborgt.

Ein reisender französischer Kaufmann, Namens la Mottraye,*) der sich einige Zeit im Lager bey ihm aufhielt, fand Mühe bey einem englischen Kaufmanne zu Konstantinopel nur ein Anlehn von 5000 Pfund Sterling gegen große Interessen aufzubringen. Er hatte auf seiner Reise dahin zugleich Briefe von Karln mitgenommen. Um sie vor Konfiskation zu sichern, hatte er sie in seine Schreibtafel gelegt, die er mit frommer Miene in der Hand trug und sie für sein Gebetbuch ausgab.

Die Subsistenz-Verlegenheit Karls, und die diplomatische Inquisition gegen ihn, wurde indeß bald gehoben; — und seinen kühnen Hoff-

*) Man hat von ihm selbst eine Beschreibung seiner Reise, in der das Wichtigste ohnstreitig das ist, was er von Karln erzählt, die Schrift ist mehrmals ins Teutsche übersetzt worden.

nungen einstweilen eine neue Aussicht geöffnet. Czar Peter zögerte mit der Uebergabe von Asow und mit der Erfüllung einiger andrer Bedingungen des Traktats von Falczyn. Im Divan herrschten Eifersucht und Kabalen. Die Wirkungen derselben trafen den interessirten, unpatriotischen Urheber des Friedensschlusses, den Großvezier Baltadgi Mehemet und seinen Gehülfen, den Kiaja Osmann. Dieser wurde strangulirt. Man fand bey ihm die Ringe der Czarin und eine beträchtliche Anzahl sächsischer Goldstücke; alles Kostbarkeiten aus den Zeiten der Kampagne her. Sein Beförderer, der Großvezier, wurde am 20sten November 1711 abgesetzt, nach der Insel Lemnos relegirt, wo er drey Jahre darauf starb; der Janitscharen-Aga, Jussuph Pascha, ein Georgier von Geburt, zu seinem Nachfolger erwählt, und am 17ten December darauf der Krieg gegen Rußland von Neuem erklärt.

Er kam aber nicht zum Ausbruche. Der französische Ambassadeur, Desalleurs, suchte aufs eifrigste, denselben zu bewirken. Dagegen bemühten sich die Gesandten von Oesterreich, Eng-

land und Holland, ihn zu verhindern. Ihre Vorstellungen und die Versprechungen Peters behielten das Uebergewicht, und am 13ten April 1712 wurde der neue Friede in 7 Artikeln unter folgenden Bedingungen geschlossen.

Der Czar soll binnen 3 Monaten alle seine Truppen aus Polen ziehen, und sich auf keinerley Weise in die Angelegenheiten dieses Reichs mischen. Wenn die hohe Pforte selbst beschliessen sollte, den König von Schweden mit seinen und mit türkischen Truppen durch Moskau bis in seine Lande zurückzuführen, so soll beym Hin- und Rückmarsch weder den schwedischen noch den türkischen Truppen einige Beleidigung geschehen. Die neuen Forts in der Ukraine sollen an die Kosaken zurück gegeben, in den Gegenden von Asow keine neue Forts erbauet, statt der 60 eisernen Kanonen, die man in dieser Festung vorgefunden, die ehemals vor der russischen Einnahme daselbst befindlich gewesenen 60 metallenen Stücke oder deren Werth zurück gestellt und gegenwärtiger Friede auf 25 Jahr erneuert werden.

Vier Tage, nachdem dieser Friede unterzeichnet war, am 17ten April 1712, erließ der

Sultan Achmed ein Schreiben an Karln, worin er zur Rückkehr nach seinen Staaten angewiesen wurde. Dieses Schreiben war folgenden Inhalts:

„Dem Mächtigsten unter den Monarchen, die Jesus anbeten, dem Rächer des Unrechts und der Beleidigungen, dem Beschützer der Gerechtigkeit in den Königreichen und Republiken des Südens und Nordens, dem Glänzenden in Majestät, dem Freunde der Ehre und des Ruhms und Unsrer erhabenen Pforte, Karln König von Schweden, dessen Unternehmungen der Allmächtige mit Segen kröne.

„Sobald der durchlauchtigste Achmed die Ehre haben wird, Euch dieses mit Unserm kaiserlichen Siegel versehenes Schreiben zu übergeben, so könnet Ihr von der Wahrheit und Aufrichtigkeit Unsrer darin enthaltenen Absichten versichert seyn. Obgleich Wir nemlich Willens gewesen, Unsre stets siegreiche Armee zum andernmal wider den Czar zu senden, so hat jedoch dieser Fürst, um Unsre gerechte Ahndung, wegen der von ihm verschobnen Vollziehung des an den Ufern des

Pruth geschlossnen und von Unsrer hohen Pforte bestätigten Traktats, zu vermeiden, die Stadt und Festung Asow wieder Unserm Reiche übergeben und sich durch Vermittlung der Gesandten von England und Holland, Unsrer alten Alliirten, bemüht, einen dauerhaften Frieden mit Uns zu schliessen, Wir auch sein Gesuch gewähret, und seinen Bevollmächtigten, die sich bey Uns als Geisseln befinden, Unsre kaiserliche Ratifikation übergeben haben, nachdem Wir die seinige von ihm erhalten. Wir haben dem rühmlichen und tapfern Delvet Gherai, Chan der budgiakschen, krimmschen, nogaischen und circassischen Tatarn, und Unserm weisen Rathe und Seraskier von Bender, Ismael, (die Gott erhalte und ihre Pracht und Weisheit vermehre) Unsre unverletzlichen und heilsamen Befehle gegeben, daß Ihr zufolge Eurer ersten Absicht, die Ihr auch wiederholt zu erkennen gegeben habt, durch Polen zurückkehrt. Ihr müsset daher gegen den bevorstehenden Winter, unter Leitung der Vorsehung und mit einer anständigen Begleitung, Euch zur Abreise fertig machen, um durch Polen, und zwar auf eine

friedliche und freundschaftliche Weise, in Eure Staaten zurück zu kehren. Alles, was zu Eurer Reise an Gelde, Mannschaft, Pferden und Wagen erfoderlich ist, soll Euch von der hohen Pforte gegeben werden. Wir rathen Euch aber und erwarten, daß Ihr den Schweden und andern Leuten, die sich in Eurem Gefolge befinden, ausdrücklichen und bestimmten Befehl geben werdet, daß sie keine Unordnungen begehen oder sonst etwas thun, wodurch dieser Friede und diese Allianz unmittelbar oder mittelbar gebrochen werden könnte. Hierdurch werdet Ihr Unsre Gewogenheit erhalten, von welcher Wir Euch so starke und häufige Beweise geben werden, als Wir dazu Gelegenheit erhalten. Die Truppen, die zu Eurer Begleitung bestimmt sind, sollen Befehle erhalten, die Unsern kaiserlichen Absichten in diesem Stücke gemäß sind.

Gegeben an Unsrer hohen Pforte zu Konstantinopel, den 14ten des Monats Rebgul Eures (Rabi el Aker oder April) 1124 — 1712.„

Der neue Friede, so wie dieses Schreiben waren auf einmal wieder der Umsturz aller Hoffnun-

gen Karls. Er hatte so sicher auf die abermalige glückliche Veränderung zu Konstantinopel und auf den Erfolg der Rüstungen gerechnet, daß er im Monat vorher den Befehl nach Pommern schickte, daß die dasige Armee nach Polen aufbrechen und sich den russischen Gränzen zu nähern suchen solle, um unter seiner Anführung mit den Türken gemeinschaftlich gegen die Russen zu agiren. Allein jener Armee war der Marsch verschlossen, da sich die Lage von Pommern schon seit dem Sommer 1711 sehr verändert hatte.

Karl hatte, wie schon oben erwähnt, die angebotne Neutralität wegen seiner deutschen Lande verworfen. Die Verbindung seiner drey Feinde kam dadurch wieder in Thätigkeit. Die projektirte Reichs-Observationsarmee war nicht zu Stande gekommen. Die schwedischen Truppen in Pommern wurden indeß verstärkt. Allerdings war zu erwarten, daß sie Feindseligkeiten unternehmen, daß sie entweder nach Polen aufbrechen, oder Sachsen oder Holstein angreifen würden. Um der Erfüllung dieser Besorgnisse zuvor zu kommen, die Abwesenheit Karls und die Verlegenheit seines Reichs zu benu-

tzen, wurde unter den Alliirten beschlossen, Schwedisch-Pommern mit vereinigter Macht anzugreifen.

Um im Rücken sicher zu seyn, hatte König Friedrich von Dänemark schon im Anfange des Jahrs verschiedne noch obwaltende Irrungen mit dem herzoglich Holstein-Gottorpschen Hause ausgeglichen. Der Mangel in den Finanzen erfoderte ausserordentliche Hülfsmittel. Der König verpfändete am 20sten Julius 1711 gegen einen baaren Vorschuß von 800000 Thalern die Grafschaft Delmenhorst auf 20 Jahre an Chur-Braunschweig; die Landstände von Schleswig und Holstein brachten ein Dongratuit von 50000 Thlr. auf; dazu erhielt Friedrich 300000 Rubel Subsidiengelder von Rußland.

Indeß waren die Truppen zum Feldzuge bey Rendsburg versammelt worden. Ihre Anzahl belief sich auf 26900 Mann. Hierunter waren 8900 Kavalleristen. Das Kommando über das ganze Heer führte der General Jobst von Scholten. Der König gieng mit zu Felde.

Im August 1711 wurde der Marsch angetreten. Der Herzog Friedrich Wilhelm von Meklenburg-Schwerin (starb den 31. Jul. 1713) hatte, — zum nachmaligen unsäglichem Unglücke seines Landes — den Durchmarsch, und insgeheim Rostock zum Waffenplatze verwilligt *). Die Dänen rückten ein. Um keinen nachtheiligen Hinterhalt zu haben, wurde Wismar durch ein Korps, erst unter dem Generalmajor von Schönfeld, und hernach unter dem Generalmajor Ranzau eingeschlossen — und Rostock besetzt. Indeß marschirte die Hauptarmee gegen Stralsund, vor welchem sie am 7ten September ankam.

Bey dieser Festung stand schon ein Heer von 20,000 Mann Sachsen und Russen. König August, der nach dem am 17ten April 1711 erfolgten Tode des Kaisers Joseph I., als Churfürst von Sachsen Reichsvikarius war, hatte in dem Manifeste, das er bey seinem Rückzuge nach

*) Der dänischen Armee mußten auf jedes Nachtlager 6000 Tonnen Bier, 9000 Pfund Brodt, 46 Last Haber und 340 Fuder Heu geliefert werden.

Polen erließ, und am 1sten Oktober 1709 durch ein Promemoria beym Reichstage feyerlich erklärt, daß er, falls nicht Crassau Sachsen angriffe, nie die schwedischdeutschen Provinzen beunruhigen wolle. Allein die Umstände hatten sich, und mit ihnen auch die Politik verändert. Der Feldmarschall Flemming brach mit dem besten Theile der sächsischen Armee in Pommern ein, und Czar Peter ließ dazu einen Theil seiner Truppen aus Polen stoßen.

Wie König Friedrich, war auch der König August bey der Armee gegenwärtig. Die Frucht ihrer Zusammenkunft wurde bald ein großer Plan. Am 26ten September unterzeichnete man schon im voraus einen Theilungstraktat über die Länder, die man erst erobern wollte. Zufolge desselben sollte der König von Dänemark die Herzogthümer Bremen und Verden, mit Geldentschädigung für Hannover, ferner Gothenburg, Marstrand, Wismar ꝛc.; und der König August Liefland — mit Entschädigungen für Rußland, Schwedisch-Pommern und die Insel Rügen erhalten; und der Czar zum Beytritt dieses Traktats eingeladen werden; ein Traktat, der aber so

wie die Hoffnung der baldigen Eroberung Stralsunds — einstweilen ein bloßes Projekt blieb.

Man wollte eine Festung erobern; es fehlte aber an dem Hauptmittel dazu — an Artillerie. Man hatte versucht einen Vorrath derselben aus Rostock zu bekommen; allein die Bürger wollten die Ausräumung des Zeughauses auf keine Weise zugeben. Die Sachsen und Russen erwarteten daher Artillerie von den Dänen. König Friedrich hatte endlich ihre Lieferung versprochen. Nach langem Erwarten kam auch das Geschütz auf der pommerschen Küste an. Allein hier fand sich ein neues Uebel, das man nicht vorher gesehen hatte. Die Schiffe giengen zu tief, konnten bey dem flachen Ufer sich nicht dem Lande nähern — und die Mörser und Kanonen nicht ausgeladen werden Indeß erhielt Stralsund eine Verstärkung aus Schweden; eben so auch Wismar. Der Mangel an Artillerie vereitelte auch bey dieser Stadt alle Eroberungsabsichten. Die Besatzung, die unter dem tapfern Generalmajor von Schulz stand, hatte nach mehrern vorhergegangnen, kühnen und wohlgelungnen Unternehmungen, am 5ten December einen Ausfall ge-

than, der sehr unglücklich für sie ablief. Die Dänen nahmen 46 Officiere und 1940 Gemeine gefangen und tödteten 479 Mann. Ihr eigener Verlust belief sich auf 135 Todte und 404 Verwundete. Mit Hülfe der Artillerie waren sie sicher Herren der Stadt. Ranzau wandte sich an den Herzog von Mecklenburg-Schwerin. Dieser mußte natürlich Bedenken finden, ihm Artillerie zu leihen. Indeß entschloß er sich endlich dazu. Man fieng an, die Stadt zu beschiessen, fand aber, daß die Artillerie ganz untauglich sey. Die Kanonade wurde daher am 31sten December aufgegeben, und die Belagerung von Wismar — wie die von Stralsund in eine Bloquade verwandelt. So endigte sich der Feldzug der Alliirten im Jahr 1711 ohne wesentlichen Nutzen, mit weniger Ehre, und mit dem Nachtheile, vieler fruchtlos angewandten Kosten und Bemühungen *). August kehrte nach Dresden und Friedrich nach Kopenhagen zurück.

*) Der bekannte Hofnarr, Kyau, war dem Könige August mit ins Lager gefolgt. Dieser frägte Kyau, wie ihm dieser Feldzug gefie-

Unzufrieden über die mißlungenen Belagerungen, beschloß letzterer für das kommende Jahr einen Feldzug von sichererm Erfolge vorzunehmen. Diesen versprach ihm der schwache Vertheidigungszustand der Herzogthümer Bremen und Verden, die seit dem westphälischen Frieden ebenfalls der Krone Schweden gehörten. Sie wurden von einem Statthalter regiert. Graf Nicolaus Gyllenstierna, der diese Würde bekleidete, hatte im Jahre 1711 seine Dimission, und den Grafen Moriz Welling zu seinem Nachfolger erhalten. Die Einwohner waren mit ersterem zum Theil sehr unzufrieden gewesen. Das Unglück der schwedischen Staaten drückte auch die Herzogthümer. Man erhöhte die Kontributionen, erzwang Rekruten für den auswärtigen schwedischen Dienst, verletzte die Privilegien, und die Noth blieb die letzte Entschuldigung gegen die Klagen, die geführt wurden.

Die Unzufriedenheit, die hierüber im Innern herrschte, war für Friedrich erwünscht. Um sei-

le. „Ja Ew. Majestät, antwortete er, das ist ein ganzer Krieg; er hat gar keine Stücke.„

nen Einbruch zu rechtfertigen, fehlte es ihm nicht an Gründen. Der Kommandeur einer schwedischen Fregatte, Namens Ankerstierna, hatte im August des verflossnen Jahrs vier norwegische Fahrzeuge auf der Elbe genommen. Dieß wurde als eine Verletzung der Neutralität vorgestellt, und der dadurch zugefügte Schaden auf 46,400 Thaler berechnet.

Um die drohende Gefahr abzuwenden, wandte sich die schwedische Regierung zu Stade an die deutschen Fürsten und an die Seemächte. Sie erhielt auch einige bewaffnete Unterstützung. Preussische und churbraunschweigsche Kreistruppen besetzten Verden, Stade, Ottersberg, Rothenburg und einige andre kleine Oerter *). Dazu verwandte sich die Königin An-

*) Welling hatte zur Vertheidigung der Herzogthümer vom französischen Hofe eine Geldunterstützung von 200,000 Thalern bekommen. Erbitterung und Rachsucht verschafften ihm diese Subsidie. Dänische Hülfsvölker dienten während des spanischen Successionskriegs den Alliirten gegen Frankreich. Ihre Kapitulation war bereits im Jahre 1711 abgelaufen; sie blieben indeß noch im Dienste. Um sich dadurch zu rächen,

na von England und der Kaiser Karl für die Herzogthümer. König Friedrich gab auch soweit nach, daß eine Zusammenkunft zwischen dem General von Scholten und dem schwedischen General von Crassau im April veranstaltet wurde. Die Foderungen waren aber von der Art und die Schwierigkeiten wurden so gehäuft, daß die Unterhandlungen bald abgebrochen wurden.

Nachdem Friedrich mit der nöthigen Artillerie von Sachsen unterstützt war, erließ er von Itzehoe aus, am 22sten Julius 1712 ein Ma-

ließ Ludwig der XIVte jene Gelder zum Gebrauche gegen Dänemark bezahlen. Welling gebrauchte aber das Geld mehr für sich, als zur Vertheidigung der Herzogthümer. Er konnte das Land vor Stade unter Wasser setzen, und sich durch Truppen aus Wismar, allenfalls auch aus Pommern verstärken lassen. Aber alles dieß unterblieb. Die Provinzen wurden dem Schutze, besonders von Hannover, überlassen. Welling ließ sich die schriftliche Versicherung geben, daß es selbige dem Könige von Schweden bewahren wolle; — da man schon seit längerer Zeit die Neigung des Churhauses nicht bezweifelte, selbst den Besitz der Herzogthümer zu erlangen.

Manifest, worin er seinen vorhabenden Einbruch in die Herzogthümer mit den Feindseligkeiten auf der Elbe, mit dem von Karl verworfenen Neutralitätssystem rechtfertigte und die Einwohner zur Sicherung ihres Lebens und Vermögens ermahnte, sich ruhig zu unterwerfen, und Fourage und andre Kriegsbedürfnisse — woran die Dänen im Jahre vorher in Pommern so empfindlichen Mangel gelitten hatten — nicht auf die Seite zu schaffen.

Die dänischen Truppen wurden kurz nach der Verbreitung dieses Manifests auf der Elbe eingeschifft, und am 31sten Julius bey Drochtersen und beym Kranze im Bremischen, in zweyen Abtheilungen ans Land gesetzt. Der kriegerische Einzug geschah ganz friedlich. Man fand keine feindlichen Truppen, keine Widersetzung. Der Marsch gieng zuerst nach Buxtehude. Der Magistrat ließ die Schlüssel der Stadt entgegen bringen und die Dänen besetzten sie.

König Friedrich meldete die Landung und die Besetzung der Stadt in einem eigenhändigen Schreiben seinem damaligen Großkanzler,

dem Grafen von Holstein. Dieses Schreiben charakterisirt das Verfahren der Schweden, die Unzufriedenheit der Einwohner und zugleich die deutschen Sprachkenntnisse und die guten Gesinnungen des Königs zu sehr, als daß es hier nicht angeführt zu werden verdiente. Es lautete wörtlich also:

Wir haben, Gott sey gelobet, die Dessente (descente) von beden Enden über die Elbe Glücklich und woll verrichtet, und nicht nur, keinen wiederstandt, als wir zu Lande Gekommen, vohr gefunden, sondern sint den andern Tag nach Bocktahude (Buxtehude) gegangen, und die Tohre offen vohr gefunden, und noch keinen Feint Gesehn, als das 10 Disserteurs von ihren Dragonnen auf einmahl heute mit ihre Pferde, und voller Muntirung zu uns gekommen sint, und sehr Malcontent von ihnen gewesen, welches auch Semptliche untertahnen vom Ganzen Lande sint, und haben sie auch kein ander uhrsache darzu den sie sehr Miserabel Trachtirt geworden sint von den Schweden bishero, den sie alles aus ihnen Er-

preßet haben, was sie an der Sehlen (Seele) haben, und weillen sie zu leſt (zuletzt) nichtes mehrs zugeben Gehabt, haben sie nicht nur ihr Fie (Vieh) von ihnen genommen sondern ihnen die heußer verbrant das Korn auf dem Felde verbrannt, und wie sie soden (sodann) Desperaht geworden und sich zusammen Rottirt, so ist die Schwetsche (schwedische) Cavallery auf ihnen loß gegangen und haben 150 Bauern, so kein ander Gewer als mist Forken hatte alle Toht gemacht, Ich Glaube Türken und Tartern könten es nicht schlimmer Anfangen; man mus recht mitleiden haben, wen man von den armen Einwoners Erzelen hört." —

Monsieur
vostre tres Affecionnes
Amis.
Friederich R.

Bocstahude,
den 4. Augusty.
(1712)

Von Burtehude verbreiteten sich bald die Truppen in die übrigen Gegenden der Herzogthümer. Verden und die übrigen Oerter wur-

den besetzt. Die Kriegstruppen zogen sich gegen die überlegne Macht der Dänen zurück. Bremen blieb als Reichsstadt von der Besitznehmung frey.

Die einzige Stadt, die man erobern mußte, war Stade, die Festung des Landes und der Sitz der Regierung. Die Dänen zogen den größten Theil ihrer Macht dahin, und fiengen am 8ten August die Belagerung an. Anstatt in ihren Unternehmungen von den Landesbewohnern gehindert zu werden, kamen ihnen die Bauern in der benachbarten Gegend freywillig zu Hülfe *) — und beförderten durch ihre Arbeiten bey den Laufgräben, Batterien ꝛc. selbst die Einnahme der Stadt. Dieß zeugte von der wenigen Liebe, die die schwedische Regierung besaß. Der Statthalter, Graf Welling hatte sich bey Zeiten nach Hamburg retirirt. Die

*) Wellingk hatte vor dem Einbruche der Dänen ein Aufgebot an die Landbewohner ergehen lassen, mit dem Befehl, sich dem Eindringen derselben aufs stärkste zu widersetzen, wofür sie auf ein halbes Jahr von Abgaben befreyt seyn sollten ꝛc. Die Bauern aber vertrieben, statt der Dänen, zum Theil die Schweden selbst.

Vertheidigungsanstalten in der Stadt waren nicht die stärksten. Die Kreistruppen hatten sie am 24sten August verlassen. Man hatte sich nicht genug mit Lebens- und Kriegsbedürfnissen versorgt. Dazu kamen die Verheerungen einer epidemischen Seuche, die man für die Pest hielt. Die Dänen durften unter diesen Umständen nicht an dem Erfolg der Belagerung verzweifeln. Eine zahlreiche Artillerie machte ein beständiges Feuer gegen die Stadt. Der Kommandant der schwedischen Besatzung, Generalmajor Karl Adam Stackelberg, war indessen entschlossen genug, sich aufs äusserste vertheidigen zu wollen. Der König ließ ihn zum zweytenmale zur Uebergabe auffodern. Seine Antwort war: daß er sich so lange vertheidigen würde, als er den Degen führen könne. Die Dänen brauchten darauf eine Strenge der Eroberungsmittel, die die nahe Gewißheit der Uebergabe sonst unnöthig zu machen schien. Die Niederlage bey Helsingburg und der Feldzug in Pommern kamen dabey mit in Erinnerung. Man fieng an, die Stadt von zwey Mörserbatterien zu bombardiren. Die Ruinen häuf-

ten sich mit jeder Stunde; das Hauptpulvermagazin der Festung flog auf: und bey dem Elende und Jammer, bey dem Mangel an allen Aussichten auf Hülfe und Rettung — wurde Stade schon am 6ten September 1712 eingenommen und die noch übrigen Officiere und Soldaten der Besatzung, die von 2300 Mann auf 1185, mit Einschluß von 400 Kranken herabgebracht worden war, zu Gefangnen gemacht.

Beynahe in einem Monate war mithin die Eroberung, die Einnahme der beyden Herzogthümer vollendet. Am 18ten Oktober erfolgte die allgemeine Huldigung gegen den neuen Souverain; der General von Scholten wurde zum Generalgouverneur beyder Lande ernannt; die Regierung eingerichtet; in den Hauptplätzen einige Besatzung zurück gelassen, und die dänische Armee darauf zum Rückmarsche nach Holstein beordert, um zum Theil zu einer andern Expedition gebraucht zu werden, die zwar nicht von so ausgebreitetem, aber doch von sehr lukrativem Erfolge war.

König Friedrich war mit Hamburg in Streitigkeiten begriffen. Die Stadt schrieb sich die Jurisdiktion über einige königliche oder schauenburgsche Höfe zu; und hatte die Bewohner derselben mit Steuern belegt. Der König verlegte daher seine Armee in das hamburgsche Gebiet, besonders in die Vierlande. Die Stadt sah sich darüber genöthigt, um Frieden zu bitten, gab durch einen Vergleich, der am 18ten November 1712 zu Altona geschlossen wurde, die Ansprüche auf erwähnte Jurisdiktion auf und zahlte dem Könige als Ersatz und Geschenk eine Summe von 246,000 Thalern. Er ließ darauf seine Truppen im Holsteinschen in die Winterquartiere verlegen.

Weniger thätig und glücklich als Friedrich waren im Jahre 1712 seine beyden Alliirten der Czar Peter und König August. Ersterer hatte sich nach der glücklichen Rettung aus der Verlegenheit am Pruth noch im Jahre 1711 nach Böhmen ins Karlsbad begeben, am 25sten Oktober den Feyerlichkeiten der Vermählung seines Sohnes mit der Prinzessin von Braunschweig-Wolfenbüttel zu Torgau beygewohnt, am 20sten

April 1712 seine eigne Vermählung mit der Geliebten, die seine Schutzgöttin am Pruth geworden war, mit Katharina, zu St. Petersburg vollzogen und zur Ausführung des zweyten Traktats mit den Türken, zur Verhinderung der Absichten Karls und zur Beförderung der seinigen, den noch übrigen Truppen in Polen den Befehl ertheilt, nach Pommern aufzubrechen. Das Oberkommando über die Armee führte der Fürst Menczikow. In Verbindung mit den sächsischen Truppen war sie über 30000 Mann stark. Ein Theil derselben hielt Stettin bloquirt. Fourage und Lebensmittel wurden größtentheils im Meklenburgischen erpreßt.

Peter begab sich selbst nach Pommern. Auch König August fand sich wieder bey der Armee ein. Der Hauptgegenstand der Berathschlagungen und Vornehmungen blieb die Eroberung von Stralsund. Allein, man war fast eben so unthätig und in gleicher Verlegenheit als im Jahre vorher. Um die Operationen von der Seeseite zu unterstützen, befanden sich zwey dänische Flotten unter dem General-

Admiral Güldenlöwe und dem Viceadmirale Sehested in der Nähe der pommerschen Küste. Unter Begleitung des erstern langte auch im Monat August das dänische Belagerungsgeschütz an. Es fehlten aber die flachen Böte, die König August zur Landung desselben zu verschaffen übernommen hatte. Um sich den Besitz der Stadt zu verschaffen, schien die Einnahme der gegenüber liegenden Insel Rügen nothwendig. Es wurden Truppen zur Landung eingeschifft — die Schweden vertrieben sie aber. Die beyden Monarchen und die Generalität rekognoscirten am 13ten September Stralsund. Die Besazzung that einen Ausfall, und es fehlte wenig, daß nicht Peter gefangen wurde. Er begab sich darauf wieder nach dem Karlsbade — und auch August trat, so unzufrieden wie im Jahre vorher, seine Rückreise nach Dresden an.

Indeß war man in Schweden bemüht gewesen, der Festung möglichst zu Hülfe zu kommen. Stanislaus hatte sich schon im Jahre 1711 nach Schweden begeben, seinen gewöhnlichen Aufenthalt zu Christianstadt genommen, im Oktober seinen feyerlichen Einzug

in Stockholm gehalten, und die Besorgung des Transports in demselbigen Jahre besonders befördert. Die verstärkte Belagerung von Stralsund machte auch einen neuen Sukkurs nöthig. Es fehlte aber an Truppen, und noch mehr an Gelde. Die Verlegenheit vermehrte der Unwille und Partheygeist. Graf Steenbock war zum Chef des überzuführenden Militärs und zugleich zum Oberfeldhern in Pommern ernannt worden. „Es ist besser, sagte der Sekretair Ehrenstral in einer Versammlung des Reichsraths, daß kein Gebein nach Pommern kommt, als daß Graf Steenbock dadurch Gelegenheit erhält, sich zum Könige zu begeben, von dem er mehr ein Freund als vom Reichsrathe ist.“

Die Liebe zum Könige und der Patriotismus überwogen indeß die andern Einredungen. Durch einige ausserordentliche Finanzmittel, größtentheils aber durch die freywilligen Beyträge des Adels, der Städte, und selbst wenig begüterter Personen, brachte man zur Unterstützung der Expedition eine Summe von 398,000 Thalern Silbermünze zusammen. Es wurden große

Vorräthe von Lebens- und Kriegsbedürfnissen angeschaft, und Steenbock gieng, in Begleitung des Königs Stanislaus, mit einem Truppenkorps von 7600 Mann Infanterie und 1800 Mann Kavallerie nach Pommern unter Segel.

Er landete bey Wittow, an der nördlichen Seite der Insel Rügen, am 16ten September 1712. Die schwedische Flotte des Admirals Grafen Wachtmeister deckte den Transport. Die Truppen waren längst in Sicherheit, aber noch nicht die Fahrzeuge, die mit Proviant und Munition beladen waren. Der dänische Generaladmiral Güldenlöwe, der vor dem schwedischen Admiral einige Zeit vorher gewichen war, hielt den Zeitpunkt für zu wichtig, um nicht etwas wagen zu müssen, zog noch mehrere Kriegsschiffe an sich, machte am 29sten September einen verstellten Angriff auf die schwedische Flotte — und erreichte seine Hauptabsicht wegen der Transportschiffe. Ueber 100 derselben wurden entweder verbrannt, in den Grund gebohrt oder zerstreuet. Eine Aktion, die wichtig an und für sich, aber noch wichtiger durch

die Folgen wurde. Der dänische Hof bekam nachdem die Holstein-Gottorpschen Lande — und diese Erwerbung war ursprünglich mit Güldenlöwe zu verdanken.

Der Plan des Grafen Steenbocks war zufolge der Anweisung Karls gewesen, mit Stanislaus und einer Armee von 18000 Mann nach Polen — und weiter gegen die Russen zu marschiren. Die Ausführung dieses Plans schien ihm aber jetzt unmöglich. Es fehlte an Gelde, an Lebensmitteln, die Leute zu erhalten. Der Mangel an letztern machte ihm den fernern Aufenthalt auf der Insel Rügen oder bey Stralsund eben so unmöglich. Er beschloß daher nach Mecklenburg zu marschiren, das bisher der Tummelplatz und das Versorgungsland der Feinde gewesen war. Was diese sich erlaubt hatten, war auch ihm nicht verboten.

Die verbundne russisch-sächsische Armee bey Stralsund erwartete, daß Steenbock durch Sachsen nach Polen aufbrechen würde. Man traf daher viele Anstalten, sich der Passage zu widersetzen, falls er sie versuchen sollte. Desto

ungestörter war sein Abmarsch durch die Linien und den Paß bey Dammgarten, als er sich nach Mecklenburg wandte. Er kam am 5ten November 1712 auf der Gränze dieses Landes an, bemächtigte sich der Stadt Rostock, schrieb Kontributionen und Fourage aus und drang tiefer in das Land.

Noch ehe er die Gegend von Stralsund verließ, wurde zwischen ihm, dem schwedischen General Dückert, dem polnisch-churfächsischen Feldmarschall, Grafen von Flemming und dem russischen General Bruce eine Zusammenkunft gehalten. Da der Marsch nach Polen nicht angetreten werden konnte, so war Stanislaus geneigt, seine Krone niederzulegen; ein Entschluß, den August gerne sah, und dessen Beförderung man auch andrer Seits zu wünschen schien, wenn die nordische Allianz dadurch um einen Feind vermindert werden könnte. Beyden Theilen waren aber die Schwierigkeiten und Zögerungen nicht unbekannt, die mit der Ausführung dieses wichtigen Plans verbunden seyn würden. Man gieng indeß auf 14 Tage einen Waffenstillstand ein. Steenbock willigte

darin um so bereitwilliger, da es ihm noch an mehrern Bedürfnissen, besonders an Artillerie fehlte, um seinen Feinden die Spitze bieten zu können. Er mußte sich aus Wismar damit verstärken. Und Flemming verschob die Feindseligkeiten, damit sich die Dänen erst in Stand setzen, und alles gehörig vorbereitet werden könnte, um das schwedische Heer — einzuschliessen und es in eine ähnliche Lage, wie weyland bey Pultawa zu bringen.

Kaum wurde König Friedrich von diesem Plane und dem starken Vordringen Steenbocks benachrichtigt, so brach er schleunig mit allen seinen Truppen aus dem Holsteinschen nach Mecklenburg auf, zog das Militär, welches in Rostock und bey Wismar gewesen war, an sich, und lagerte sich beym Ullenkrog, bey Wackenstedt, unweit Gadebusch.

Steenbock marschirte ihm entgegen, und traf ihn am 20sten December 1712. Das Lager der Dänen war abschreckend. Vor ihnen waren Moräste. Zur Rechten lag eine Hölzung, zur Linken Gadebusch. Dazu kam die Ueberle-

genheit des Feindes. Die Schweden waren nicht 17000, die Dänen über 24000 Mann stark. Eben indem man sich zum Kampfe bereitete, wurden sie durch ein Korps von 4000 Mann sächsischer Kavallerie, mit denen der Feldmarschall Flemming herbeyeilte, verstärkt. Festigkeit der Stellung und Ueberlegenheit des Feindes hatten Steenbock nicht bey Helsingborg geschreckt; sie schreckten auch hier nicht; seine Truppen waren disciplinirter, als die, welche er damals angeführt hatte — und von gleichem Muthe beseelt.

Nach 2 Uhr Nachmittags marschirte man gegen die Dänen auf. Flemming rieth noch dem Könige, die Schlachtordnung zu verändern; allein es war zu spät. Das Centrum der schwedischen Infanterie drang auf einem schmalen Erdstriche vor. Eine zahlreiche gute Artillerie hätte die entscheidendsten Verwüstungen unter ihr anrichten können. Allein eben daran fehlte es den Dänen; indeß die Schweden ihr Geschütz, zusammen 42 Kanonen, auf das geschickteste und thätigste gebrauchten. Ihre Infanterie war bis auf 12 Schritte ruhig gegen die Dä-

nen angerückt. In dieser kleinen Distance wurden nun die Wirkungen des Gewehrs desto treffender und verheerender. Die Dänen konnten nicht Stand halten; fiengen an zu weichen. Ein gleiches erfolgte auch bald auf den beyden Flügeln. Die schwedische Kavallerie und Infanterie drang ohnerachtet aller Schwierigkeiten des Terrains wüthend auf sie ein; die sächsische Kavallerie wich am frühesten; die Unordnung wurde allgemein und der Kampf unter den einzelnen Korps aufs hartnäckigste fortgesetzt. Nach einem tapfern, aber regellosen, vergeblichen Widerstande von zweyen Stunden, begaben sich die Dänen Schaarenweise auf die Flucht. Alle Zuredungen, alle Anstrengungen des Königs waren vergebens. Er selbst blieb mit dem Reste des Wyburgschen Regiments zuletzt auf dem Schlachtfelde. Seine Sicherheit stand in der größten Gefahr. Seine treuen Jütländer und die Annäherung der Nacht retteten ihn allein. Er begab sich nach dem benachbarten Lauenburgschen, wohin sich auch seine mehrsten Leute retirirt hatten, auf die Flucht, kam zu Ratzeburg an, ersuchte den Kommandanten,

ten, da er die Nähe der Feinde besorgte, die Thore schliessen zu lassen; aber vergebens; eilte darauf nach dem Holsteinschen und glaubte sich nicht eher sicher, als bis er zu Oldesloh angekommen war. Die Schweden verfolgten die Dänen aber nur bis zum Dorfe Radegast, eine halbe Meile vom Schlachtfelde. Der Einbruch der Nacht sowohl als die Nähe eines sächsisch-russischen Korps hielten vom weitern Nachsezzen ab.

Der Verlust der Dänen belief sich in den Paar schrecklichen Stunden gegen 7000 Mann. Ueber 2000 Todte deckten die Wahlstatt, gegen anderthalb Tausend waren verwundet und die übrigen wurden von den Schweden gefangen genommen. Unter diesen befanden sich, ausser dem General Mörner und 5 sächsischen Anführern, 96 Officiere. Die Schweden gaben ihren Verlust nur zu 600 Mann an; die Dänen schätzten ihn aber noch zweymal so hoch. Fast das ganze Lager dieser letztern, 13 Kanonen, 13 Fahnen, Pulver- und Proviantwagen ꝛc. wurden eine Beute der Schweden.

Steenbock hatte gesiegt — und befand sich demohnerachtet noch in einer kritischen Lage. Es kam darauf an, wohin er nun seinen Marsch richten sollte. Von der Bestimmung desselben hieng das Schicksal seiner Armee ab. Nach Pommern konnte er nicht zurückkehren, weil es daselbst an Unterhalt fehlte. Auch im Mecklenburgschen konnte dieser nur mit äusserster Noth herbeygeschaft werden. Und um nach Sachsen und Polen aufbrechen zu können, mußte erst die vereinigte Armee der Russen und Sachsen besiegt werden — und wenn dieß auch glückte, wie viele Verlegenheiten zeigten sich im Laufe einer so entfernten Expedition! Holstein stand allerdings offen und bot Nahrung und Gelegenheit dar, sich durch Kontributionen zu bereichern. Allein Steenbock befürchtete mit Recht — was auch nachher erfolgte, daß die Sachsen und Russen nachrücken — und ihn einschliessen dürften.

Steenbock stand, wie schon oben angezeigt worden, bey der Regentschaft zu Stockholm nicht in allgemeinem Kredite. Man war eifersüchtig auf ihn. Der Statthalter

über Bremen und Verden, Graf Wellingk, hatte sich ein größeres Ansehn und Zutrauen zu erwerben gewußt. Er war ein Feind von Steenbock. Dieser hatte die Anweisung erhalten, alle seine Operationsplane mit ihm zu verabreden. Er gieng also nach Wismar, um in der kritischen Lage, worin er sich befand, das Gutachten und die Rathschläge Wellingks zu erwarten. Sein Verfahren war dann nicht einseitig. — Und Wellingk, der sich damals als schwedischer Gesandter beym niedersächsischen Kreise zu Hamburg aufhielt, der ganz von Rache gegen die Dänen entbrannt war, die ihm seine Statthalterschaft genommen, ihn aus Stade vertrieben, seine Wohnung daselbst zerstöhrt hatten, schrieb ihm am 27sten December 1712, daß er sogleich mit der Armee nach Holstein aufbrechen, für die Beleidigungen und Gewaltthätigkeiten der Dänen der Krone Schweden auf alle Art Satisfaktion verschaffen, einen starken Schritt zu Anfange unternehmen — Altona in Brand stecken — und dann dem Könige von Dänemark drohen möchte — auf gleiche

Weise alle Oerter in Holstein zu verwüsten, wenn er nicht unverzüglich Bremen und Verden an Schweden zurück gäbe. So wurde die Rachsucht und das Privat-Interesse eines Mannes die Quelle großer, schrecklicher Begebenheiten; das Verderben einer Stadt, der Ruin einer ganzen Armee, — und bey allem einzelnen Unglücke am Ende ein überwiegendes Glück für Dännemark.

Steenbock hatte die unglückliche Schwachheit, der Anweisung Wellingks unbedingt zu folgen und sich zum Werkzeuge seiner barbarischen, rachsüchtigen Absichten gebrauchen zu lassen. Er betrat den Weg des Verderbens, rückte am 1sten Januar 1713 mit seiner Armee über die Trave ins Holsteinsche ein. Der Marsch gieng nach Altona. Die Einwohner waren durch ein Manifest, welches Steenbock unterm 30sten December zur Herrenfährde bey Lübeck erlassen hatte, wegen ihres Lebens und Vermögens beruhigt worden. Am 7ten Jan. des Abends kamen die Vorboten des Unglücks an. Der Obrist Bassewitz rückte mit einem Kommando Dragoner ein. Der Prediger Saße

bey der lutherischen Gemeinde, ein Rathssekretär und zwey Bürger begaben sich als Deputirte zu ihm und baten um Schonung der Stadt. Einige Stunden darauf kam auch der Obriste Strömfeldt mit einigen Eskadrons Kavallerie an. Beyde Kommandeurs konnten für sich nichts versprechen, gaben aber schon durch einige Aeusserungen das bevorstehende Unglück zu erkennen. Kurze Zeit nachdem sie angekommen waren, brach durch einen Zufall Feuer in einem Hause aus. Sie waren menschenfreundlich genug, ihre Leute selbst zur Dämpfung desselben zu beordern. Um Beschuldigungen und Argwohn zu vermeiden, konnte ihnen einerseits allerdings auch die Verbreitung des Brandes nicht gleichgültig seyn. Indeß brachten die Einwohner die Nacht unter unruhigen Beschäftigungen und ängstlichen Erwartungen zu.

Am folgenden Morgen, den 8ten Januar kam Steenbock von Pinneberg selbst an. Man fiel ihm bey seinem Einritte in die Stadt zu Füßen, bat um Gnade, schickte eine Deputation an ihn. Schon der Obriste Bassewitz hatte am vorhergegangenen Tage eine Brandschatzung

eingefodert. Man hatte 24,000 und zuletzt 36,000 Thaler geboten. Steenbock begab sich indeß nach Hamburg zu dem Grafen Wellingk. Sein Herz versagte ihm — so erbittert er auch selbst gegen die Dänen war — durch die Vorstellungen der Unglücklichen gerührt, auf einige Augenblicke selbst die Barbarey, die ausgeübt werden sollte. Wellingk aber bestand darauf, daß Altona zur Rache für die Einäscherung von Stade, und um Bremen und Verden desto eher wieder zu bekommen, müsse in Brand gesteckt werden.

Steenbock kam nach Altona zurück. Die Deputation begab sich wieder zu ihm. Man hatte mit dem Obersten Bassewitz um die Erlegung einer Brandschatzung von 50,000 Thalern akkordirt. Steenbock foderte nun aber eine noch einmahl so starke Summe, mit dem Bedeuten, daß wenn sie nicht geliefert würde, ehe das vor ihm stehende Licht abgeputzt würde, die Stadt an allen Ecken in Brand gesteckt werden sollte. Man bat, flehte um Zeit und Gnade; der Oberste Bassewitz fügte seine Vorstellungen zu den Bitten der Bürger; — alles vergebens. Steen-

bock machte eine Erklärung bekannt *), die er schon am Morgen zu Pinneberg unterzeichnet hatte, ließ die Deputirten arretiren — und gab den Befehl zu der Greuelscene, die die Schande seines sonst ruhmvollen Nahmens geworden ist.

Gegen 12 Uhr des Abends vertheilten sich die Soldaten, die zur Verwüstung angewiesen

*) Sie lautete also: Sr. Kön. Maj. kommandirender General en Chef, Graf Magnus Steenbock, thue hiermit kund, daß nachdem Sr. Maj. Feinde kein Bedenken getragen haben, Dero Stadt Stade, im Herzogthum Bremen, auf das grausamste zu verbrennen und in die Asche zu legen: man nicht umhin kann, dagegen Repressalien zu gebrauchen und die feindliche Stadt Altona auf eben die Weise durch Feuer und Flammen zu zerstöhren. Sollte man aber erfahren, daß die Feinde, wer sie auch wären, einige Verheerung in Sr. Königl. Majestät Ländern vornehmen sollten: so erkläre ich dagegen, in höchstgenannter Sr. Königl. Majestät Namen, daß ich nicht unterlassen werde, in der dem Feinde zubehörigen Königl. Provinz Holstein und in den andern Ländern ein gleiches zu thun, gleich wie bereits der Anfang in Altona zu machen anbefohlen worden. Datum Pinneberg, den 8ten Januar 1713.

Magnus Steenbock.

waren durch die Stadt, und steckten die Wohnungen durch Fackeln und Pechkränze in Brand. Dieser griff bald überall um sich. Bloß die lutherische und reformirte Kirche, und einige 30 Häuser blieben verschont. Die unglücklichen Einwohner hatten allein die Freyheit erhalten, den Flammen entfliehen zu können. Von ihrer Habe retteten sie in der Eile nur weniges. Es herrschte die grimmigste Kälte. Die Dörfer herum waren von Schweden besetzt. Ueber die Elbe konnte man in der Nacht nicht entfliehen. Die Thore von Hamburg waren verschlossen. Der Magistrat gieng von den Gesetzen des Thorschlusses nicht ab. Das nachmalige Vorgeben, daß unter den Einwohnern von Altona sich die Pest geäussert habe, hatte auf die Verweigerung, sie einzulassen, den wenigsten Einfluß. Der Hauptgrund dazu war die Besorgniß, daß die Schweden es als eine Verletzung der Neutralität ansehen, und Feindseligkeiten darüber verüben mögten. Die Wohnungen ausserhalb Hamburg an der Gränze von Altona, die Schiffe auf der Elbe und Landhäuser waren die Hauptzuflucht der Unglücklichen. Der ärmere Theil

blieb ohne Obdach und suchte sich in Sandgruben auf dem Hamburger Berge gegen die Kälte zu schützen.

Wellingk gab am selbigen Abend ein grosses Festin zu Hamburg. Wie die Stadt in vollen Flammen stand, ließ er auf das Wohl von Hamburg trinken, und führte mit höllischem Wohlgefallen seine Gäste auf den Wall, um das schöne Illuminationsschauspiel zu sehen, das er angestellt hatte. „Das ist ein Tag, ein Anblick, sagte er, den die Hamburger längst gewünscht haben, wofür sie mir danken werden. So muß es allen dänischen Oertern ergehen, wenn wir bald Frieden haben sollen.„ Man verbreitete nachher selbst, daß Wellingk von den Hamburgern bestochen worden wäre, um Altona — bey dem Nachtheile seiner Handelskonkurrenz — zu ruiniren. Das Unwürdige und Boshafte dieser Verbreitung verdient keiner Erwähnung.

Die barbarische Zerstörung einer offnen, wehrlosen Stadt erregte allenthalben den äusser-

sten Unwillen und konnte auf keine Weise gerechtfertigt werden. Die Generale von Scholten und von Flemming machten Wellingk darüber schriftliche Vorwürfe. Dieser vertheidigte sich öffentlich damit, daß sich in Altona ein großes dänisches Magazin befunden; daß sich die Bürgerschaft bey Lieferung der Brandschatzung zu saumselig bezeigt; daß man Stade verwüstet und daß auch der Czar einige Oerter in Liefland in Brand gesteckt habe; eine Vertheidigung, die den Urheber des Unglücks nur noch verhaßter machte.

Rache und Verderben folgten der Unthat. Der Czar Peter erfuhr sie mit der äussersten Erbitterung und ließ nachdem zur Wiedervergeltung die Städte Garz und Wolgast in Schwedisch-pommern in Rauch aufgehen. Auch der Stadt Anklam und mehrern Städten stand ein gleiches Schicksal bevor. Am ersteren Orte war schon alles zur Einäscherung bereitet, die Häuser ausgeplündert, und viele mit Stroh und Theer schon angefüllt. Anklam wurde indeß theils durch einen Zufall, theils durch die Intercession des Königs Friedrichs von Dänemark, dem der Feld-

marschall Graf von Flemming von dieser Grausamkeit der Rußischen Truppen Nachricht gegeben hatte, gerettet. Was Steenbock wegen seines Einzugs in Holstein besorgt hatte, geschah nun auch *). König Friedrich ließ seine Alliirten aufs dringendste ersuchen, ihm mit ihren Truppen zu Hülfe zu kommen. Fürst Menczikow hatte Anfangs wenig Neigung zu dem Feldzuge. König Friedrich gewann ihn durch einen kostbaren Degen, den er ihm durch den Geheimenrath Reventlau überreichen ließ; — und die sächsischen und russischen Truppen (Peter war bey letztern selbst gegenwärtig) brachen aus dem Mecklenburgischen gegen Steenbock auf.

Alles Glück verließ nun diesen. Die Annäherung der Feinde zwang ihn, eiligst aufzubre-

*) Die übeln Folgen des Marsches wurden fast allgemein vorher gesehen. „Si Mr. le Comte de Steenbock, schrieb der Baron von Leibnitz darüber 1713 an den Grafen Grimaret zu Paris, après la victoire gagnée fut retourné à Stralsund, il auroit fait plus maigre chère et auroit eu la bourse moins pesante, que lorsqu'il a poussé de Mecklenbourg dans le Holstein; mais il auroit conservé son Armée et sa gloire. Epistol. Leibnit. T. III. p. 338.

chen. Wellingk rieth ihm, eine Schlacht zu wagen. Allein seine Armee war zu schwach dazu. In Holstein gab es auch keine bleibende Stätte. Er dachte durch Schleßwig, Jütland bis nach Seeland und allenfalls nach Schweden zu kommen, und von den Dänen wenigen Widerstand zu finden. Dabey rechnete er auf den Winter, der ihm den Uebergang über die Belte möglich machen könnte.

Schon am 19ten Januar verließ er Holstein und setzte mit seiner Armee über die Eider ins Schleswigsche. Husum, Friedrichsstadt und andre Oerter wurden besetzt, Kontributionen ausgeschrieben, und ein Manifest an die Einwohner erlassen, daß sie den Feinden der Schweden nicht den geringsten Vorschub leisten sollten. Steenbock kam aber bald ins Gedränge *). Die Dänen erhielten aus Norwegen eine

*) Selbst in der Türkey sah man bald die unglücklichen Folgen des Marsches ein, den Steenbock unternommen hatte. Le Roi commence insensiblement, schrieb der Baron von Fabrice am 23. April 1713 aus Adrianopel an den Baron von

Unterstützung von 6000 Mann, und schon am 24sten Januar verband sich König Friedrich, der in der Eile so viele Truppen gesammlet hatte, auf der Kropper Heide mit den Russen und Sachsen.

Der Einzug Steenbocks ins Schleswigsche wurde das Unglück des Holstein-Gottorpschen Hauses. Seine Lage brachte die Regierung desselben in die schrecklichste Verlegenheit. Der Herzog von Holstein-Gottorp Friedrich, ein Schwager Karls XII., hatte in der Schlacht bey Klissow 1702 sein Leben verloren. Sein Sohn Karl Friedrich war erst zwey Jahre alt wie er starb. Der Onkle dieses jungen Prinzen, der in Schweden erzogen wurde, der Bischof von Lübeck, Christian August, übernahm daher bis zu der Majorennität desselben die Administration seiner Lande.

Diese wurden bey dem Kriege als neutral angesehen. Dem Grafen Steenbock schien aber

Görz, à être convaincu de la mechante manœuvre du Comte de Steenbock en passant la Trave. Je crains terriblement pour cet affaire.

alle Rettung benommen, wenn er nicht die Hauptfestung in denselben, die Stadt Tönningen zu seinem Schutze hatte. Den Schweden, dem Feldherrn des Königs, der im Anfange des Jahrhunderts ein so entschloßner Beschützer des Holstein-Gottorpschen Hauses gewesen war, diesen Schutz zu verweigern, schien so undankbar — als auch gefährlich und nachtheilig für den jungen Herzog. Er war mit der Schwester Karls, der Prinzessin Ulrike Eleonore, der nächste Erbe des schwedischen Throns — und um die Hoffnung zu demselben zu erhalten — schien es Pflicht, gefällig zu seyn.

Anderer Seits aber drohte die Gefälligkeit unter diesen Umständen die unglücklichsten Folgen. Die Begünstigung, die Aufnahme der Schweden in einer gottorpschen Stadt, konnte von den Dänen als eine Verletzung der Neutralität angesehen werden, und die kriegerische Ueberziehung und Besitznehmung der Lande zur Folge haben; eine Besorgniß, die durch die längern dänischen Ansprüche noch besonders verstärkt werden mußte.

Eine fatale, bedenkliche Situation für den Administrator, den Fürstbischof von Lübeck *)! Die Hoffnung der größern Vortheile behielt endlich über die Aussicht des möglichen Nachtheils bey ihm das Uebergewicht. Er konnte und wollte die Schweden nicht verlassen; allein es war die äusserste Vorsicht und Geheimhaltung nöthig.

Um dem Könige Friedrich allen Argwohn von Unterstützungen und unneutralen Handlungen zu benehmen, wurden die beyden holsteingottorpschen Regierungsräthe, der Baron von Görz und der Graf von Dernath schon am 2ten und 13ten Januar zu ihm geschickt, um ihn der freundschaftlichen, unpartheyischen und ergebnen Gesinnungen des Administrators zu versichern.

*) Die freundschaftlichen, ergebnen Gesinnungen, die König Friedrich gegen ihn bewiesen hatte, vermehrten die Verlegenheit. Er besaß von denselben die geheime Zusicherung, daß, wenn Karl ohne Erben sterben, und der junge Herzog sein Nachfolger werden würde, er alsdann die Länder desselben bekommen solle. Im Jahre 1708 hatte ihm der König den Elephanten-Orden ertheilt. Wie veränderten sich die Verhältnisse! —

Steenbock wurde schon heimlich von ihm mit Gelde unterstützt. Das Hauptansuchen desselben gieng aber dahin, daß ihm die Festung Tönningen zum Schutz und Zufluchtsorte eingeräumt werden möchte; — und der Administrator willigte dazu ein. Am 21sten Januar 1713 wurde mit Steenbock darüber ein Traktat geschlossen, der im wesentlichen folgenden Inhalts war:

1 — 4) Se. Hochfürstl. Durchlaucht bewilligen, daß der Graf Steenbock seine Magazine unter dem Schutze der Batterien von Tönningen anlegen, auch daß, falls er in einem Treffen unglücklich seyn sollte, seine Armee sich unter diesen Schutz begeben könne.

5) Da man dänischer Seits einen solchen Schutz leicht für einen öffentlichen Friedensbruch ansehen, und nicht nur die fürstlichen Lande feindselig behandeln, sondern selbst unter seine Bothmäßigkeit zu bringen und sie dem Herzog Karl Friedrich gänzlich zu entziehen bedacht seyn könnte;

so

so verspricht dagegen der Graf Steenbock im Namen Sr. Königl. Majestät von Schweden, daß Selbige keinen Frieden mit der Krone Dänemark eingehen werden, bevor nicht das fürstliche Haus vollkommen restituirt, sondern auch wegen des erlittnen Schadens gänzlich entschädigt, und demselben deßfalls wenigstens das Amt Seegeberg mit der Herrschaft Pinneberg von der Krone Dänemark abgetreten und eingeräumt worden.

6) Se. Königl. Majestät von Schweden haben den verliehenen Schutz als eine besondre Willfährigkeit mit Verpflichtung zu allen Gegen-Dankbezeigungen anzusehen.

7) Da die hochfürstlichen Lande in Folge dieser Bewilligung leicht ruinirt, von Feinden überzogen und sowohl der Herzog Karl Friedrich als Se. Durchlaucht, der Administrator ihrer Einkünfte beraubt werden könnten, so verspricht der Graf Steenbock, im Namen Sr. Königl. Majestät von Schweden, alle diese Entziehungen baar zu liefern und zu ersetzen.

8) Verspricht der Graf Steenbock auf Treu und Glauben, und bey allem, was einen ehrlichen Mann in der Welt verbinden kann, daß er gegenwärtigen Traktat keinem anders, als allein Sr. Königl. Majestät hohen Person mittheilen und den Inhalt desselben zu keines andern Wissenschaft kommen lassen, auch wegen desselben Geheimhaltung solche Vorsicht nehmen wolle, daß man deßhalb ausser allen Sorgen seyn könne; und obgleich

9) wegen Kürze der Zeit und Entfernung Sr. Königl. Majestät in Schweden die Ratifikation dieses Traktats von Denenselben nicht eingeholt werden kann: so nimmt doch der Graf Steenbock über sich, daß er von Sr. Majestät vollkommen werde genehmigt werden.

Die Separatartikel dieses Traktats waren folgende:

„Im Fall aber wider Vermuthen die schwedische Armee eine Niederlage erleiden, und der Graf Steenbock sich unter dem Schutze der

Festung Tönningen nicht sicher genug glauben sollte: so wollen auch des Hrn. Administrators Hochfürstliche Durchlaucht hiermit einwilligen, „daß er sich mit seinen Leuten in die Festung selbst rette, wozu dem Grafen Steenbock an den Kommandanten der Festung hierbey die nöthige Ordre zugestellt wird.“ Dagegen aber verspricht er: daß er 1) nur im Fall der äussersten Noth seine Retraite in die Festung nehmen; 2) kein Kommando sich über selbige anmaßen; 3) nach Veränderung der Umstände sogleich selbige wieder räumen, und 4) sich auf keine Weise in die Privat- oder Vormundschaftsangelegenheiten des fürstl. Hauses mischen wolle.“

Zwey Tage nach Abschliessung dieses Traktats, am 23sten Januar wurde dem Kommandanten von Tönningen, Generalmajor Wolf, eine heimliche Ordre zugestellt; Steenbock mit seinen Truppen in die Festung zu lassen, wenn er es für nöthig fände. Zu mehrerer Beglaubigung war diese Ordre mit der Unterschrift des abwesenden jungen unmündigen Herzogs versehen und schon unterm 12ten Jul. 1712 ausgefertigt. Datum und Unterschrift waren aber beyde nachge-

macht. Der Kommandant Wolf hatte indeß nun eine Rechtfertigung für sich.

Um den Schritt, der folgen sollte, desto unverdächtiger zu machen, ersuchte Steenbock am 24ten Januar den Administrator zum Scheine, daß er ihm die Festung Tönningen einräumen lassen möchte. Dieser aber schlug am 28sten Januar die Bitte unter vielen nachdrücklichen Gründen — die Dänemark nachher gegen ihn selbst gebrauchte, — ab. Er ertheilte selbst dem Generalmajor Wolf öffentlich den Befehl, keinen Fremden in die Festung zu lassen, bey Verlust seines Lebens.

Steenbock wurde indeß in der südwestlichen Ecke von Schleswig durch die Truppen der Alliirten, die über 30000 Mann ausmachten, immer enger eingeschlossen. Am 26sten Januar 1713 zog er sich auf die Ebene bey Milsted, um ihnen Gelegenheit zur Schlacht zu geben. Man war auch Anfangs dazu geneigt *); hielt aber bald

*) Dieß zeigt unter andern ein Schreiben, welches König Friedrich um die Zeit an den Großkanz-

für besser, den Vorsatz aufzugeben; da man voraus sah, daß sich die Schweden von selbst würden ergeben müssen.

K 3

ler Grafen von Holstein erließ. Die Anführungen darin, wegen der Kriegszucht der Russen, sind charakteristisch. Es war buchstäblich also geschrieben:

Nous marschons auschourdevis *) vers lenemis & je crois que la battalg se donneras an for peou (peu) des schours (jours) si le bondieux nous abandonnera pas, i faut esperes ancore que tout iras bien par son edent (aide), nous pouvons Comptes nautres (notre) Armee surement 30000 Combattans, Quil Consistent an 103 Esquadrons et 44 Battaljons et assurement tous des braves schans (gens) le Reoussent (les Russes) donnent grande Esperances Car il ont un Err (air) du soldas des Norvegen, an fains (en fin) il promettent baucoup, et sil savent si bien Combattre Comme il savent Piljes (piller) et rouines un pejes il noront (pays, ils n'auront) assurement pas leours pareile, Car il ont disjas (deja) rouines tous les pejes de Hosten (pays de Holstein) par tout ou il sont passes tellement, quil ne soreft se remettre an plousieur Annee, et lenemis maimes noreft (même

*) Man ersieht aus der Orthographie oder Kakographie, wie der König das Französische gesprochen.

Das Schicksal derselben wurde durch die Einnahme von Friedrichsstadt beschleunigt. Die Besatzung darin bestand aus 1400 Schweden. Diese kommandirte der ehemalige Kommandant von Stade, Generalmajor Stakelberg. König Friedrich hatte ihn auf sein Ehrenwort und unter dem Versprechen in Freyheit gelassen, daß

n'auroit) assurement pas fait tan des mall commes il ont foit an si peou des temps set (c'est) assurement un pittie (pitié) de voir, et antander les pleintes des se pauvre schans (de ces pauvres gens), quil sont tout a fait Rouines, par ses prosedeoures, et il ni a poin de schousise (justice) Car il vivent des leour Piljaje parceque le Sarr (Czar) ne donne ni os Officie (aux Officiers) ni au Commoeun la moinder schossent set (chose. C'est) pourquois on nan veout poin les pounis (punir), Car il volent pas seoulement pour eus mais pour leurs Officies et Generos, et Comsla (comme cela) tout i est intereſſe.

„Wir marschiren heute gegen den Feind, und werden, wie ich glaube, binnen wenigen Tagen, die Schlacht liefern. Wenn der allgütige Gott uns nicht verläßt, so muß man noch hoffen, daß mit seiner Hülfe alles gut gehen werde. Wir können unsre Armee sicher auf 30000 Mann rechnen, die aus 103 Eskadrons und 44 Bataillons bestehen, und sicher lauter brave Leute sind. Die Russen ge-

er nie gegen ihn wieder im Kriege dienen wolle. Wellingk brachte es aber durch Drohungen dahin, daß er dieß Versprechen brach. So tapfer er Stade vertheidigt hatte, so entschlossen verhielt er sich auch zu Friedrichsstadt. Der Ort war nur mit einer Brustwehr und mit Pallisaden versehen, — und Stakelberg schlug den Czar, der

ben große Hoffnung. Sie haben das Ansehen norwegischer Soldaten. Kurz, sie versprechen viel; und wenn sie so gut zu fechten, als ein Land zu plündern und zu verwüsten verstehen, so werden sie gewiß ohne ihres gleichen seyn. „Denn sie haben schon alle Gegenden von Holstein, wodurch sie passirt sind, so verwüstet, daß selbige sich in mehrern Jahren nicht wieder werden erholen können. Die Feinde selbst würden in so kurzer Zeit nicht so vielen Schaden verursacht haben, als durch sie geschehen ist.„ Es ist wahrlich traurig, die Klagen der armen Leute zu hören, die durch ein solches Verfahren ganz ruinirt worden. Und dabey ist keine Gerechtigkeit zu erhalten. „Denn — die Russen — leben von ihren Plünderungen. Der Czar zieht weder den Officieren noch den Gemeinen das geringste. Sie werden daher nicht bestraft. Sie stehlen nicht bloß für sich, sondern auch für ihre Officiere und Generale. Auf die Art sind alle dabey interessirt.

ihn mit 8000 Mann angriff, zweymal mit beträchtlichem Verluste zurück. Endlich sah er sich genöthigt, mit Rettung der Besatzung, am 12ten Februar die Stadt zu verlassen.

Steenbock blieb nun keine weitre Retraite über, als Tönningen. Er sandte 4 Regimenter dahin ab; — sie zogen in die Festung ein, unter dem Scheine, als wenn sie sie überrumpelt hätten. Am 18ten Februar folgte Steenbock mit allen seinen übrigen Truppen dahin nach. Er sah aber gleich die Unmöglichkeit, sich daselbst halten zu können. Der geringe Vorrath in den Magazinen und die Abschneidung der Zufuhr droheten eine baldige Hungersnoth. Um dem Unglücke zu entkommen, ehe man ihn noch völlig eingeschlossen hätte, machte er in der Nacht auf den 20. Febr. einen Versuch seine Truppen über die Eider zu setzen. Er hoffte durch Holstein nach Mecklenburg zu entkommen. Es wurde eine Schiffbrücke geschlagen; allein der Fluß war angeschwollen; ein Sturm kam dazu und vertrieb die Fahrzeuge. 1650 Mann waren übergesetzt. In der Nähe des jenseitigen Ufers, im Flecken Lunden stand ein dänischer Posten. Dieser wur-

de am Morgen das feindliche Vorhaben gewahr. Sogleich rückte ein Korps Russen herbey — und die Schweden eilten, wieder nach Tönningen zu kommen.

Die Besitznehmung dieser Festung erregte indeß den Unwillen und Verdacht des dänischen Hofes. Der Administrator versicherte aufs feyerlichste, daß sie ohne seine Einwilligung geschehen sey. Allein die Politik konnte mit einer solchen Versicherung nicht zufrieden seyn. Friedrich benutzte die Gelegenheit des ungetreuen Verfahrens — ließ am 13ten May die Herzogl. Gottorpschen Oerter und zugleich das Gebiet des Administrators, das Stift Lübeck besetzen — und für sich verwalten. Seiner Lande beraubt, begab sich der Bischof nach Hamburg. Die Freundschaft gegen Steenbock wurde Unglück für ihn, und noch mehr für seinen unschuldigen, jungen Mündel, den Prinzen Karl.

König Friedrich wußte indeß noch nichts von dem geheimen Traktate, den er mit Steenbock geschlossen hatte. Graf Wellingk versicher-

te in öffentlichen Erklärungen, daß die Besitznehmung von Tönningen allein das Werk Steenbocks und der Erfolg einer erlaubten Kriegslist sey. Diese wäre ohne alles Vorwissen des Administrators ausgeführt worden. Steenbock habe den unmündigen Herzog — auf den mithin auch keine Schuld fallen könne, — zur Unterschrift des Einräumungsbefehls leicht verleiten lassen und der Kommandant von Tönnigen aus Uebereilung diesen Befehl, der ohne Verbindlichkeit gewesen sey, befolgt.

Diese Vorstellungen machten auf Friedrich Eindruck. Er zweifelte fast schon nicht mehr, daß sich die Sache wegen der Besetzung von Tönningen so verhalte. Desto mehr war die Gegenparthey besorgt, daß der Generalmajor Wolf, da man die Hauptschuld auf ihn wälzte, das ganze Geheimniß verrathen möchte. Der Baron von Görz stellte daher Friedrich vor, daß er Steenbock zur Uebergabe bereden wolle, — erhielt unter dem Vorgeben dieser Absicht Pässe nach Tönningen, — und vollführte den Endzweck seiner Sendung, nehmlich den Kommandanten Wolf zur Verschwiegenheit zu bereden, und

sich die Papiere, die sich auf den Traktat bezogen, von ihm ausliefern zu lassen. Wolf behielt indeß zu seiner Rechtfertigung Abschriften davon zurück.

Indeß bemühte er sich auf alle Weise, die Uebergabe zu verhindern und Steenbock zu retten. Sein Eifer für das Haus, dem er diente, war so ausgezeichnet, als sein Genie fruchtbar an Planen. In Hinsicht dieses kühnen, unternehmenden und erfindungsreichen Geistes haben Görz wenige Staatsminister in unserm Jahrhunderte geglichen, und noch weniger ihn übertroffen. Auf seine Vorstellung hatte der Administrator den Kaiser, das deutsche Reich und die Garants des Traventhalschen Friedens bey den Kriegsumständen im nördlichen Deutschlande um Unterstützung und Vermittlung ersucht. Der Kaiser, der König von Preussen, die Churfürsten von Hannover und von der Pfalz, Hessenkassel und der Bischof von Münster waren auch dazu geneigt. Schon am Ende des Jahrs 1712 wurde deswegen ein Kongreß zu Braunschweig bestimmt. Es sollte eine Armee von 20000 Mann aufgebracht, und der Krieg der nordischen

Mächte in Deutschland durch einen sichern Frieden beendigt werden. Allein der Kongreß und der ganze Plan kam so wenig zur Ausführung, als die Neutralitäts-Konvention, die man vorher im Haag geschlossen hatte.

Görz hoffte darauf, die Schweden durch englische und holländische Hülfe befreyet zu sehen. Die Königin Anna erbot sich wirklich, eine Flotte zum Entsatz von Tönningen absenden zu lassen, wenn Holland diesem Vorhaben beytreten würde. Allein die Generalstaaten weigerten sich dessen. Noch schmeichelte sich Görz, selbst die alliirten Feinde zur Bewilligung eines freyen Abzugs für die Schweden zu bewegen. Der Feldmarschall Flemming war auch schon unter einigen Bedingungen gewonnen. Dänischer Seits fand man aber zu viele Bedenklichkeiten.

Inzwischen wurde die Lage Steenbocks mit jedem Tage verzweifelter. Er versuchte am 2ten April 1713 durch die Belagerer durchzubrechen, aber vergebens. Der Mangel an Lebensmitteln wurde immer größer. Es fehlte selbst an trinkbarem Wasser. Die mehrsten Pferde der Kaval-

lerie wurden erstochen. Man brauchte ihr Fleisch zur Nahrung. Die Noth brachte die Soldaten aufs äusserste. Zum strengsten Gehorsame sonst gewohnt, fiengen sie an, sich zu widersetzen, desertirten zu den Feinden, drohten die Stadt zu plündern und zu verwüsten, wenn man nicht dem Elende ein Ende mache, und sich ergebe. Steenbock sahe davon längst die Nothwendigkeit ein; Görz allein hatte ihn noch abgehalten. Wellingk war der mittelbare Urheber seines Unglücks. Er hielt es für nothwendig, ihn auch bey der letzten Entscheidung zu Rathe zu ziehen, und sein Gutachten zu vernehmen.

Um alle Schuld dessen, wozu die Noth zwang, von sich abzuwälzen — und seinen Kredit bey der Regierung zu Stockholm nicht zu verlieren, schrieb der Unmensch von Hamburg an Steenbock, daß er es für das beste halte, dem Feinde entgegen zu gehen, und lieber das ganze Heer aufreiben, als mit demselben die Festung übergeben zu lassen. Steenbock rief darauf die Officiere zusammen, eröffnete ihnen den Vorschlag; — alle aber bezeugten die Unmöglichkeit, den Feind angreifen zu können. Es wurden darauf Unter-

handlungen wegen einer Kapitulation angefangen. Sie zogen sich in die Länge. König Friedrich ließ darauf Steenbock am 6ten May erklären, entweder die Bedingungen anzunehmen, oder das Bombardement der Festung zu erwarten. Am 16ten May wurde darauf zu Oldesworth ein Kapitulationsvertrag *) entworfen und kurz darauf ratificirt,

*) Die Bedingungen desselben waren wesentlich folgende:

1. Die ganze in Tönningen eingerückte schwedische Armee ergiebt sich mit ihrem Chef, ihren Generalen und allen Gemeinen an den König von Dänemark; behält aber ihre Waffen und Bagage, Dokumente, Schriften und Feldkasse unvisitirt. Der Marsch der Truppen wird durch den König von Dänemark regulirt.

2. Der Transport dieser Truppen, wenn sie vorher gegen andre Gefangene ausgewechselt und gelöset worden, geschieht allein nach Schweden, und zwar auf schwedische Kosten.

3 — 19. Auch die unter den Schweden befindlichen deutschen Truppen sollen transportirt; selbige nicht gezwungen werden, Dienste zu nehmen, unterwegs frey logirt; die Kranken immittelst auf schwedische Kosten im Eyderstädtschen verpflegt; die

durch welchen die ganze schwedische Armee gefangen und unthätig gemacht wurde. Das war ein Pendant zu der Begebenheit bey Pultawa, — und Ersatz für Helsingburg, für Gadebusch und Altona!

Am 20sten May begab sich der Graf Steenbock nach dem dänischen Lager bey Hojersworth. König Friedrich empfieng den Zerstörer einer der blühendsten Städte seiner Länder mit vieler Gnade und Großmuth, reichte ihm die Hand, gab ihm seinen Degen zurück, und lud ihn zur Tafel ein. Er wurde darauf nach Husum, von da nach Schleswig, und am Ende nach Kopenhagen gebracht, ihm ein Palais zur Wohnung angewiesen und ihm alle Güte bewilligt, nur nicht völlige Freyheit.

Diese wurde im folgenden Jahre noch mehr eingeschränkt. Die Ursache davon, so wie das

zurückgebliebenen Officiere und Montirungen frey nach Schweden transportirt; und die Stadt Tönningen, nach Abmarsch der Schweden, dieß Jahr nicht bombardirt werden. Die aufgeworfenen Befestigungen können auch von ihnen geschleift werden.

weitere Schicksal des Mannes verdienen als historische Episode hier angeführt zu werden.

Steenbock war mehrmals das Unglück der Dänen geworden. Seine Gefangenschaft war von der äussersten Wichtigkeit. König Friedrich hatte ihm eine anständige Freyheit bewilligt. Seine Behandlung bildete den ehrenvollsten Kontrast, gegen die, welche die schwedischen Generale erfuhren, die durch die Schlacht bey Pultawa in russische Gefangenschaft gerathen waren. Er konnte nicht offenbar, aber doch heimlich schaden. Sein Genie, seine geheime Erbitterung und sein Patriotismus waren noch immer gefährlich, und machten alle Vorsicht rathsam.

Seine Freyheit erstreckte sich auch auf die unverhinderte Führung des Briefwechsels. Man wurde aber bald auf den Nachtheil aufmerksam, der durch diesen entstehen könnte. Es war nöthig, Maaßregeln zu treffen, denselben unschädlich zu machen und die vermuthlichen Geheimnisse desselben zum Vortheil der Regierung zu entdecken.

Um

Um diese Absicht zu erreichen, wurde dem Postinspektor zu Kopenhagen, Christian Erlund, der Auftrag gegeben, auf den Steenbockschen Briefwechsel genau Acht zu haben. Und kein Mann konnte patriotischer und geschickter zur Erfüllung des Auftrags seyn, als er. Steenbock brauchte bey seiner Korrespondenz die äusserste Vorsicht und Klugheit, ließ die Briefe durch verschiedene Personen nach der Post bringen, schrieb unter erdichtetem Namen, in verblümten Ausdrücken ꝛc.

Erlund übertraf ihn aber an Klugheit. Er erfuhr bald die Hauptkorrespondenten Steenbocks. Diese waren, der schwedische Resident Fok in Lübeck, der General-Kriegskommissair Malenberg in Wismar und der Kaufmann Dunt zu Hamburg. Nachdem die Korrespondenz länger in gutem Vertrauen der Sicherheit fortgeführt war, so schrieb Steenbock an Malenberg, daß er den Kapitain eines fremden Schiffes, das nach Kopenhagen gienge, dahin bewegen und instruiren möchte, ihn heimlich an Bord zu nehmen und nach Schweden zu bringen. Dem Residenten Fok und dem Kaufmann

Dunt stellte er wiederholt vor, daß sie die Paquete und Briefschaften aufs sorgfältigste in Acht nehmen möchten, die bey ihnen in Verwahrung wären.

Die Absichten und Geheimnisse Steenbocks waren also verrathen. Um zur Benutzung derselben zu gelangen, hatte Erlund die Hand Steenbocks und der Korrespondenten nachgemacht und die Abschriften statt der Originale verschickt. Die längre Uebung unterstützte ihn dabey. Um von Seiten Steenbocks desto weniger Verdacht zu geben, erwähnte er, daß man wegen der genauen Aufsicht, die Briefe durch einen Vertrauten schreiben lassen müsse u. s. w.

Aller Argwohn wurde bey den Korrespondenten entfernt. Erlund schickte darauf unter dem Namen Steenbocks eine Anweisung an den Kaufmann Dunt, daß er die bewußten Papiere nach Kopenhagen schicken möchte. Es geschah. Steenbock hatte dem Residenten Fok den Auftrag gegeben, den Koffer mit den Briefschaften, der in seiner Verwahrung war, nach Schweden zu schicken. Erlund schrieb ihm im Namen Steen-

bocks, daß er den Koffer jetzt unter der Addresse an Christian Christoffersen nach Kopenhagen senden möchte, da er einige Papiere daraus aufs nöthigste zu seiner Vertheidigung brauche. Nach mehrern Bedenklichkeiten schickte Fok den Koffer ab, Christian Christoffersen — Erlund — erhielt ihn, man brachte ihn nach dem Königl. Schlosse, — fand darin den Traktat wegen Tönningen und andre geheime Briefschaften — der Schiffer, über welchen mit Malenberg korrespondirt worden war, kam auch an — wurde, da man seinen Namen und seine Absendung wußte, angehalten — und Steenbock darauf, da er sein Ehrenwort, ruhig im Civilarreste zu bleiben, gebrochen hatte, und von neuem Versuche machte, einen gefährlichen Briefwechsel zu führen, — am 17ten November 1714 in engere Verwahrung gebracht. Er ertrug sein Unglück nicht lange; starb am 23. Februar 1717 in der Citadelle Friedrichshaven, in einem Alter von 43 Jahren, wurde mit allen Ehrenbezeugungen, die seinem militairischen Range zukamen, zu Kopenhagen begraben, und sein Leichnam nach Herstellung des Friedens nach

Schweden gebracht und endlich 1722 in der Domkirche zu Upsala beygesetzt. So endigte in der Blüthe seiner Jahre der Mann sein Leben, der einstweilen die Stütze und Ehre seines Vaterlandes gewesen war, und dessen kriegerische Auszeichnung und Verdienste nur zu sehr über die herostratische Merkwürdigkeit vergessen worden, die er in ein Paar Stunden seinem Namen verschaffte.

Wir kehren jetzt zu den Kriegern zurück, die durch ihn, und den Wellingkschen Marschplan zugleich unglücklich wurden.

Bis zum 26sten May hatten die Dänen das Triumphschauspiel, die Ueberwundenen aus Tönningen vor ihrem Lager aufmarschiren zu sehen. Die ganze Anzahl derselben belief sich, ausser 9 Generalen und 700 Officieren auf 11,162 Mann. Dazu wurden 3610 Pferde, 20 Kanonen, 8 Paar Pauken, 61 Standarten und 67 Fahnen abgeliefert.

Die Truppen sollten, zufolge der Bestimmung der Kapitulation, nach Erlegung der nö-

thigen Ranzion, nach Schweden zurückkehren. Die Regentschaft schickte auch Transportschiffe nach Apenrade, und 100,000 Thaler an Wellingk. Dieser, mit Steenbock äusserst zerfallen, machte auch hier Chikanen und schadete tausenden von Leuten und seinem Vaterlande. Er schickte 20000 Thaler zur Unterstützung der Garnison nach Wismar ab, und bot das übrige zur ganzen Ranzion an. Hiermit war aber der dänische Hof nicht zufrieden. Indeß nahte sich der Winter. Die Transportschiffe kehrten von Apenrade nach Schweden zurück. Die Menge der Gefangnen wurde den Dänen zur Last. König Friedrich entließ die Officiere auf ihr Ehrenwort. Die Gemeinen wurden über ihre Zurückhaltung unzufrieden, fiengen in einigen Städten zu rebelliren an. Sie wurden darauf entwaffnet, entflohen aus ihren Quartieren, ließen sich von den Dänen anwerben u. s. w. Kurz fast die ganze schwedische Armee wurde zerstreuet; wenige Soldaten kamen nach ihrem Vaterlande zurück.

Für die Herzogthümer Schleswig und Holstein war der Einmarsch der Schweden, besonders durch die Folgen, ein sehr fühlbares Un-

glück. Der Aufenthalt der vielen russischen und sächsischen Truppen drückte die Provinzen, besonders den gottorpschen Theil desselben, unsäglich *). Die Thätigkeit des Barons von Görz vermittelte das Ende des Uebels. Es gefiel den erwähnten Truppen in ihren Quartieren. Um sie zum Abzuge zu bewegen, brauchte Görz ein ausserordentliches Mittel. Es wurde für das alliirte Heer, unter dem Titel einer Belohnung für dessen gute Kriegszucht — über die in den Herzogthümern alles klagte, — ein Geschenk von einer halben Million Thaler aufgebracht. Ausser der Ritterschaft in Schleswig und Holstein trugen besonders die Reichsstädte Hamburg und Lübeck dazu bey. Ihr Gebiet war verschont geblieben, und mußte nach allem Völkerrechte verschont bleiben. Man wollte aber lieber freywillig ein Opfer bringen, als sich größern Beunruhigungen aussetzen. Die Russen

*) Das Schloß zu Gottorp wurde aller seiner Kostbarkeiten beraubt. Unter diesen nahm Peter die berühmte große kupferne Weltkugel, die 1664 vollendet worden war, für sich und ließ sie zu Wasser nach St. Petersburg bringen.

und Sachsen traten darauf im Junius 1713 ihren Rückmarsch aus Holstein nach Schwedisch-Pommern an.

Die Holstein Gottorpschen Lande waren einstweilen im Besitz der Dänen. Der Administrator wollte wenigstens die schwedischen Provinzen sichern. Eine gute, rühmliche Absicht, die aber auf das unglücklichste fehl schlug. Die Besitzungen sollten gerettet werden, und giengen in der Folge grade darüber verloren.

Der Plan war von Görz angelegt. Zufolge desselben schloß der Administrator am 10 Julius 1713 mit dem Grafen Wellingk zu Hamburg einen Traktat, wodurch bestimmt wurde, daß die Festungen Wismar und Stettin dem Hause Gottorp sollten en Depot während des Krieges übergeben und von dessen Militair, mit Zuziehung der Truppen einer andern neutralen Macht, bis zu Ende des Krieges besetzt und alle Feindseligkeiten in Hinsicht dieser Städte dadurch beendigt werden.

Nachdem Wellingk im Namen der Krone Schweden hiezu eingewilligt hatte, wurde 12 Ta-

ge darauf, am 22sten Julius mit Preussen, als der gelegensten neutralen Macht, auf die Grundlage jener Konvention, ein Traktat geschlossen, des Inhalts: daß die Festungen Wismar und Stettin, jede mit 4 Bataillons, nemlich 2 Preußischen und 2 Gottorpschen sollten besetzt, die schwedischen Truppen nach Ankunft dieser letztern alle entfernt, das Kommando zwischen einem Preussischen und Gottorpschen Officier getheilt, die Festung Stralsund und die Insel Rügen möglichst gedeckt, und an der Herstellung des Friedens und Zurückgabe der Gottorpschen Besitzungen von Preussen gearbeitet werden, mit der Bestimmung, daß Wismar und Stettin nach Endigung des Krieges ohnverweigerlich wieder an Schweden, wenn es verlangt würde, unter Erstattung der aufgewandten Kosten, in dem Stande, wie sie eingeräumt worden, sollten zurückgegeben werden.

Dieser Traktat wurde sogleich dem damaligen Generalgouverneur von Schwedisch-Pommern und Kommandanten von Stettin, Grafen von Meyerfeld mitgetheilt. Dieser erklärte aber, daß er ohne eine specielle Anweisung von Karl,

denselben für sich nicht eingehen, die Festung nicht räumen und die angegebnen fremden Truppen nicht einlassen könne. Eine gleiche Erklärung gab auch der Kommandant von Wismar, Generalmajor von Schulz. Und Karl verwarf auch nachdem die Verfügung, die man dem Anscheine nach für sein Bestes getroffen hatte.

Um sie in Ausführung zu bringen, brachte der Administrator in Vorschlag, den Grafen Meyerfeld durch eine Belagerung dazu zu zwingen. Allein der preussische Hof hielt die Unternehmung dieser kriegerischen Gewaltsamkeit für bedenklich. Sie wurde auch bald unthunlich und unnöthig.

Schon in der Mitte des Julius 1713 erschienen die Russen und Sachsen vor Stralsund und Stettin. Die Belagerung der letztern Stadt fand wieder viele Zögerungen. Es fehlte die Artillerie. Nachdem diese aus Sachsen und Stade angelangt war, wurde die Kanonade am 21sten und das Bombardement am 27sten September angefangen. Von den nöthigen Kriegsbedürfnissen entblößt, aller Hoffnung von Suk-

kurs beraubt, übergab Meyerfeld am 28sten September Stettin unter den Bedingungen des zwischen Preussen und Gottorp geschloßnen Sequestrationstraktats, daß nemlich die Garnison einen freyen Abzug nach Stralsund erhalten und die Stadt von Preussischen und Gottorpschen Truppen sollte besetzt werden. Die Insel Rügen war schon am 23sten Julius von Alliirten eingenommen worden.

Am 6ten Oktober 1713 wurde darauf zu Schwedt zwischen Preussen und den verbundnen nordischen Kriegsmächten ein Traktat geschlossen, wodurch letztere sich verbanden, Stralsund, Rügen, und alles, was sie in Vorpommern besetzt hielten, zu räumen und die schwedisch-deutschen Besitzungen mit fernern Feindseligkeiten zu verschonen, wenn aus diesen selbst, wie Preussen es verbürgte, keine unternommen würden. Der Czar Peter und König August wollten aber nicht eher ihre Truppen zurückziehen, als bis ihnen zur Erstattung besonders der Belagerungskosten von Stettin, 800,000 Thaler bezahlt würden *). Diese Summe wurde bis auf 400,000 Thaler herab-

gelassen; der preussische Hof bezahlte selbige, besetzte dafür Stettin, das Land von der Oder bis an die Peene mit den Städten Demmin, Anklam und Wolgast, unter der Bestimmung, daß diese Oerter, nach Erstattung des ausgelegten Kapitals, der Interessen und andrer Unkosten an Schweden künftig sollten zurück gegeben werden. So wurde durch die Vermittlung Preussens, der Krieg im nördlichen Deutschlande nach einer dreyjährigen Dauer einstweilen beygelegt. Die Russen und Sachsen marschirten nach ihrer Heymath zurück.

Der preussische Hof glaubte sich um Karln verdient zu machen, und auf seinen Dank rechnen zu können; allein diesem gefiel der Friede wenig; er glaubte nur Nachtheil und neue Schlingen darin für sich zu bemerken. Mit dem Zustande seiner Staaten hatte sich indeß auch der seinige in der Türkey verschlimmert. Der

*) Russischer Seits war man gegen die Sequestration erst abgeneigt gewesen. Fürst Menezikow veränderte seine Gesinnungen, nachdem er ein schönes Landgut und einen kostbaren Ring — zum Geschenk erhalten hatte.

Großherr hatte ihm schriftlich andeuten lassen, nach seinen Staaten zurück zu kehren. Allein Karl war noch immer nicht reisefertig. Er hoffte die glücklichen Aussichten für sich zu erneuern. Der französische Ambassadeur Desalleurs zu Konstantinopel unterstützte ihn fortdauernd aufs thätigste. Allein, die russischen Staatsminister, die sich daselbst als Geisseln aufhielten, arbeiteten ihm und den andern Agenten Karls, mit dem holländischen nnd englischen Minister eifrigst entgegen.

Karl hatte gegen die Großveziere Beschuldigungen anbringen lassen, und die Absichten des Czars Peter verdächtig zu machen gesucht; ein gleiches geschah nun gegen ihn. Seine Ohnmacht, die Entfernung und Zurückhaltung seiner Truppen hatten ihn allein gehindert, ein thätiger Alliirter der Pforte gegen Rußland zu seyn; und man war kühn und unverschämt genug, ihn als einen Feind der Pforte vorzustellen. Man gab vor, daß er den Großherrn blos in Krieg mit Rußland zu verwickeln suche, um sich selbst einen guten Frieden zu verschaffen, daß er die Absicht habe, sich zum Könige von Polen zu

machen, und dann in Verbindung mit Oesterreich und andern Mächten die Pforte selbst zu bekriegen. So grob und auffallend diese Erdichtung war, so fand sie doch Glauben und hatte Einfluß. Die Revolutionen zu Konstantinopel und die Unsicherheit, worin die obersten türkischen Staatsbedienten lebten, hatten die Zahl der Gegner Karls sehr vermehrt.

Seine Abreise war in dem Schreiben des Großherrn spätestens auf den Winter 1712 bestimmt. Karl aber machte keine Anstalten dazu. Der Seraskier von Bender erhielt daher den Befehl, ihn an die Zeit seiner Abreise zu erinnern. Karl antwortete, daß ihm der Großherr eine Armee zur Begleitung versprochen hätte; diese aber wäre noch nicht da. Der Seraskier von Bender machte ihm von neuem Vorstellungen. Er antwortete, daß er vorher erst seine Schulden bezahlen müßte. Auf die Frage, wie viel er zu deren Abtragung nöthig hätte, erwiederte er, ohne an seine Schulden selbst zu denken, tausend Beutel — eine halbe Million Gulden. Und die Pforte war so wohlthätig und edelmüthig, ihm 1200 Beutel zu be-

willigen. Der Seraskier von Bender erhielt den Auftrag, sie ihm auszuzahlen und der Tatar-Chan die Anweisung, den König auf seiner Rückreise mit einer anständigen Eskorte zu begleiten.

Karl war aber auf einmal weniger als jemals zur Abreise geneigt. Der Tartar-Chan war sein Freund gewesen, und nun, da er seine eigennützigen Absichten nicht alle erreicht hatte, sein Feind geworden. Der König August von Polen hatte ihn gewonnen. Es wurde eine geheime Korrespondenz unterhalten. Sie wurde Karln bekannt. Man fieng einen Brief auf. Der Argwohn vermehrte sich, als der Starost Sapieha, der sich länger bey Karl aufgehalten hatte, ihn auf einmahl verließ, und sich an den Hof Augusts begab. Karl glaubte aus allen Umständen, daß man den Plan verhandelt habe, ihn gefangen zu nehmen, wenn er durch Polen reise.

Der Seraskier von Bender hatte den Befehl erhalten, ihm nicht eher das Geld auszuzahlen, als bis er wirklich seine Reise antrete. Der Baron Grothusen überredete ihn, es noch vorher

zu überliefern. Karl wandte es indeß in kurzer Zeit auf — und foderte von neuem tausend Beutel.

Diese Foderung, mit der Verweigerung der Abreise verbunden, war das Ende der bisherigen Großmuth. Unwillig darüber ließ der Sultan am 4ten Januar 1713 den Divan ausserordentlich versammeln, und der Beschluß war, daß Karl mit Gewalt zur Abreise solle genöthigt und zur Einschiffung auf einem französischen Schiffe nach Salonichi geführt werden. Im Fall sich seine Leute widersetzten, solle man keinen, ausser dem Könige, verschonen.

Die Vollziehung dieses Befehls wurde dem Tatar-Chan und Seraskier von Bender übertragen. Letzterer begab sich zu Karln nach Varnitza, und eröffnete ihm seine Kommission. „Thue was dir aufgetragen ist, sagte Karl, wenn du dir's getraust; entferne dich aber gleich aus meinen Augen." Der Seraskier war der Freund, der Wohlthäter Karls gewesen; seine Ergebenheit und Geduld mußten nun aufhören. Er ließ dem Könige die Ehrenwache nehmen, seinen Unterhalt einschränken, den Polen und

Kosaken, die bey ihm waren, — erstere beliefen sich gegen 4000, letztere gegen 3000 Mann — andeuten, sich — was auch geschah — in türkischen Schutz zu begeben, wenn sie nicht verhungern und umkommen wollten; und darauf das steinerne Haus Karls und die andern Wohnungen einschliessen, Befestigungen aufwerfen und alles zur Bestürmung und Vernichtung in Stand setzen.

Karl wurde gebeten, den Vorstellungen des Seraskiers nachzugeben. Sein Liebling, der Holstein-Gottorpsche Gesandte, Baron von Fabrice, fiel ihm zu Füßen; flehete, beschwor ihn, sein Leben nicht auszusetzen. Sein Kapellan nahm die Religion zu Hülfe, ermahnte ihn, seine geheiligte Person in Sicherheit zu setzen. „Es kommt euch zu, für mich zu beten, aber nicht mir zu rathen," antwortete Karl. Die Generale Hård und Daldorf zeigten ihm die Wunden, die sie an seiner Seite erhalten hätten. „Nun, es ist gut, sagte er darauf, daß wir zusammen tapfer gefochten haben, laßt es uns jetzt auch thun." — Er blieb unerbittlich, und machte sich zum Kampfe bereit, dem auf-

ferordentlichsten kriegerischen Schauspiele, das noch je gesehen war.

Er wollte einer ganzen Armee die Spitze bieten. Die Anzahl der bewaffneten Türken, die gegen ihn versammelt waren, belief sich auf 14000 Mann. Sie führten 14 Kanonen und 2 Mörser bey sich. Karl hatte dagegen weder die nöthigen Waffen noch Munition, und die Stärke der Schweden, die bey ihm waren, belief sich nach der höchsten Angabe nur auf 1385 Personen.

Am 11ten Februar 1713 marschirten die Türken in förmlicher Schlachtordnung auf. Der Baron Grothusen gieng zu ihnen, hielt eine Rede an die Janitscharen und ersuchte um einen Waffenstillstand von drey Tagen. Die Janitscharen, von Ehrfurcht, von Eifer und zum Theil von Dankbarkeit gegen Karln durchdrungen, wurden für ihn ungehorsam gegen ihre Kommandanten, weigerten sich, anzugreifen, bestanden darauf, daß die Zeit des Waffenstillstandes verstattet werden müsse, umgaben den Seraskier, schrien, daß der Befehl des Großherrn untergeschoben sey. Eine rüh-

rende Scene der Ergebenheit — von Muhammedanern gegen einen christlichen König! Um die Janitscharen zu beruhigen und zu ihrer Pflicht zu bewegen, fand der Seraskier für nöthig, einem Theile derselben den Befehl des Großherrn und die Bestätigung des Mufti vorlesen zu lassen. Aber doch konnte man sich nicht überwinden, gegen Karl zu fechten. 60 Janitscharen, deren Wohlthäter er gewesen war, erboten sich, Vermittler zu seyn, begaben sich zu ihm, und trugen ihm an, ihn unter der sichersten Deckung nach Adrianopel zu bringen, wo er mit dem Großherrn wegen seiner Abreise selbst das weitre verhandeln könnte. Ungerührt über die Treue dieser Menschen, und von der wundersinnigsten Entschlossenheit beseelt, ließ Karl ihnen sagen, daß sie sich entfernen mögten, wenn sie anders nicht ihre Bärte verliehren wollten. Voll des grösten Unwillens kehrten die Janitscharen zum Lager zurück.

Was sie zu verhindern so bemüht gewesen waren, geschah darauf am folgenden Tage, den 12ten Februar. Die Türkische Armee mar-

schirte heran. Karl hatte sein kleines Heer in einem Lager verschanzt. Man erstieg es ohne viele Schwierigkeiten, lösete ein paar Kanonen, beorderte einige Truppen zum Feuern — und die Schwedischen Soldaten waren so vernünftig, das Gewehr zu strecken. Man hielt dieß für den Beschluß des Schauspiels; der Hauptact fieng aber erst an. Karl ließ sich durch die Ergebung seiner Truppen nicht abschrecken. Es waren ihm noch 50 Mann übrig. Mit diesen eilte er zur Vertheidigung des steinernen Hauses, das er bis dahin selbst bewohnt hatte. „Kommt, sagte er lächelnd zu den Generalen Hård und Dalldorf, laßt uns pro aris et focis (für Religion und Heerd) streiten!"

Die Tatarn hatten aber schon das Haus bis auf den Saal eingenommen. Karl bahnte sich mit dem Säbel in der Hand den Weg durch sie. Ein Janitschar, den er verwundet hatte, schoß ihm beym Kopfe vorbey, die Kugel streifte ihm Backen und Ohr und traf den Arm des Generals Hård. Karl tödtete dafür den Janitscharen auf der Stelle, ver-

trieb die übrige feindliche Mannschaft aus dem Hause und ließ aus den Fenstern beständig auf die herumstehenden Türken feuern. Diese schossen darauf durch Pfeile, woran brennende Lunten gebunden waren, das Haus in Brand. Der obere Theil desselben stand schon ganz in Flammen, und Carl wollte noch nicht weichen, bemühte sich das Feuer zu löschen. Ein Soldat, Nahmens Roos gab darauf den Rath: daß man sich nach der Kanzley retiriren müsse, die nur 50 Schritte entfernt sey, und ein feuerfestes Dach habe. „Nun, das ist noch ein rechter Schwede," rief Karl mit neuem freudigen Muthe, befahl nach jenem Gebäude zu marschiren, vertrieb durch ein lebhaftes Feuer, die Türken, die sich entgegen stellten, fiel aber durch Anstoßen und Verwicklung seines Sporns zur Erde, wurde von den Türken umgeben, verwundete noch einige derselben, und wurde darauf gefangen nach Bender, von da am 18ten Februar nach dem Dorfe Timurtatsch bey Adrianopel und darauf am 14ten October 1713 nach der in der Nähe gelegnen kleinen Stadt Demotica abgeführt.

Einige Tage vor jener comisch-tragischen Kriegsscene, die die Türken Kalabalik — das Löwengefecht — nannten, war noch ein zweyter christlicher König — ein König freylich ohne Land und Leute — im Türkischen Gebiete angekommen. Schon oben ist angeführt worden, daß nach der Ankunft des Steenbockschen Heeres in Pommern Unterhandlungen mit dem Sächsischen Hofe angefangen wurden, wobey sich Stanislaus willfährig bezeigte, der Polnischen Krone förmlich zu entsagen. Er hatte sie von Karln empfangen, und konnte sie nur mit seiner Einwilligung aufgeben. Um diese zu erlangen, faßte er, da alles schriftliche Ansuchen vergebens gewesen war, den Entschluß, den man als eine edle Ueberwindung ansehen konnte, sich selbst nach Bender zu begeben, verließ am 18ten November 1712 heimlich die Armee in Pommern, reisete als ein Schwedischer Officier verkleidet durch Deutschland, Ungarn und Siebenbürgen und kam im Januar 1713 zu Jaßy in der Moldau an. Hier wurde er erkannt. Der Hospodar hatte von seiner Reise Nachricht erhal-

ten, ließ ihn zu sich kommen und fragte ihn unter andern, welchen Rang er in der Schwedischen Armee bekleide. Major sum, sagte Stanislaus. Immo Maximus es, versetzte der Hospodar, behandelte ihn mit vieler Auszeichnung und erwartete von der Pforte die Befehle wegen seines Aufenthalts. Zufolge derselben wurde Stanislaus nach Bender geführt, mit Würde empfangen, und aufs anständigste unterhalten. Karl erhielt die Nachricht von seiner Ankunft, wie er nach Titmurtatsch geführet wurde. „Eilet, sagte er zu dem Baron von Fabrice, und sagt Stanislaus, daß er durchaus keinen Frieden mit dem August mache; denn unsre Umstände werden sich bald verändern;“ eine Erklärung und Aeußerung zum Empfange, die die Fortdauer der hartnäckigen Entschlossenheit Carls hinlänglich andeutete. Er willigte auch nicht in die Entsagung der Krone; machte Stanislaus aber den Verlust derselben durch seine edle Wohlthätigkeit weniger fühlbar, indem er ihm das Herzogthum Zweybrücken, das damals der Krone Schweden gehörte, zur Retraite und die Einkünfte desselben zur Appa-

nage anwies. Stanislaus begab sich auch im Sommer 1714 unter dem Nahmen eines Grafen von Cronstein dahin.

Sultan Achmed hatte die gewaltsame Vertreibung Carls aus Varnitza befohlen. Die Art aber, wie man die Commission ausgerichtet hatte, gab zu Beschwerden Anlaß, erregte zu Constantinopel viel Aufsehen. Der Tatar-Chan Gherai, der Mufti und der Großvezier Solimann wurden ihrer Würden entsetzt, und die Stelle des letztern bekam Ibrahim Molla. Das war die sechste Revolution, die seit Karls Anwesenheit in der Türkey im Ministerio zu Constantinopel erfolgte. Und er erhielt dadurch wieder eine neue Aussicht des Glücks. Die Pforte erklärte am 31sten März 1713 zum dritten Mahle seit 1710 den Krieg wieder Rußland; — er kam aber nicht zum Ausbruche. Der Großvezier Ibrahim verlohr am 29sten April den Kopf, — und der Friede mit Rußland wurde darauf von seinem Nachfolger, Ali Pascha, am 3ten Julius zu Adrianopel unterzeichnet.

Nach einem länger als fünfjährigen Aufenthalte in der Türkey, der der Pforte meh-

rere Millionen gekostet, der den ausgebreitetsten Einfluß auf den Zustand und auf die Unternehmungen des ganzen kriegführenden nördlichen Europa gehabt hatte, faßte endlich Carl, nachdem alle Hofnungen auf eine entscheidende Hülfe Achmeds vergebens waren, nachdem er noch über ein Jahr unnütz und eingeschränkt zu Demotica verlebt hatte, den Entschluß, den ein guter Genius ihm längst eingeben sollen — nach seinen Staaten zurück zu kehren.

So wenig glorreich sein Aufenthalt in der Türkey gewesen war, so wollte er ihn doch mit Glanz beschließen. Der Baron Grothusen wurde mit einem Gefolge von 14 Personen als außerordentlicher Ambassadeur nach Constantinopel geschickt, um dem Großherrn den Entschluß zur Abreise bekannt zu machen und im Namen des Königs für den genossenen Schutz zu danken. Das Geld, welches der Aufwand dieser Ambassade erfoderte, mußte mit Mühe geborgt werden. Der Sultan ließ 300 Beutel zu Reisekosten anbieten; allein Carl nahm sie nicht an. Es wurden aber alle Anstalten getroffen, ihn auf das bequemste und

ehrenvollste bis zu den Gränzen der Oesterreichischen Staaten zu bringen. Der Großvezier machte ihm ein Geschenk mit einem kostbaren Degen und mit einem Gezelte und einem Zuge arabischer Pferde.

Am 14ten October 1714 trat endlich Karl von Demotica seine Rückreise an. Ein kleines Korps Janitscharen begleitete ihn. Zum Unterhalte seiner Leute folgten 60 Wagen mit Proviant. Man kam an der Gränze von Siebenbürgen an. Karl schickte nach Herrmannstadt, und ließ den Statthalter daselbst um Päße und einen freyen Durchzug ersuchen. Von diesem erfolgte die Antwort, daß schon alle Anstalten zum Empfange und zur Bequemlichkeit der Reise Sr. Majestät getroffen wären. Das Ceremonielle und Geräuschvolle bey derselben gefiel aber Karln nicht. Er entschloß sich incognito zu reisen, und ließ seinen Leuten, die zusammen aus 1168 Personen, größtentheils Officieren, bestanden, sagen, daß sie ihren Weg nach Stralsund nehmen mögten.

Er selbst nahm blos zwey Personen, den Genraladjutanten Gustav Friedrich, Baron

von Rosen und den Obristlieutenant Düring zu seinen Begleitern. Alle drey veränderten ihre Namen und gaben sich für Capitains aus. Der König ließ sich Karl Frisch nennen, trug ein braunes Kleid und eine dunkle Parücke. Die Reise wurde am 28sten October zu Pferde unternommen. Rosen blieb bald in Ungarn zurück, da er das starke Reiten nicht aushalten konnte. Auch Düring wurde Anfangs durch die Ungewohnheit der Strapazen erschöpft. Er bat den König, wie sie bey einer Poststation angekommen waren, ihn etwas ausruhen zu lassen. Ungeduldig über die Verzögerung ließ sich Karl die Hälfte des Geldes geben, das er bey sich hatte, und setzte seine Reise allein fort. Düring hatte aber die List gebraucht, ihm ein schlechtes Pferd geben zu lassen, ruhte sich aus, und hohlte ihn am folgenden Tage wieder ein. Die Reise wurde darauf des Tags zu Pferde, und des Nachts auf einem Postwagen mit unglaublicher Schnelligkeit durch Ungarn über Wien, Regensburg, Nürnberg (die Sächsischen Lande hatte Karl natürlich Ursache, zu vermeiden) Bamberg, Würzburg, über Hanau und Cassel

im streugsten Incognito fortgesetzt. In letzterer Stadt verrieth er sich indeß aus Laune selbst. Der Landgraf wußte, daß Karl abgereiset war und daß er durch seine Residenz kommen würde. Er hatte daher den Brigadier Kagg befohlen, ihm sogleich zu melden, wenn der Königl ankäme. Zufälliger Weise traf sichs, daß sich Kagg grade in dem Wirthshause befand, wo Karl mit Düring abstieg. Er speisete in ihrer Gesellschaft. Verschiedne Aeußerungen der Schwedischen Officiere erregten seine Aufmerksamkeit. Kapitain Frisch trank, wie er es zu Bender und lange vorher gewohnt gewesen war, bey der Tafel keinen Wein. „Haben Sie es etwa von ihrem Könige gelernt, fragte Kagg, nichts als Wasser zu trinken!“ Um seine Muthmaßungen zu widerlegen, trank Karl ihm ein Glas Wein zu — stieg bald darauf wieder zu Pferde, nahm mit den Worten Abschied: „Nun mein lieber Kagg — er war ein Schwede von Geburt — leb wohl, und grüße den Landgrafen von mir“ — und galoppirte davon.

Die Reise wurde über Braunschweig, und Güstrow nach Stralsund fortgesetzt. Hier kam er am 12ten November um Mitternacht an. Seine Reise war die schnellste und ausserordentlichste, die noch je ein Fürst gemacht hatte. Das große regierende Genie unter den Römern, Caesar, machte es mit zu einer Auszeichnung seiner lebhaften Thätigkeit, daß er aufs schnellste reisete, daß er oft selbst eher ankam als die Couriere, die er zur Ueberbringung einer Nachricht abgeschickt hatte. Allein Karl, abgehärtet und an Strapazen gewohnt, mehr wie je vielleicht ein Regent, übertraf in Ansehung der Länge und Schnelligkeit seiner Reise selbst Caesarn. Er hatte binnen 14 Tagen, 286 Deutsche Meilen — also alle 24 Stunden 20 Meilen — zurückgelegt.

Die Thore von Stralsund waren verschlossen, die Schlüssel, wie gewöhnlich beym Commandanten. Die Schildwache weigerte sich, die beyden Ritter, die vor dem Thore erschienen, einzulassen. Sie konnte es auch nicht, und mogte der Mühe gerne überhoben

seyn, die Schlüssel zu hohlen. Karl wollte sich nicht zu erkennen geben, gab sich für einen Courier aus, und drohte dem Soldaten, daß, wenn er nicht gleich zu dem Commandanten gienge, er Morgen gehenkt werden sollte. Das Thor wurde geöfnet. Karl begab sich zu dem Commandanten. Dieß war der General Dükert. Dieser glaubte, daß der Courier aus der Türkey käme. „Nun, was bringen Sie denn neues vom Könige, sagte Dükert, halb im Schlaf.“ — Ey, erwiederte Karl, bin ich denn meinen Unterthanen so ganz unkenntlich geworden?“ — Dükert, betroffen und freudig bestürzt, erkannte den König; — ganz Stralsund kam in Bewegung; die Ueberraschung war so ausserordentlich als die Freude. Die ganze Lage der Angelegenheiten veränderte sich nun, da Karl sich wieder in seinen Staaten befand. Sie hatten bisher einem Körper geglichen, dessen freye Thätigkeit erschlaft, aus welchem die Seele — wenn es sich denken ließe, — gleichsam entfernt gewesen war.

Ehe wir aber zur Darstellung dieser Veränderungen übergehen, müssen wir vorher noch

eine Uebersicht der Begebenheiten und Unternehmungen mittheilen, die von den Feinden Karls, bis zu seiner Rückkunft nach Pommern, ausgeführt wurden.

Nach der Schwedischen Räumung von Tönningen, verwandte sich der Baron von Görz aufs eifrigste, daß sowohl die Holstein-Gottorpischen Lande als die Besitzungen des Administrators von den Dänen wieder geräumt würden. Allein König Friedrich fand nicht für rathsam, dieß zuzugeben. Man erfuhr die treulosen Intriguen und Verabredungen, unter welchen Tönningen von den Schweden war besetzt worden. Schon im Junius 1713 war den Dänen ein Brief von der Gemahlin des Commandanten Wolf an ihre Schwester in Händen gekommen, worin sie anführte, daß ihr Mann wegen seiner Vertheidigung nicht besorgt zu seyn brauche, da er bey der Einlassung des Steenbockschen Heers in die Festung ganz nach höhern Befehlen gehandelt. Indeß brachte es Görz dahin, daß das Stift Lübeck schon am 5ten Junius 1713 an den Administrator zurück gegeben wurde. König Friedrich ließ es aber am 8ten December

des folgenden Jahres wieder in Besitz nehmen, da er Ursache hatte, mit den Gesinnungen des Administrators nicht zufrieden zu seyn.

In der Steenbockschen Kapitulation war bestimmt worden, daß Tönningen bis zu Ende des Jahrs nicht angegriffen werden sollte. Man war darüber in Unterhandlung, daß die Festung von neutralen Kriegsvölkern solle besetzt werden. Görz bestand darauf, daß sich hierunter ein Theil des Gottorpschen Militairs befinden müste. Friedrich wollte dieß mit der Bedingung zugeben, daß auch ebenfalls eine Abtheilung Dänischer Truppen in Tönningen gelegt werde. Man verweigerte aber die Annahme dieses Verlangens. Die Dänen hatten bis dahin die Festung bloquirt gehalten und sie selbst mit Lebensmitteln versorgt. Da die Negociationen nur immer schwieriger und bedenklicher wurden, so ließ der König Friedrich den Kommandanten Wolf am 7ten Februar 1714 zur Uebergabe auffodern. Diese wurde auch sogleich eingegangen. Die Besatzung erhielt einen freyen Abzug nach Eutin, und die Dänen zogen in die Stadt ein.

Ein Koffer wurde darin ein wichtiger Fund für sie. Er war unter den Meublen und Sachen des Commandanten Wolf aus Vergessenheit und Eile — oder was noch glaublicher ist — aus Absicht zurückgelassen worden. Man öfnete ihn, und fand darin die geheimen Befehle des Gottorpschen Hofes. Die Unternehmungen der Unneutralität kamen zum Vorschein. Der Inhalt der Steenbockschen Papiere wurde indeß erst später zu Kopenhagen bekannt. Das Haus Gottorp — nämlich der Regent, der Administrator, nicht der junge unmündige Herzog in Schweden — hatte gegen Dänemark ins geheim aufs feindlichste agirt. Friedrich ließ daher alle Besitzungen desselben in den Herzogthümern Schleswig und Holstein einnehmen und für sich verwalten. — Die Insel Helgoland, welche am 7ten August durch den Generalmajor Wilster unterworfen wurde, beschloß die Reihe der Besitznehmungen.

Indeß Friedrich durch die Benutzung der Treulosigkeit gegen ein mit Schweden verwandtes Haus glücklich war, war es der Czar Peter durch seine Waffen gegen Schweden

selbst.

selbst. Er hatte am 25sten Februar 1713 die Armee in Holstein verlassen und sich nach Petersburg zurück begeben. Er wollte die unglückliche Lage des Steenbockschen Heers und den Krieg in Pommern, worauf Schweden seine besten Kräfte verwandte, benutzen. Das Ziel seiner Eroberungen war Finnland. Die kleinen Expeditionen, die er in den Jahren 1711 und 1712 an den Gränzen desselben hatte unternehmen lassen, waren fruchtlos geblieben. Er beschloß nun, mit Macht zu agiren.

Im Anfange des Frühlings 1713 segelte er selbst mit einer ansehnlichen Flotte von Fregatten, Galeeren, Kanonierböten und Transportfahrzeugen, worauf über 12000 Mann Landtruppen eingeschifft waren, gegen die Finnländische Küste ab. Der Oberbefehlshaber der schwedischen Kriegsvölker in dem Großfürstenthum war der Generallieutenant Georg Lybecker. Er hatte bey der Ueberlegenheit des Feindes von der Regentschaft den Befehl erhalten, kein Haupttreffen zu wagen; ein Befehl, den er leider nur mit zu großem Gehorsam befolgte. Die Russische Flotte

kam am 8ten März vor dem stärksten Platze des Landes, vor dem Hafen von Helsingfors an. Der schwedische Kommandant daselbst war der Generalmajor Karl Armfeld. Die Stärke der Besatzung belief sich nur auf 1500 Mann. Mit diesen schlug er indeß die Angriffe der Russen zweymahl zurück. Er ersuchte Lybekker, ihm mit seinen Truppen zu Hülfe zu kommen. Allein dieser wollte sich nicht in die Gefahr begeben, für welche er gewarnt worden war. Die Russen landeten endlich bey Sandwick. Um nicht eingeschlossen zu werden, sah sich Armfeld genöthigt, Helsingfors, das er mit solcher Auszeichnung vertheidigt hatte, zu verlassen. Er zog sich nach dem Hauptcorps unter Lybecker zurück. Dieses stand bey Borgo. Armfeld und die braven Soldaten baten ihn, gegen die Russen zu marschiren. Allein, so wie diese vorrückten, wich er immer weiter zurück. Der größte Theil des südlichen Finnlandes gieng darüber verlohren. Die Russen marschirten im Anfange des Septembers ungestöhrt in die Hauptstadt Åbo ein. Ihre Besitznehmung hatte besonders eine unglückliche Merkwürdigkeit für die dasige Akademie, zur Fol-

ge. Der Czar ließ die Bibliothek derselben nach St. Petersburg bringen.

Lybecker hatte geglaubt, sich durch die genaue Befolgung der ihm ertheilten Vorschrift sicher und unverantwortlich zu machen, — und wurde eben dadurch verantwortlich. Man hatte mehr Verstand und die Entschlossenheit von ihm erwartet, sich nach den Umständen zu richten *). Alles Unglück des Feldzugs wurde ihm zugeschrieben. Man setzte ein Kriegsgericht über ihn nieder,

*) Zur nähern Schilderung Lybeckers mag hier folgende Anekdote von dem Heldenmuthe dienen, den er schon früher bewies. Er war im Jahre 1708 mit einem Corps von 14000 Mann gegen Ingermannland geschickt worden, und auch schon in die Nähe von St. Petersburg vorgerückt. Unterweges bekam er einen Brief in die Hände (es war absichtlich geschehen,) worin der General-Admiral Apraxin der Besatzung in Petersburg die Versichrung gab, daß er binnen 24 Stunden mit 24000 Mann zum Entsatz da seyn würde. Lybecker ließ die Pferde todtstechen, die Bagage verbrennen, und floh in aller Eile vor der Gefahr — die nirgends als in dem Briefe war.

nahm ihm das Kommando, und ertheilte es Armfeld. Dieser sollte nun wieder gut machen, was jener verdorben hatte. Er besaß auch alle Eigenschaften dazu, nur nicht die nöthigen Kräfte. Was seinem Vorfahrer verboten gewesen war, wurde ihm geboten. Es kam darüber bald zu einer blutigen Action. Um den Russen das weitre Vordringen zu verwehren, verschantzte sich Armfeld bey dem Dorfe Pelkene zwischen zwey Flüssen. Am 6ten October grif ihn daselbst der General-Admiral Apraxin und der Fürst Gallizin mit einer überlegnen Macht von zweyen Seiten an. Armfeld vertheidigte sich zwey Stunden lang aufs tapferste; und zog sich darauf unverfolgt nach Ostbothnien. Sein Verlust wurde von den Russen auf 577 Todte und 232 Gefangne, und der ihrige selbst auf 118 Todte und 555 Verwundete angegeben. Die Merkwürdigkeiten des Feldzugs beschloß die patriotisch heroische Auszeichnung zweyer Åboischen Studenten. Ueber die Verwüstungen und Barbareyen der Russen erbittert, hatten sich 200 Finnländische Bauern unter ihre Anführung begeben. Das kleine Corps war auch so glücklich, den ein-

zelnen Streifereyen der Russen aufs thätigste Einhalt zu thun.

Die Strenge des Winters in jenen nördlichen Gegenden gab den Schweden Hofnung, sich einstweilen ausruhen und verstärken zu können. Allein diese Hofnung war vergebens. Die Russen wollten ihre Eroberungen sichern, und die Möglichkeit aller fernern Widersetzung vernichten. Sie drangen in Ostbothnien vor. Von ihrer Annäherung benachrichtigt, erwartete sie Armfeld bey dem Dorfe Napo, wo er eine vortheilhafte Stellung gewählt hatte. Seine Soldaten hatten bey der fürchterlichsten Kälte dreymahl 24 Stunden unterm Gewehr gestanden. Endlich erschienen die Russen am 19ten Februar 1714. Ihr Anführer war der Fürst, Generallieutenant Michael Gallizin. Seine Armee belief sich auf 18000 und die Zahl der Schweden nur auf 6000 Mann, die großentheils noch dazu aus ungeübten Bauern bestand. Armfeld ließ sich durch diese Ueberlegenheit nicht abschrecken. Er commandirte die Infanterie und der Generalmajor de la Barre die Kavallerie. Beyde Theile thaten, wie der Schwedische Geschichtschreiber

Lagerbring sagt, Wunder, beyde zeichneten sich auf eine besondre Weise aus; die Infanterie dadurch, daß sie löwenmäßig focht und den Feind verschiedene mahle in die Flucht trieb, und die Kavallerie dadurch, — daß sie gar nichts that. Letztre hatte daher auch den Vortheil, daß sie ohne Verlust den Wahlplatz verließ. Von der Infanterie, die 3 Stunden lang gefochten hatte, wurden dagegen über 2000 Mann, worunter 92 Officiers waren, ein Opfer des Kampfes. Der Russische Verlust belief sich vollkommen so hoch. Armfeld ließ Gallizin um die Erlaubniß ersuchen, die getödteten Schweden aufsuchen lassen zu dürfen, und Gallizin machte ihm darauf das Compliment, daß er lieber mit ihm in Frieden leben, als gegen ihn commandiren möchte: daß er aber der schwedischen Kavallerie für ihr freundschaftliches, friedfertiges Verhalten sehr verbunden sey. Armfeld verhinderte indeß das weitre Vordringen der Russen in Ostbothnien, verstärkte sein Corps, erhielt aber, wie die Russen mit gesammter Macht wieder vordrangen, im September von der Regierung den Befehl, sich nach Westbothnien zurück zu ziehen.

Finnland war demnach binnen einem Jahre fast ganz von den Russen eingenommen. Es blieb noch ein Ort von Wichtigkeit zu erobern übrig, die Festung Nyslott in Savolax. Die Russen hatten sie im Rücken gelassen, da sie keinen Succurs bekommen und ihnen nicht nachtheilig werden konnte. Indeß erhielt der Kommandant von Wiburg, General Schuwalof den Befehl, die Festung zu belagern. Er brach mit einer beträchtlichen Artillerie und einem Corps von 2000 Mann dahin auf, fieng das Bombardement am 20sten Junius 1714 an, — und die Besatzung, die nur aus 250 Mann bestand, ergab sich am 28sten unter der Bedingung eines freyen Abzugs. Die Russen hatten 3899 Kanonenkugeln und 580 Bomben gegen die Festung geschossen.

Das Glück in Finnland und die ohnmächtige Verfassung von Schweden gab dem Czar Peter die Idee zu einem weitern kühnen Plane. Er wollte Stockholm selbst angreifen. Um sich den Weg dahin zu bahnen, mußte er die Insel Aland im Bothnischen Meerbusen im Besitz haben. Er selbst gieng als Contre-Admiral mit

einer ansehnlichen Flotte, die unter dem Oberbefehle des General-Admirals Apraxin stand, unter Segel. Man traf die Schwedische Flotte, kam aber am 27sten Julius 1714 nur mit einer Abtheilung derselben zum Gefecht. Diese commandirte der Contre-Admiral Nils oder Nicolas Ehrenskiöld. Die Action war so hartnäckig als blutig. Nach der verzweifeltsten Gegenwehr sah sich endlich Ehrenskiöld genöthigt, der Uebermacht nachzugeben. Er strich die Seegel und die Russen bekamen nebst ihm 577 Gefangne. 359 seiner Leute hatten in der Schlacht das Leben verlohren. Dieß war der erste förmliche Sieg, den die Russen in der Ostsee über die Schweden erfochten. Liefland, Esthland und die andern eroberten Schwedischen Besitzungen hatten ihnen dazu die Kräfte und Mittel gegeben. Peter landete darauf mit einem beträchtlichen Truppencorps auf der Insel Aland. Das Vorhaben gegen Stockholm wurde aber aufgegeben, da sowohl die Lage dieser Residenz, als die getroffenen Vertheidigungs-Anstalten die Unternehmung bedenklich machten. Die Insel Aland wurde dar-

auf bey dem Mangel an Subsistenz von den Russen wieder verlassen.

Die Eroberungen derselben und die drohenden Absichten Peters und zugleich des Königs von Dänemark, versetzten indeß die Regierung in Schweden in so große Besorgniß als Thätigkeit. Man hatte die Dänen einst mit Glück aus dem Reiche vertrieben; allein mit der Schwäche desselben, war nun auch die Gefahr um so größer. Der König befand sich am südöstlichen Ende von Europa. Man wußte wenig von seinem Zustande; und konnte unter den dringenden Umständen seine Befehle nicht erwarten. Um den Maaßregeln unter dem Schutze einer sichern Autorität Nachdruck zu geben — und auch um sich weniger verantwortlich zu machen — wurde daher der Schwester des Königs, der Prinzessin Ulrica Eleonora, der Antrag gemacht, Theil an der Regierung zu nehmen. Sie nahm auch am 13ten November 1714, zur Rechten des Königl. Throns, Sitz im Senate. Man hatte selbst den Plan, ihr die Regierung völlig zu übertragen. Die Bemühungen der Anhänger des Holstein-Gottorp-

schen Hauses hintertrieben aber die Ausführung desselben. Sie hofften, den jungen Herzog, Karl Friedrich, mit Ausschließung der Prinzessin Ulrike dereinst auf dem Throne zu sehen. Der Hofmeister desselben Graf Arved Horn setzte gegen den Plan alles in Bewegung, schilderte ihn als ein Majestätsverbrechen, wandte Gelder und Versprechungen an, und erreichte seinen Endzweck. Die Deputirten der Stände wurden darauf zur Beschließung der nöthigen Verfügungen auf den 16ten December nach Stockholm berufen *).

*) Das Ausschreiben zum Reichstage wurde unterm 9ten November erlassen, und schilderte die unglückliche Lage des Reichs in folgenden Worten: „Krieg, Hunger, Pestilenz und andre Unglücksfälle haben das Reich in die bedürftigste unglücklichste Lage versetzt und letztre den Einbruch der Feinde in die Besitzungen an der Ostsee und in die Deutschen Provinzen erleichtert. Eben diese Ursachen haben auch die Schwedische Kriegsmacht verhindert, den Feind zu verjagen, in Polen einzudringen und den König nach Hause zu begleiten, wie man anfangs Willens war.„ — Umsonst ist die Summe aufgebracht worden, die zur Ranzion der Schwedischen Gefangnen (der Steenbockschen Armee) bestimmt war. „Die

Sowohl um die Versammlung derselben als die Regentschafts-Veränderung zu berichten, wurde der Generalmajor Heinrich Liewen nach Demotica abgesandt. Karl, der sich grade zur Abreise fertig machte, empfing die Nachrichten aus Schweden nicht ohne Verwunderung. Die Schritte, die man unternommen hatte, schienen ihm zu eigenmächtig und wider seine Autorität. Liewen, der das Zutrauen und die Liebe des Königs besaß, stellte aber die Noth vor, die dazu

Dänen haben bis jetzt ihre Zusage noch nicht erfüllt, halten die Gefangnen unter mancherley Vorwand zurück, haben selbst eine große Anzahl derselben unter ihre Regimenter gesteckt.„ Der Czar und der König von Dänemark rüsten sich, das Reich von zweyen Seiten anzugreifen. Die Regierung steht in Gefahr völlig aufgelöset, und die Freyheit vernichtet zu werden. „Der Schatz ist gänzlich erschöpft, die Unterthanen sind in Armuth gerathen. Es sind keine Mittel vorhanden, die Flotte zu unterhalten, die Armee zu recrutiren und die nöthigsten Ausgaben zu bestreiten. In dieser Lage sey es die Pflicht und Neigung jedes Schweden, alle Kräfte, den letzten Heller, den letzten Blutstropfen anzuwenden, um das Vaterland vom Rande des Verderbens zu retten!„ —„

gezwungen hätte, schilderte demselben mit vieler Offenheit die unglückliche Lage des Reichs, das Elend und die Unzufriedenheit, die herrsche, und die bey der fortdaurenden Abwesenheit des Königs so weit gehen könne, auf die Absetzung desselben anzutragen. „Komm' ich nur erst nach Schweden zurück, versetzte Karl, im Gefühl des Unwillens und seiner Größe, so werde ich mit meinem Stocke allein schon alles wieder zu Paaren treiben.„ Denn daß er sich des Ausdrucks bedienet habe: er wolle einen seiner Stiefel abschicken, um im Senate zu präsidiren, wird mit Recht bezweifelt. Karl war übrigens als Bruder gut gegen seine Schwester gesinnt, aber kein Freund des weiblichen Regiments. Nach seinem Willen wäre Ulrica nicht seine Nachfolgerin auf dem Throne geworden. Indeß dankte er derselben in einem Schreiben, daß sie an der Regierung hätte Theil nehmen wollen und willigte dazu ein, daß sie ferner den Berathschlagungen bey der Regentschaft beywohne, mit dem feinen Bedeuten aber, daß da sie bloß seine Person in Abwesenheit vorstellen könnte, die Befehle künftig auch, wie bis dahin geschehen, an den Senat sollten

gerichtet werden. So war aller Einfluß der Prinzessin gehoben; ihre Rolle bloß figurirend — und demnach ausgespielt. Der Reichstag mußte sich inzwischen bloß mit den Mitteln zu neuen Rüstungen und Vertheidigungs-Anstalten beschäftigen — und wurde bald wieder aufgehoben.

II.

Fünf Mächte in Verbindung gegen Schweden. Eroberung von Pommern. Bremen und Verden von Dänemark an Hannover abgetreten. Schwedischer Feldzug in Norwegen. Vaterlandsliebe und Heroismus der Einwohner. Veränderung des Nordischen Staatssystems. Karl und Peter beynahe Alliirte. Begebenheiten. Tod Karls des Zwölften. Regierungsveränderung in Schweden. Friedensschlüße.

Die Rückkunft Karls wurde in der Geschichte der Nordischen Angelegenheiten eine neue Epoche,

veränderte die Lage und die ganze Richtung derselben. Während seiner Abwesenheit waren Liefland, Esthland, Carelien, der größte Theil von Finnland, die Herzogthümer Bremen und Verden, erobert, die Holstein-Gottorpschen Lande besetzt, ein Theil von Pommern verschuldet und in fremde Verwahrung genommen, der letzte Theil der Schwedischen Truppen zu Kriegsgefangnen gemacht, und die Kräfte des Reichs erschöpft worden; — eine Veränderung, eine passive Beschaffenheit des Zustandes, die eine neue Activität wenig erlaubte, und zu weitern Unternehmungen genug abschreckendes enthielt — nur für Karl nicht. Er wollte mit Lorbeern nach seinem Reiche zurückkehren, wollte wenigstens einen Theil dessen wieder gewinnen, was während seiner Entfernung verlohren gegangen war, und verlohr auch in Deutschland einstweilen alles darüber.

Kurze Zeit nachdem er zu Stralsund angekommen war, erhielt er Besuche von mehrern Deutschen Fürsten, von dem Herzoge von Meklenburg, von seinem Anverwandten, dem Fürstbischofe von Lübek und von dem Landgrafen und

dem Erbprinzen Friedrich von Hessen-Cassel. Dieser letzte hatte für ihn und für sein Reich ein vorzügliches Interesse. Er war der Bräutigam seiner Schwester, der Prinzessin Ulrike Eleonore, und hatte ihn schon im Jahre 1714, wie er sich noch in der Türkey aufhielt, um seine Einwilligung zu der Vermählung ersuchen lassen. Karl gab ihm diese um so lieber, da sich der Prinz durch persönliche Eigenschaften und durch den Ruhm militairischer Einsichten sehr auszeichnete, den er sich während des Spanischen Successionskrieges in Gesellschaft eines Marlborough und Eugen, in den Niederlanden, in Deutschland und Italien erworben hatte. Er hatte dabey die Hoffnung — die auch nachdem erfüllt wurde — mit Uebergehung des jungen Herzogs von Holstein, der Nachfolger Karls auf dem Schwedischen Thron zu werden, und diesem schien es zugleich vortheilhaft zu seyn, mit einem Hause von so angesehner Macht wie Hessencassel, in Verbindung zu stehen. Die gewaffnete Unterstützung, die er aber wünschte, konnte bey der überwiegenden eignen Gefahr, in der Folge nicht gegeben werden. Der Prinz, war schon mit einer

Prin-

Prinzessinn von Preußen, Louise Dorothea, die am 23sten Dec. 1705 ihr Leben endigte, fünf Jahre vermählt gewesen. Um seine neue Verbindung zu schließen, reisete er am 28. Dec. 1715 von Stralsund nach Schweden ab, wurde am 14ten April der Gemahl der Prinzessinn Ulrike und am Tage darauf zum Generalissimus der Kriegsmacht in Schweden und zum obersten Directeur aller Vertheidigungs-Anstalten ernannt.

Mit dem Fürstbischofe von Lübek war auch der einstweilige Minister der Holstein-Gottorpschen Lande, der Baron von Görz, nach Stralsund gekommen. Ein Mann, der für Schweden und für die Feinde desselben von der grösten Wichtigkeit wurde. Karl liebte die Neigungen seines Temperaments, und seine Lebensart nicht. Diese contrastirten mit den seinigen. Görz war ein Freund des Wohllebens, Karl ein Freund der Enthaltsamkeit; jener überhaupt, aber nicht in der niedrigen, unpassenden Bedeutung, ein Epicuräer, dieser ein Stoiker. Die Genies paßten aber auf das genaueste zu einander. Was Karl im Felde war, war Görz in der Politik;

kühn, unerschöpflich an Planen, thätig, zu allen Staatsunternehmungen geschickt, ein zweyter Alcibiades. Durch diese Auszeichnung seines Geistes gewann er bald das ganze Vertrauen Karls, wurde die Seele aller seiner Operationen und Absichten. Diese waren bald auf nichts geringeres, als auf eine Expedition nach Polen und auf einen neuen Krieg gegen das Russische Reich, gerichtet. Die Rückkunft des Monarchen, der wayland Stanislaus auf den Thron erhoben hatte, belebte wieder den Muth der Anhänger desselben, fachte von neuem das Feuer der Zwietracht und Verwirrung in Polen an, veranlaßte Conföderationen und die vollkommensten Aussichten zu dem zerrüttendsten Bürgerkriege. Karl schickte Befehle nach Schweden, alle Kräfte zu neuen Kriegsanstalten, zu Unterstützungen nach Pommern aufzubieten. Vorerst aber wollte er die Oerter in Pommern wieder in Besitz haben, die von Preussen sequestrirt, oder wie es in den Schwedischen Erklärungen nachmals hieß, waren usurpirt worden.

Er schrieb deshalb noch im Jahre 1714 eigenhändig an den König von Preußen, Friedrich

Wilhelm, und ließ bald darauf ein umständliches Memoir durch seinen Gesandten zu Berlin, den Baron von Friesendorf, übergeben. Hierauf erfolgte die Antwort, daß vorerst die Summe der ausgelegten 400000 Thaler wieder ersetzt und völlige Sicherheit geleistet werden müsse, daß die Schwedischen Truppen in Pommern, weder gegen Sachsen und Polen, noch gegen die Dänischen Besitzungen Feindseligkeiten unternehmen würden. Ueberdem habe Preußen in dem, unter Schwedischer (oder vielmehr des Administrators und Wellingks) Genehmigung geschloßnen Tractate die Bedingung gemacht, Stettin und die andern Oerter in Pommern nicht eher, als nach völlig geschloßnem Frieden, wieder zurück zu geben.

Karl wollte sie aber gleich wieder haben. Um ihn zu willfährigern Gesinnungen zu bewegen, sandte der Preußische Hof den General, Grafen von Schlippenbach, nach Stralsund und ließ dem Könige eine beträchtliche Summe zum Darlehn anbieten, wenn er in die Sequestration willigen wollte. Karl aber drang auf die unverzögerte Rückgabe von Stettin. Man eröffnete

einen neuen Weg der Vermittlung. Der Landgraf von Hessen-Kassel erbot sich, für die von Preussen ausgelegten 400,000 Thaler die Kaution zu übernehmen, mit der Bedingung, daß dagegen Stettin von hessischen Truppen besetzt werden sollte. Diesen Vorschlag fand aber der Berliner Hof Bedenken einzugehen. Die holsteinschen Truppen konnten dann zu den Schweden stoßen, und die hessischen waren so gut wie Alliirte derselben. Da die Umstände immer verwickelter wurden, schlug der kaiserliche Hof am 14. März von neuem einen Kongreß zu Braunschweig vor. Karl erklärte sich auch geneigt zu demselben, vorher aber müßten die ihm entzogenen Besitzungen zurück gegeben werden. Am eifrigsten verwandte sich endlich noch der französische Hof. Er sandte den Grafen von Croissy nach Berlin. Dieser fieng mit dem damaligen preussischen Staatsminister, Freyherrn von Ilgen, Unterhandlungen an, wobey alle Künste der Politik aufgeboten und die auch nachdem noch von Stralsund aus fortgesetzt wurden. Die Friedensbemühungen blieben aber fruchtlos. Die Neigungen und Absichten standen in solcher Kollision, daß

die Verwicklung nicht anders als mit dem Schwerdte zu entscheiden war.

Karl brach von dem Wege der Güte ab, sandte den General Dükert mit einem Korps von 3000 Mann gegen die Insel Usedom und die Stadt Wolgast, die von preussischen Truppen besetzt waren. Beyde wurden auch am 6ten Februar und 22sten April eingenommen und einige hundert Preussen dabey zu Gefangnen gemacht. Diese Feindseligkeit brachte die Flamme des Kriegs, die erst kurz vorher in Pommern gedämpft war, zu einem neuen verstärkten Ausbruche. Man suchte ihn noch schwedischer Seits zu verhindern, stellte vor, daß die Insel Usedom nicht mit in die Sequestration begriffen sey, gab die Gefangnen wieder los u. s. w. Der preussische Hof fand sich aber bewogen, diesen Vorstellungen kein Gehör zu geben, ließ die holsteinschen Truppen in Stettin entwaffnen, verstärkte die Besatzung, trat schon im Februar mit den Königen von Polen und Dänemark in Verbindung, zog eine Armee bey Stettin zusammen, der schwedische Gesandte erhielt Befehl, binnen

24 Stunden Berlin zu verlassen, — und der Krieg wurde erklärt.

Ein gleiches geschah bald darauf von einem andern Hause, von welchem es Schweden nicht erwartete, mit welchem es wenigstens in keine Streitigkeiten verwickelt war, die einen Bruch besorgen liessen. Am 12ten August 1714 war die Königin Anna von England gestorben; eine Regentin, in der Karl stets eine Freundin gehabt hatte. Ihr Nachfolger auf dem Throne war der Churfürst von Hannover, Georg Ludwig, nach seinem Königstitel, Georg der Erste. Er hatte am 11ten September des erwähnten Jahrs Herrenhausen verlassen, kam am 1sten Oktober zu London an und wurde daselbst am 20sten gekrönt.

Dieser dachte als Churfürst von Hannover nicht so ergeben gegen Schweden, wie seine Vorgängerin. Die Herzogthümer Bremen und Verden waren schon länger ein Gegenstand geheimer Wünsche gewesen. Dänemark besaß sie. Es hatte schon hannöversches Geld zur Unterstützung bey dem Kriege gebraucht, indem die Graf-

schaften Oldenburg und Delmenhorst, wie schon oben angeführt worden, an den Churfürsten verpfändet wurden. Der Zeitpunkt, die Churländer um ein ansehnliches zu vergrößern, war der gelegenste. Es wurden deshalb wegen der Herzogthümer unter der geschickten Leitung des ersten Hannöverschen Staatsministers, Freyherrn von Bernstorff, durch den Gesandten des Churfürsten zu Kopenhagen, Freyherrn von Bothmer, dem dasigen Hofe schon frühe Eröffnungen gemacht. Sie fanden Eingang. Die Kriegsaussichten in Pommern beförderten denselben.

König Friedrich der Vierte konnte mit keiner Gewißheit erwarten, daß ihm der Besitz der Herzogthümer bey dem künftigen Friedensschlusse verbleiben würde. Wenigstens hatte er Eroberungen, deren Beybehaltung für ihn noch gelegner und wichtiger war. Und die Abtretung der Herzogthümer bot jetzt sichre Vortheile, Geld und gewaffnete Unterstützung dar. Die Allianz mit Hannover hatte noch ein größeres Interesse dadurch, daß der Churfürst König von England war.

Schon am 17ten May 1715 kamen die Unterhandlungen zu Kopenhagen zum Schlusse, und am 17ten Julius wurde der Traktat ratificirt. Dänemark trat demnach die Herzogthümer Bremen und Verden für eine Summe von 877,000 Thalern ab. Dagegen versprach der Churfürst, Dänemark den Besitz des Herzogthums Schleswig zu garantiren, Schweden den Krieg zu erklären, die dänische Flotte mit einer brittischen Eskader verstärken zu lassen und auch die Foderungen zu berichtigen, die Dänemark noch wegen der im spanischen Successionskriege an England überlaßnen Hülfsvölker machte. Die Uebergabe der Herzogthümer an Hannover erfolgte darauf am 14ten Oktober. Der König von Preussen und der Czar Peter verbürgten an eben diesem Tage den Besitz derselben. Das Land Hadeln, welches unter kaiserlicher Sequestration stand und zugleich noch von schwedischen Truppen besetzt gewesen war, wurde schon vorher okkupirt. Eine Kontribution von 277,000 Thalern, die Dänemark noch von den Herzogthümern foderte, hatte die Zeit der Räumung bis dahin mit verzögert. Indem die Abschliessung des Trak-

kats nicht mehr zweifelhaft war, erklärte schon am 2ten May Hannover zugleich mit Preussen, als die beyden Direktoren des niedersächsischen Kreises; „Ihre beyderseitigen Reichslande wären, ihrer Lage wegen, der schwedischen Invasion am nächsten mit ausgesetzt. Der König von Preussen habe die Feindseligkeiten schon in der That erfahren. Der König von Großbrittanien sey auch gar wohl informirt, „was schon damals gegen seine Lande vorgewesen, wie der Graf Steenbock mit der schwedischen Armee in Holstein eingerückt sey.„ Es sey niemanden zuzumuthen, sich in einen Krieg zu verwickeln, um Schweden das Verlohrne wieder erobern zu helfen, sondern vielmehr genugsame Gründe, dem Könige von Schweden, da er keine friedliche Mittel zulasse, sondern den Krieg im Reiche zu erweitern suche, sich entgegen zu setzen. „Um deswillen hätten Sie endlich, nachdem alle glimpfliche Wege vergebens versucht worden, aus Noth die Kräfte zur Hand nehmen müssen, um dem nordischen Kriege auf des Reichs Boden ein baldiges Ende zu machen.„

Nach einer kurzen Ruhe kam nun im nördlichen Deutschlande alles wieder in kriegerische Bewegung. Pommern wurde von neuem der Schauplatz des Krieges. Die Rolle, die man so oft schon fruchtlos unternommen hatte, sollte zu einem entscheidenden Ausgange gebracht werden. Ueber 40,000 Mann wurden gegen Stralsund und Rügen, die nicht 12,000 Schweden zu Vertheidigern hatten, in Marsch gesetzt; 24,000 Preussen, 20,000 Dänen und 8000 Sachsen, zusammen 74 Bataillons und 118 Escadrons. Am 17ten Julius erfolgte vor Stralsund die Vereinigung dieser Truppen. Schon am Ende des vorhergegangnen Monats waren bey Wismar 2000 Dänische, 2000 Preussische und 2000 Mann Hannöversche Truppen zur Belagerung der Stadt zusammen gekommen. Den Oberbefehl über sie führte der dänische General von Dewitz. Der Kommandant von Wismar, der tapfre General Schultz hatte, noch ehe er eingeschlossen wurde, alle nöthigen Vorbereitungen zu der entschlossensten Vertheidigung treffen lassen, unter andern gute Vorräthe von Vieh und Lebensmitteln aus dem Mecklenburgschen

eintreiben lassen. Bey der Armee vor Stralsund fanden sich die Könige von Preussen und von Dänemark selbst ein.

Zur See fielen indeß die ersten Kriegsmerkwürdigkeiten vor. Um die Kommunikation mit Pommern frey zu erhalten und die Schiffahrt und die insularischen Besitzungen der Dänen zu beunruhigen, wurde, sobald die Ostsee offen war, eine schwedische Eskadre von 4 Linienschiffen und 2 Fregatten unter Seegel gesetzt. Ihr Anführer war der Graf Karl Hans Wachtmeister, ein Schwiegersohn des unglücklichen Steenbocks. Er seegelte gegen die holsteinische Küste und verursachte Schrecken und Schaden auf der Insel Fehmern. Der dänische Hof hatte von der schwedischen Expedition frühe Nachricht erhalten, und schickte in der Mitte des Aprils gleichfalls eine Eskadre von 8 Linienschiffen und 2 Fregatten ab, die von dem Kontreadmiral, Christian Karl Gabel kommandirt wurde.

Dieser traf am 24. April die Flotille des Grafen Wachtmeister am Ausflusse der Trave. Er segelte mit seiner überlegnen Macht gegen ihn an.

Nach 3 Uhr Nachmittags nahm das Treffen seinen Anfang. Die beyderseitige Tapferkeit zeichnete es auf das Ehrenvollste aus. Man kämpfte bis um 10 Uhr des Abends. Unter dem Schutze der Dunkelheit zog sich Wachtmeister, da seine Schiffe sehr gelitten hatten, längst der holsteinschen Küste zurück — ein Weg, der nicht gut war, den aber der Wind nothwendig machte — und segelte so geschwind, daß er, bey der Unkunde der Meergegend, an der Küste von Schleswig, bey Bulkershaven, anderthalb Meilen von Friedrichsort, auf den Strand gerieth.

Ein entschloßner Anführer eines dänischen Kriegsschiffes, der Kapitain Peter Wessel, ein Norrmann von Geburt, der in der Folge ein so merkwürdiger Mann wurde, hatte ihn in der Nacht verfolgt und sein Unglück befördert. Wachtmeister sah, daß er die Schiffe in der Geschwindigkeit nicht retten könne, machte Anstalten, sie zu verbrennen, warf einen Theil der Kanonen und die Papiere über Bord, und fieng an, seine Leute an's Land zu setzen. Wessel drohte ihm darauf, daß sie alle das Leben verlieren sollten, falls sie die Schiffe vernichteten.

Indeß kam auch die dänische Eskadre an. Voller Verzweiflung warf Wachtmeister seinen Degen in die See — und ergab sich, da keine Rettung war, mit der Besatzung seiner Schiffe, die noch aus 1825 Mann bestand, zu Gefangnen. Sein Schiff war zersplittert. Die übrigen 3 Linienschiffe und 2 Fregatten wurden eine Beute der Dänen. Zum Ersatz für dieselbe wurde unter die Mannschaft der siegglücklichen Eskadre eine Summe von 75,464 Thalern vertheilt, Gabel zum Viceadmiral ernannt, unter alle Kapitains eine goldne Medaille vertheilt und Wessel nach Verdienst avancirt.

Die Schiffahrt in der Ostsee fieng an sehr unsicher zu werden. Um den jungen Handel nach den neuen russischen Besitzungen zu ruiniren und seinen Feinden die Zufuhren zu stöhren, ließ Karl Kaperbriefe ertheilen. Die Freyheit wurde auch sehr thätig benutzt. Die Schweden brachten eine beträchtliche Anzahl von Schiffen auf. Es waren auch mehrere Englische und Holländische darunter. Das Vorgeben, daß sie den Feinden Schwedens Kriegsbedürfnisse hätten zuführen wollen, diente dabey zur Rechtfertigung.

Alle Beschwerden, die gemacht wurden, bewirkten keine Abänderung. Um der Handlung die nöthige Sicherheit zu verschaffen, erschienen daher eine englische und holländische Flotte in der Ostsee. Erstere war 19, letztere 12 Kriegsschiffe stark; jene führte zusammen 1052, diese 624 Kanonen. Beyde Flotten vereinigten sich im Sunde, und begleiteten in einzelnen Abtheilungen die Gesellschaften von Kauffartheyschiffen nach den russischen und andern Häfen. Nachdem stießen am 15ten September, 8 englische Kriegsschiffe, unter dem Namen eines churfürstlichen Hülfsgeschwaders, zu der dänischen Hauptflotte, unter dem Admiral Peter Rabe.

An der Küste von Pommern befanden sich zwey kleine Flotten, eine schwedische, unter dem Viceadmiral Michael Henke, der seine Station zur Erhaltung der Kommunikation, zwischen Stralsund und der Insel Rügen genommen hatte, und eine dänische, von 6 Fregatten und 14 kleinern Kriegsschiffen, die zusammen 276 Kanonen führten, unter dem Viceadmiral Christian Seheſted. Dieſer suchte Henke aus seiner wichtigen Stellung zu vertreiben, fand aber zu viele

Schwierigkeiten, Indeß erschien die große schwedische Flotte unter dem Admiral Nils Sparre in See. Sie bestand auser den Fregatten, aus 21 Linienschiffen. Die dänische Flotte unter dem Admiral Rabe näherte sich ihr. Dieser hatte nur 16 Linienschiffe. Schon zum Angriffe entschlossen, erfuhr er noch zur rechten Zeit die Ueberlegenheit des Feindes und segelte nach der Insel Moen. Die schwedische Flotte wurde indeß so lange aufgehalten, bis er noch eine Verstärkung von 5 Linienschiffen an sich gezogen hatte.

So dem Feinde gewachsen, eilte er, ihn aufzusuchen. Er traf ihn am 8ten August in der Nähe der Insel Rügen, bey dem Vorgebirge Jasmund. Die Kanonade nahm um 1 Uhr Nachmittags ihren Anfang, und dauerte mit der größten Lebhaftigkeit bis um 7 Uhr Abends fort. Der Sieg blieb zweifelhaft. Kein Schiff war erobert, aber beyde Flotten, die Schwedische noch mehr wie die Dänische, beschädigt worden. Auf beyden Seiten blieben Anführer, von den Schweden die Viceadmirale Michael Henke, der mit einigen Schiffen Sparre verstärkt hatte,

und Erich Lille, und von den Dänen der Viceadmiral Juel. Die Schweden verlohren zusammen 1320 Mann. Beyde Flotten sahen sich genöthigt, einen sichern Hafen zu suchen, um sich auszubessern. Die Dänische segelte nach Kopenhagen, die Schwedische nach Karlskrona zurück. Der Erfolg war indeß zum Vortheil der Dänen. Die Hauptabsicht wurde erreicht. Die schwedische Flotte hatte Pommern keinen Entsatz gebracht, — und wurde an einem abermaligen Auslaufen verhindert.

Diese Vorgänge zur See hatten auf die Operationen zu Lande einen großen Einfluß. Nachdem sich die Alliirten Heere am 17ten Julius vereinigt hatten, wurde die erste Unternehmung am folgenden Tage gegen die Stadt Wolgast, die man eroberte, und darauf gegen die Insel Usedom gerichtet. Die Schwedische Besatzung darauf bestand aus 600 Mann. Gegen diese wurden am 31sten Julius 1500 Mann Preußischer Infanterie eingeschifft, die von 8 Escadrons unterstützt wurden, welche durch die Suine setzten. Die Schweden machten die Landung und das Vordringen länger streitig, tödteten über hundert

Fein-

Feinde und flohen darauf, nachdem gegen die Hälfte ihrer Mannschaft geblieben war, größtentheils auf Böten davon. Die Eroberung rettete eine Dänische Flotille aus der äußersten Verlegenheit. Der Viceadmiral Sehested hatte bey der Insel seine Station genommen und wurde sowohl von derselben als von der Schwedischen Flotte beschossen, litt schon den empfindlichsten Mangel, und wurde nun wieder in Stand gesetzt, die Unternehmungen zu Lande unterstützen zu können.

Die Penamünder-Schanze wurde das erste neue Ziel derselben. Sie war nur mit 300 Schweden besetzt. Ihr Chef war der Oberstlieutenant Kuse. Er hatte von Karl den Befehl erhalten, sich bis auf den letzten Mann zu wehren; und dieser Befehl wurde mit der heroischsten Entschlossenheit vollzogen. Einige tausend Mann von den alliirten Truppen rückten gegen die Schanze an. Alle Aufforderungen zur Uebergabe waren vergebens. Es mußte Sturm gelaufen werden. Dieser wurde am 22. August unternommen. Die Gegenwehr war verzweifelt. Kuse erhielt eine Wunde, fuhr aber fort zu kommandiren, und

erst nachdem er getödet war, konnte man sich des Platzes bemächtigen. Die Eroberung kostete den Alliirten über 200 Gemeine und gegen 50 Officiers.

Der folgende Monat war durch eine wichtige Unternehmung des Viceadmirals Sehested ausgezeichnet. Eine Abtheilung Schwedischer Schiffe hatte bis dahin fortdauernd die Communication zwischen der Insel Rügen und Stralsund unterhalten. Ihre Stellung in der Meerenge zwischen dieser Stadt und der Insel, in der sogenannten neuen Tiefe war durch versenkte Schiffe und andre Vorkehrungen so fest und sicher gemacht worden, daß Sehested keinen Angriff wagen durfte. Endlich kam ihm die Natur und verrätherische Treulosigkeit zu Hülfe. Ein Sturm vertrieb einen Theil der versenkten Schiffe, und ein Schwedischer Lootse gab ihm einen Fahrweg an, der wenig Unsicherheit hatte. Sehested benutzte diese Umstände, vertrieb am 24. September die Schweden aus der neuen Tiefe, und wurde für diese wichtige Ausführung zum Admiral ernannt.

Stralsund war beynahe seit einem viertel Jahre bloquirt, aber noch nicht belagert. Die Ursache der Verzögerung war, wie in den vorhergegangnen Jahren, die schwierige Herbeyschaffung der Artillerie. Schon am 19ten Julius hatten die Dänen einen Theil derselben zur See überbracht. Allein dieser war nicht hinreichend. Man erwartete noch das schwere Preußische Geschütz von Stettin. Dieses kam endlich am 5ten September zu Anclam an. Auch wegen der Schwedischen Schiffe konnte man es nicht mit Sicherheit zur See nach dem Lager vor Stralsund bringen. Es wurde also von daher durch einige tausend Pferde abgeholt. Der Winter nahte heran; die Bahn zu den Hauptunternehmungen war durch die bisherigen glücklichen Vorgänge geöfnet worden; die Operationen konnten nun mit Nachdruck angefangen werden.

In der Nacht auf den 19ten Oktober wurden die Laufgraben vor Stralsund eröffnet. Der polnisch-sächsische General, Graf von Wakkerbarth, ein vortreflicher Ingenieur und der dänische General von Scholten dirigirten die Belagerung. Die Hauptschwierigkeit der Erobe-

rung bot das Retranchement vor Stralsund dar. Von der einen Seite deckte es ein undurchdringlicher Morast, von der andern Seite die See. Die Schweden sahen es als ihre Aegide an. Ein kluger, glücklicher Einfall der Treue oder der Verrätherey machte indeß möglich, was man für unmöglich gehalten hatte. Ein preussischer Oberstlieutenant Namens Köppen, oder nach andern Nachrichten, ein übergegangner schwedischer Officier, entdeckte dem Grafen von Wackerbarth, daß man die See bey einem starken Südostwinde durchwaten und so zu den unbesetztesten Theile des Retranchements dringen könne. Die Schweden hielten dagegen die See, besonders da sie nicht die Abwechslung der Ebbe und Fluth hatte, für einen sichern Schutz gegen die Feinde.

Wackerbarth traf indeß unter Verheimlichung der Absicht, alle nöthigen Vorbereitungen, und Abends den 24sten Oktober wurden 8000 Mann, worunter 1500 Mann Kavallerie waren, zum Aufbruch beordert. Der Marsch gieng eine halbe Meile durch die See. Man passirte sie mit vieler Inkommodität, aber ohne Gefahr. In dem Retranchement lagen 3 Regimenter Schwe-

den. Sie ahndeten nichts weniger als den nächtlichen Besuch durchs Wasser. Das Korps der Alliirten erschien. Eine schreckliche Bestürzung! Man war auf keine Gegenwehr gefaßt. Die Verwirrung nahm gleich überhand. Eine beträchtliche Anzahl Schweden wurde niedergemacht, ihre Artillerie von 25 Kanonen mit aller Munition genommen und über 400 Mann zu Gefangnen gemacht. Die übrigen eilten nach Stralsund hinein. Man verfolgte sie so schnell, daß kaum die Zugbrücke aufgezogen und die Stadt vor dem Eindringen der Feinde gesichert wurde.

Auf diese unglückliche Begebenheit folgte für Karl bald eine andre von einer noch fatalern Wichtigkeit. Am 15ten November unternahmen die Alliirten die Expedition, die sie schon so lange vorgehabt hatten, und von deren glücklichen Ausführung voraus zu sehen war, daß sie die Einnahme von Stralsund zur Folge haben würde. Es wurden 15000 Mann Dänen, Preussen und Sachsen zur Eroberung der Insel Rügen eingeschifft. Der oberste Anführer derselben war der Fürst Leopold von Dessau. Die Ueberschiffung geschah unter der Direktion Sehesteds. Man

gieng um 12 Uhr Mittags unter Seegel. Ein starker Nebel kam dem Unternehmen zu Hülfe. Die Schweden konnten den Lauf der Schiffe nicht bemerken. Um 4 Uhr Nachmittags landeten diese bey dem Dorfe Stresow, in einer Gegend der Insel, wo sich nur 30 Schweden befanden. Ihre ganze Anzahl auf derselben belief sich auf ungefähr 5000 Mann; und diese hatten Karl an ihrer Spitze.

Sobald dieser erfuhr, wo die Feinde gelandet waren, eilte er ihnen des Abends mit ungefähr 3000 Mann entgegen. Er wollte die Unkunde seiner Schwäche und die noch unbefestigte Stellung der Feinde benutzen, und griff sie an, da es noch Nacht war. Mit Verwunderung aber wurde er beym Anrücken gewahr, daß sie Verschanzungen aufgeworfen, Spanische Reuter angebracht hatten ꝛc. Dieß schreckte nicht ab. Man drang mit der äußersten Kühnheit des Muthes vor, besiegte zum Theil die Schwierigkeiten der Befestigungen, griff den Feind an, wurde aber nach dem hartnäckigsten Versuche durch die Ueberlegenheit desselben genöthigt, sich zurück zu ziehen. Gegen 500 Schweden deckten, todt oder

verwundet, den Kampfplatz. Unter ihnen waren verhältnißmäßig viele Officiers — und die Lieblinge Karls, die Generals Dahldorff, Grothusen und der Oberste Düring, sein Begleiter auf der Reise aus der Türkey. Er wollte den Kampf erneuern, verlohr aber durch eine Kanonenkugel sein Pferd, erhielt eine Kugel, die zum Glück ihre Kraft verlohren hatte, auf die Brust und war in der größten Gefahr, gefangen zu werden. Der Graf von Poniatowsky, dem er seine Erhaltung bey Pultawa verdankte, rettete ihn auch hier wieder, half ihn aufs Pferd und eilte mit ihm nach der Küste, wo ein Schiff bereit lag, mit welchem er noch des Vormittags zu Stralsund ankam. Am folgenden Tage nahmen die Alliirten das Hauptfort auf der Insel, die sogenannte Fährschanze ein. Ueber tausend Mann wurden dabey zu Gefangnen gemacht. Kaum 1500 Mann entkamen von dem ganzen Militair, das auf der Insel gewesen war, nach Stralsund. Kurz darauf wurde auch die benachbarte kleine Insel Rüden in Besitz genommen.

Nun blieb also von Schwedisch-Pommern nur noch allein Stralsund zu erobern übrig. Man fieng an, dasselbe aufs heftigste zu bombardiren. Karl aber von allen Seiten umringt, ohne alle Aussicht auf Hülfe war entschlossen, die Festung noch aufs äußerste zu vertheidigen. Eine Bombe fiel auf das Gebäude, worin er wohnte, platzte nahe bey dem Zimmer, worin er grade einen Brief dictirte. Der Secretair, ganz betäubt und außer sich, hörte auf zu schreiben. Nun, was giebts denn, fragte Karl. „Ach, Ew. Majestät, die Bombe! Nun, war die Antwort, was hat denn die Bombe mit dem Briefe zu thun, den ich dictire. Fahret fort zu schreiben.„

Am 17ten December unternahmen die Alliirten einen Sturm auf die Außenwerke der Festung. Er wurde von vier Seiten unternommen. Die Schweden hatten den tausenden kaum hunderte von Kriegern entgegen zu stellen. Der Kampf war der hartnäckigste. Karl commandirte selbst. Die Ueberlegenheit des Feindes zwang ihn endlich zum Rückweichen. 20 Kanonen und einige hundert Gefangne wurden im Stich gelassen. Die Alliirten verlohren gegen tausend Mann. Die Blut-

scene wurde am folgenden Tage erneuert. Karl wollte das Verlohrne wieder gewinnen, that mit 1800 Mann einen Ausfall, brachte die Dänen in Unordnung, mußte aber in die Festung zurück eilen, da sie eine überlegne Unterstützung von den Preußen bekamen. Gegen 500 Mann wurden zusammen von beyden Seiten die Opfer des Kampfes.

Stralsund war nun aufs äußerste gekommen; und Karl in Gefahr, ein Gefangner seiner Feinde zu werden. Man bat ihn aufs inständigste, auf seine Rettung bedacht zu seyn, noch ehe die See völlig verschlossen wäre. Der Gedanke, seinen Feinden keinen neuen Triumph zu gönnen, brachte ihn auch zum Entschlusse. Man hatte schon, ohne sein Wissen, den Seebusen aufeisen und einige Fahrzeuge in Bereitschaft setzen lassen. Er bestieg am 21sten December eine Chaluppe, außer 6 Ruderern blos 3 Personen zu seiner Begleitung, und 2 Jagden im Gefolge. Eine schreckliche Fahrt! Wie er vor Rügen vorbey passirte, wurde er von den feindlichen Batterien, so lange es nur möglich war, beschossen. Ein Glücksstern waltete über ihn.

Auf den beyden Jagden wurden 10 Menschen erschossen. Die Chaluppe erhielt keine Todte. Man gieng neuen Gefahren entgegen. Die See war durch die Jahrszeit und durch die Erwartung feindlicher Schiffe unsicher. Nach einer Fahrt von 50 Stunden langte Karl am 23sten December zu Ystadt in Schonen wieder in dem Reiche an, das er seit 15 Jahren nicht gesehen hatte, das durch ihn so unglücklich verändert worden war.

An eben dem Tage übergab der General Dükert Stralsund auf Kapitulation. Der Rest der Besatzung bestand noch außer 2000 Kranken aus 1800 Mann. Kurz vorher, ehe die Uebergabe erfolgte, kam noch ein Corps Russen unter dem Grafen Scheremetow bey Stralsund an, um die Eroberung zu beschleunigen. Es wollte nun auch Antheil an der Beute haben. Diese Foderung, wozu man sich kein verdientes Recht erworben hatte, wurde aber nicht zugelassen. Da Preußen schon die sequestrirten Oerter besetzt und der König von Polen die wenigsten Truppen zu dem alliirten Kriege gegeben hatte, so wurden, gegen einige andre Bedingungen, die gemachten

Pommerschen Eroberungen ausschließlich dem Könige von Dänemark eingeräumt. Dieser ernannte den Generalmajor Stöcken zum Kommandanten von Stralsund und den General Dewitz zum Statthalter der gesammten Pommerschen Besitzungen. Die allgemeine Huldigung geschah am 16ten Julius 1716.

Dewitz hatte, in Verbindung mit Preußen und Hannoveranern, Wismar belagert. Der Schwedische Kommandant daselbst, General Schulz hielt sich aufs tapferste. Auch die Einnahme von Stralsund beugte seinen Muth nicht. Er vertheidigte die Festung noch über ein viertel Jahrlang. Hungersnoth und der Mangel an aller Unterstützung nöthigten ihn endlich, am 19ten April 1716, Wismar auf Capitulation zu ergeben. Eben indem die Dänen, Preußen und Hannoveraner einziehen wollten, rückten auch die Russen, die aufs eiligste verstärkt worden waren, unter dem Fürsten Repnin heran, um die Stadt mit zu besetzen. Dieser hatte schon vorher dem Kommandanten Schulz heimlich Geld anbieten lassen, wenn er die Stadt ihm einräumen wollte. Dieß gaben

die Alliirten nicht zu. Die Russen wollten mit Gewalt in die Stadt dringen und konnten nur durch thätige gewafnete Gegenwehr belehrt werden, daß sie dazu kein Recht hatten. Am Tage der Einnahme wurde zu Danzig die Vermählung der Prinzessin Catharina, einer Bruderstochter des Czars Peter, mit dem regierenden Herzoge von Mecklenburg-Schwerin, Karl Leopold, vollzogen. Peter wünschte sehr den Besitz von Wismar, sowohl um in Westen einen Hafen an der Ostsee zu haben, als auch im Deutschen Reiche Gebiet und Einfluß zu bekommen, bot nachdem für die Abtretung der Stadt Dänemark und Großbrittannien beträchtliche Geldsummen an; aber vergebens. Und diese Verweigerung wurde die erste vorzügliche Veranlassung zu der Disharmonie und Trennung, die bald darauf unter den Alliirten selbst entstand.

Die eignen Unternehmungen der Russen im Jahre 1715 waren ohne besondern Erfolg gewesen. Peter segelte in der Mitte des Junius mit einer Flotte gegen Schweden ab, landete auf der Insel Gothland, und nachdem auch an den Küsten von Südermannland. Plünderungen und

Verheerungen waren aber der einzige Erfolg der Expedition. Die Schweden hatten unter dem Prinzen Friedrich, der eine Armee von 16000 Mann commandirte, so gute Vertheidigungsanstalten getroffen, daß die Russen nichts wichtiges unternehmen konnten.

Das Jahr 1716 täuschte viele Erwartungen, veränderte die Lage des Nordens auf mannigfaltige Weise. Karl fieng wieder an thätig zu agiren; war gesunken und immer mehr geschwächt und erhob sich auf einmal wieder zu einer Stärke, die seinen siegreichen Feinden furchtbar wurde. Und diese Veränderung und die ganze neue Wendung der Dinge bewirkte größtentheils ein Mann, der Baron von Görz. Karl nahm ihn zu Anfange des Jahrs vorläufig bis zu Ende desselben als Staatsminister in seinen Dienst.

Der Mangel an baarem Gelde und der Verfall der Finanzen waren die Hauptquelle der Staatsschwäche. Um derselben abzuhelfen, mußten außerordentliche Mittel gebraucht werden. Die gesammten Einkünfte des Reichs beliefen sich für das Jahr 1716 nicht auf 3 Millionen

Thaler Silbermünze, und von diesen waren über zwey Drittheile zur Bezahlung gemachter Staatsschulden angewiesen. Die Schiffe der Flotte konnten kaum ausgerüstet, noch viel weniger mit neuen vermehrt werden; die Magazine waren leer, die Soldaten zum Theil ohne Montirung. Die wenigsten hatten ganze Schuhe und Strümpfe oder lederne Wehrgehenke. Man trug die Degen an Schnüren und Bindfaden. Schon seit ein paar Jahren war Papiergeld, eine beträchtliche Anzahl von Staatsobligationen in Umlauf. Die Stände hatten sich auf dem letztern Reichstage für die Bezahlung ihres Werths verbürgt. Diese Obligationen lauteten aber auf 50, auf 100 Thaler und auf größre Summen, konnten mithin zur Besoldung der Soldaten und zum Umlaufe unter dem Volke nicht gebraucht werden. Man war dabey auf ein neues Hülfsmittel verfallen, nehmlich Kupfermünzen zu prägen und diesen unter der Garantie des Staats, den Werth eines Thalers Silbermünze beyzulegen. Karl genehmigte dieses Mittel, und schon im Jahre 1715 fieng man an, solche Münzzeichen von der Größe

eines Pfennigs zu prägen *). Görz schlug darauf vor, die Anzahl dieser Münzzeichen vermehren zu lassen, übernahm es, mehr baares Geld, dessen ganze circulirende Summe sich kaum auf zwey Millionen Thaler belief, ins Reich zu schaffen und außer den Staatsobligationen und Münzzeichen wurden überdem noch Münzzettel, deren Werth zu 25 Thaler bestimmt war, verfertigt. Dieses imaginaire Geld vertrat vorerst

*) Die vom Jahre 1715 haben auf der rechten Seite eine Krone und auf der Rückseite die Aufschrift: I. Daler S. M.; die von 1716 das Bild der Minerva, in deren Schilde die 3 Nordischen Kronen, mit der Umschrift: Publica Fide: die von 1717 einen zum Kampf gerüsteten Ritter, mit der Umschrift: Wett och Wapon; die von 1718 ebenfalls einen Ritter, mit vorgestrecktem Schwerdte, einen Löwen zur Seite, mit der Umschrift: Flink och Fardig; andre von eben dem Jahre haben das Bild eines Jupiters, mit Donnerkeilen in der Rechten, und einen Adler zur Seite u. s. w. Die Daler von 1716 nannte das Volk gemeiniglich Görzens Köchin, eine Anspielung auf Wohlleben, wozu man glaubte, daß er den Credit, die Publicam Fidem gebrauche. Görz wurde aber vielfach verkannt, war auch nicht der ursprüngliche Einführer der Münzzeichen.

mit gutem Erfolg die Stelle des würklichen, die Magazine wurden gefüllt und die Flotte und Armee im Laufe des Jahrs zu einer neuen Stärke gebracht, die in Schweden noch nicht größer gesehen war.

Kaum war Karl daselbst angekommen, so wurde aufs schleunigste alles in kriegerische Bewegung gesetzt und ein beträchtliches Heer bey Karlscrona zusammen gezogen, wohin er sich selbst begeben hatte. Er wollte die Jahrszeit und selbst seine Niederlage benutzen. Der Sund war gefroren und die Dänische Armee noch in Pommern. Es sollte eine Wintercampagne gegen die Insel Seeland unternommen werden. Zu Kopenhagen kam darüber alles in Unruhe und Bewegung. Die Garnison war äußerst schwach. Es wurden die Landsoldaten von der Insel einberufen, die Bürger bewaffneten sich und die Studenten folgten dem patriotischen Kriegsbeyspiele, das die Musensöhne der Vorzeit zu Kopenhagen schon öfter gegeben hatten, übten sich in den Waffen, und errichteten ein Regiment von 600 Mann aus sich. Die Besorgniß des Ueberfalls nahm zu.

Am

Am 18ten Januar drang eine Abtheilung Schweden übers Eis, und besetzte die kleine Sund-Insel, Hveen. Der Uebergang der ganzen zusammengezogenen Armee sollte in der Mitte des Februars erfolgen. Karl ließ im voraus den Dänen Untergang und Verderben drohen und den National-Haß durch die Diener der Religion entflammen. Am 7ten Februar wurde auf seine Vorschrift in allen Kirchen von Schonen über Psalm 18, Vers 36 bis 44 gepredigt *).

Allein der Himmel und die guten Vorkehrungen König Friedrichs vereitelten diese Drohungen und Anschläge. Am 8ten Februar fiel ein starkes Thauwetter ein, das Eis im Sunde gieng auf, und die Brücke für die

*) „— Wenn du mich demüthigst, machst du mich groß. — Ich will meinen Feinden nachjagen und sie ergreifen und nicht umkehren bis ich sie umbracht habe. Ich will sie zerschmeißen, und sollen mir nicht widerstehn; sie müssen unter meine Füße fallen. Ich will sie zerstoßen, wie Staub vor dem Wind. — Du hilfst mir von dem zänkischen Volk und machst mich ein Haupt unter den Heiden: ein Volk, das ich nicht kannte, dient mir. —

Schweden war dahin. Die Dänische Flotte deckte nun Kopenhagen und Seeland.

Karl faßte darauf sogleich einen andern Plan, nehmlich Norwegen anzufallen. Dieses Reich war ebenfalls von regulairem Militair entblößt. Dabey hoffte man auf den treulosen, guten Willen der Einwohner, die durch Handel und Heyrathen zum Theil mit ihren Nachbaren, den Schweden verbunden waren. Allein diese Hoffnung schlug aufs entsetzlichste fehl. Kein Volk zeigte so viele Liebe gegen ihren König, so vielen Patriotismus und solche heroische Entschlossenheit, ihr Vaterland zu vertheidigen, als das, welches Karl jetzt angreifen wollte.

Zehntausend Normänner, größtentheils Landleute, kamen freywillig zusammen, um den Feind von den Gränzen abzuhalten. Allein es fehlte ihnen, bey der Uebereilung, an Waffen, an Kriegsbedürfnissen und Unterhalt. Sie mußten daher wieder aus einander gehen. Die Schweden rückten indeß mit 3 Corps gegen Norwegen vor. Das Hauptcorps, an dessen Spitze sich

Karl befand, marschirte nach dem südlichen Theile des Reichs, gegen die Hauptstadt desselben, Christiania. Es langte am 8ten März auf der Gränze an. Ein Dänischer Oberster, Namens Ulrich Kruse, war so kühn und entschlossen, sich mit 200 Dragoner dem weitern Vordringen der ganzen Armee entgegen zu setzen. Diese mußte sich seinetwegen zum Kampfe bereit machen. Die Dragoner fochten wie Löwen. Ihr Anführer Kruse, ein Hercules von Muth und Natur, erlegte selbst sieben Schweden. Er hatte drei Wunden erhalten, und fuhr fort zu fechten. Nachdem seine mehrsten Leute gefallen waren, ergab er sich endlich. Karl schätzte die außerordentliche Tapferkeit bey dem Feinde, besuchte Kruse, der an seinen Wunden litt, selbst, und fragte ihn: „wie er es hätte wagen können, sich mit einer solchen Handvoll von Leuten einer ganzen Armee zu widersetzen.“ Diese Armee war ein Glück für Ewr. Majestät, versetzte Kruse; hätte ich mehr Leute gehabt, so hätte es anders gehen sollen, und ich wäre jetzt nicht in Ihrer Gewalt. „Das ist ein braver Mann!“ rief Karl aus,

und fragte weiter, giebts noch mehrere solcher Männer in Norwegen? „Ich bin nur einer der Geringsten, versetzte Kruse.“ Und Karl erfuhr auch die Wahrheit dieser Antwort.

Er rückte gegen Christiania vor, zog am 21sten März in die Stadt und fand sie zu seiner Verwunderung fast ganz verlassen. Die Einwohner waren nach dem benachbarten Schlosse Aggerhuus oder in die Wälder entflohen, nachdem sie ihre vorzüglichste Habe in den Kellern vermauert hatten. Karl ließ darauf ein Manifest ergehen, worinn er erklärte, daß er nicht aus Eroberungsbegierde, sondern bloß, um die Herstellung des Friedens zu beschleunigen, ins Land gerückt sey, daß die Einwohner nichts zu besorgen hätten, daß sie vor Plünderungen und Gefahren gesichert seyn sollten, wenn sie sich ruhig unterwürfen u. s. w. Diese Erklärung und alles glimpfliche Verfahren machte aber auf den Nationalhaß und Patriotismus wenig Eindruck. Karl ließ die Einwohner, die aus den Wäldern zurückkehrten, mit einem Thaler oder Ducaten beschenken. Allein auch dies half nichts. Die mehrsten Flüchtlinge blieben

vorläufig Waldbewohner und ließen keine Gelegenheit unbenutzt, wenn sie Schweden umbringen oder ihnen Schaden zufügen konnten. Das Schloß Aggerhuus blieb unangegriffen, da es Karl an der nöthigen Artillerie fehlte.

Noch unglücklicher und besonderer wie ihm, gieng es den beyden kleinern Corps, die er zur Eroberung und Zerstöhrung der Kongsbergschen Bergwerke abgeschickt hatte. Der Hauptkommandeur dieses Militairs war der General Christian Ashenberg. Man hatte die kleine Stadt Moß erobert und daselbst ein großes Magazin angelegt. Der Obrist Falkenberg hielt sie mit 800 Mann besetzt. Ashenberg stand mit seinen Truppen einige Meilen davon, bey dem Dorfe Skieberg. Er logirte bey dem Prediger Peter Rumohr. Dieser war vordem selbst Soldat gewesen, hatte als Cornet unter den Dänen gedient und gewann durch sein freundliches Betragen und durch seine anscheinende Ehrlichkeit, die durch den Priesterrock noch weniger bedenklich wurde, ganz das Zutrauen des Generals. Dieser sandte zu wiederholtenmalen Boten nach Moß an den Obersten Falkenberg, erhielt auch

Antworten zurück. Rumohr aber bestach die Boten und schickte die Antworten und die ganze Correspondenz an die Dänen. Am 17ten April waren 3 Regimenter Norweger, die in Pommern gedient hatten, zusammen 4000 Mann stark, an der Küste von Norwegen angekommen. Diese theilten sich in zwey Detaschements, marschirten gegen Moß, überfielen Falkenberg von zweyen Seiten, nahmen den Rest seiner Mannschaft nach einer tapfern Gegenwehr zu Gefangnen und erbeuteten zugleich das ganze Magazin der Schweden.

Diese beträchtliche Einbuße hatten sie einem Prediger zuzuschreiben. Rumohr that noch mehr. Ashenberg verließ sich fortdauernd auf seine Ehrlichkeit. Die Nachricht von der Einnahme von Moß machte ihn bestürzt. Kurze Zeit darauf hörte er, daß man in der Festung Friedrichshall die Kanonen gelöset habe. Er fragte seinen Freund Rumohr um die Ursache davon. Und dieser sagte ihm, es wäre eine Freudensalve gewesen, er habe die Nachricht erhalten, daß ein starkes Dänisches Heer in Norwegen angekommen sey. Und Ashenberg war so leichtgläubig und so wenig

entschlossen, daß er eilfertig aufbrach und sich mit seinen Truppen nach Schweden zurück zog. So wurde ein Prediger der Vertreiber der Feinde, der Befreier eines Theils des Vaterlandes.

Noch auffallender und außerordentlicher war's, daß Karl selbst durch ein ähnliches panisches Schrecken mit zum Rückzuge bewogen wurde. Er war noch zu Christiania, wußte, daß die Norweger eine neue Dänische Verstärkung unter dem General von Kützow erhalten hatten, und daß man Willens war, ein allgemeines Aufgebot an die Landleute ergehen zu lassen. Indeß wurden die Kanonen von dem Schloße Aggerhuus gelöset. Es war die Nachricht von der Einnahme von Wismar eingelaufen. Man gab darüber eine Freuden-Salve. Karl hielt sie für das Signal, daß die Bauern- und andre Armee im Anrücken wäre, um ihn einzuschließen, brach im Anfange des Mays eilig auf, und setzte sich nicht eher als eine halbe Meile von der Schwedischen Gränze. Hier sah er seine Uebereilung ein, wollte sie wieder gut machen,

rückte von neuem vor, nahm einige Schanzen weg und beschloß darauf, die Stadt Frederikshald (Friedrichshall) und das dabei liegende Fort Frederiksteen zu überrumpeln. Allein man hatte sich schon längst in der Stadt, die ohne alle Besatzung war, zum Angriffe gefaßt gemacht. Ein reicher Kaufmann daselbst, Nahmens Kolbiörnsen, stand an der Spitze der Patrioten, errichtete ein Corps von Freywilligen, das durch Bauern aus der benachbarten Gegend verstärkt wurde, vertheilte unter seine Mitbürger Bomben, Granaten, Schwefel und andre feuerfangende Sachen, um damit nöthigen Falls die Häuser in Brand zu stecken, und unternahm selbst gegen die feindlichen Vortruppen eine glückliche Expedition. Der Küster eines benachbarten Dorfs brachte ihm die Nachricht, daß zwey Meilen von der Stadt einige hundert Schweden angekommen wären. Er marschirte ihnen entgegen. Der brave Küster wurde das Opfer seines Muths. Indeß vertrieb man die Schweden. Solche Beyspiele von Vaterlandsliebe und Heroismus sind der Anführung der Geschichte würdiger,

als manche geräuschvolle gewöhnliche Vorgänge.

Am 4. Julius rückte Karl mit 2500 Mann gegen Frederikshald an. Der Ort erhielt in der Kriegsgeschichte unsers Jahrhunderts eine Merkwürdigkeit und Auszeichnung, wie sie keine andre Stadt aufweisen kann. Unter Anführung Kolbiörnsen's stellten sich die Bürger dem Könige entgegen. Es kam zu einem blutigen Kampfe. Die Disciplin und Ueberlegenheit siegte endlich. Karl aber sollte die Früchte seines Sieges nicht genießen. Kolbiörnsen ließ sein Haus in Brand stecken. Andre Mitbürger folgten. Die Dienstmädchen zeigten sich dabei wie Heldinnen, beförderten den Brand und vernagelten selbst einen Theil der Kanonen am Hafen, und flüchteten darauf mit den übrigen Einwohnern nach dem Berg-Fort Frederiksteen. Die Schweden waren beschäftigt, den Brand zu löschen. Man schoß aber unaufhörlich aus dem Fort, um den Brand zu befördern. Ein Pechkranz traf ein Haus, auf dessen Boden Bomben in Hanf und Flachs versteckt lagen. Die Flamme wurde dadurch überall ver-

breitet. Karl selbst gerieth in die größte Lebensgefahr. Eine Bombe traf das Haus, worinn er sich aufhielt, er wurde bis an die Brust in Schutt begraben, und eilte gegen Abend, aus einer Stadt zu kommen, in der keine bleibende Stätte war, die die Bürger lieber ruiniren als von einem Feinde besetzen lassen wollten. Der Rückzug war noch verheerender als der Einzug und Aufenthalt. Die Truppen mußten eine Brücke passiren, die von der Artillerie des Forts bestrichen werden konnte. Karl verlohr ein Drittheil der ganzen Mannschaft, hatte indeß sein Leben gerettet, — das er in der Folge in der Nähe eben dieser Unglücksstadt beschließen sollte.

Zu diesem Mißgeschick kam vier Tage darauf noch ein anders, das nicht weniger empfindlich war. Der Dänische Hof hatte den Schwedischen Angriff auf Frederikshald vorausgesehen. Man wollte der Stadt mit Kriegs- und Lebensbedürfnissen zu Hülfe kommen. Ein schwieriges Unternehmen, da die Stadt von der See- und Landseite von den Schweden umgeben war. Man wählte indeß zu der Expedition einen Mann, der sich schon länger, besonders im Jahre vorher durch

außerordentliche Thaten ausgezeichnet hatte — den schon oben angeführten Capitain Weßel. König Friedrich hatte ihn zur Belohnung seiner Tapferkeit am 4. Februar unter dem Nahmen Tordenskiold (Donnerschild) in den Adelstand erhoben. Und er zeigte, daß er der neuen Auszeichnung würdig war.

Die Schweden hatten den Hafen von Frederikshold, den Meerbusen von Dynekillen, besetzt. Er war durch die Kunst und Natur und zugleich durch eine überlegne Anzahl von Schwedischen Kriegsschiffen verwahrt. Tordenskiold gieng mit 2 Fregatten und 5 kleinern Kriegsschiffen unter Seegel und erfuhr unter Weges, daß ein Theil der Schwedischen Befehlshaber auf den 4. Julius einer Hochzeit beywohnen würde. Er beschloß, dies Festin zu benutzen, und segelte bey einem günstigen Winde mit Anbruch des Morgens in den Hafen. Die Schweden wurden überrascht, setzten aber doch bey ihrer Ueberlegenheit Tordenskiold viele Hindernisse in den Weg. Er achtete diese nicht, hatte nach einem 12stündigen Gefecht das Glück, die Batterien am Hafen zu erobern, und die Schweden fiengen an, ihre

Schiffe in Brand zu stecken, und ans Land zu fliehen. Tordenskiold übertraf sie aber an Thätigkeit, machte, daß nur 11 Schiffe vernichtet wurden, nahm die übrigen, 8 Kriegsfahrzeuge und 21 Proviantschiffe, und segelte mit seiner schönen Beute davon.

Dieser kühne Sieg beförderte die Befreiung Norwegens. Karl hatte es in einem wehrlosen Zustande überfallen, sah, daß in einem Lande nichts auszurichten sey, wo jeder Einwohner zur Vertheidigung bereit war, und trat nach einer 4monatlichen Expedition, der fruchtlosesten, die er noch unternommen hatte, seinen Rückmarsch nach Schweden an, ließ eine Armee an der Norwegschen Gränze, hatte eine andre bey Stockholm und zog die übrigen Truppen in dem südlichen Theile des Reichs zusammen, das mit einem feindlichen Ueberfalle bedroht wurde.

König Friedrich von Dänemark wollte eine Landung in Schonen vornehmen, und zwar mit vereinigter Hülfe von Rußland. Der Czar Peter war nach der angeführten Vermählung seiner Niece mit dem Herzog Leopold von Meklenburg, mit einer ansehnlichen Kriegsmacht selbst nach

Meklenburg gekommen. Der Herzog stand damals in sehr heftigen verwickelten Streitigkeiten mit der Ritterschaft seines Landes. Diese fand unter andern auch Schutz bey dem Könige von Großbrittannien und Dänemark. Peter stand dagegen seinem Anverwandten bey und verlegte seine Truppen auf die Güter der Ritterschaft.

Diese wurde auf einige Zeit glücklich durch Dänemark erleichtert. König Friedrich kam im Anfange des Junius zu Hamburg an. Auch Peter traf daselbst ein. Man verabredete die Landung in Schonen, und den Russischen Beystand dazu. Peter versprach denselben, kehrte nach dem Meklenburgschen zurück, ließ zu Rostock auf 48 Galeeren 15000 Mann nach Seeland einschiffen, 5000 Mann Cavallerie zu Lande den Marsch dahin antreten, und begab sich darauf mit seiner Gemahlin selbst nach Kopenhagen, wo er am 17ten Julius ankam.

Peter war aber ein gefährlicher Alliirter geworden. An die Stelle der Verbündung und Freundschaft war der Geist geheimer Zwietracht, der Eifersucht und selbst feindlicher Absichten getreten. Die Veranlassungen dazu verdienen näher

angeführt zu werden. Peter hatte im Anfange des Jahrs dem Englischen Hof den Vorschlag zu einer nähern Allianz machen lassen, wobey er zur Absicht hatte, sich den Besitz der eroberten Schwedischen Provinzen an der Ostsee garantiren zu lassen. König Georg war aber hierzu keinesweges geneigt, wollte nur, zur Beförderung der Englischen Handlung nach den neuen Rußischen Besitzungen an der Ostsee, einen Commerztraktat schließen. Kurz darauf wurde Wismar eingenommen. Der Wunsch Peters, diese Stadt zu besitzen, wurde ebenfalls durch die Alliirten vereitelt. Er sah sehr ungern die Ausbreitung der Dänischen Eroberungen. Sein Mißvergnügen wurde bald durch einen andern Einfluß entscheidend, und zu neuen Absichten geleitet.

Um wegen des Schwedischen Handels Einrichtungen zu treffen, und durch denselben baares Geld ins Land zu schaffen, hatte sich der Baron von Görz, mit uneingeschränkter Vollmacht für alle seine Unternehmungen, im Monat May nach Holland begeben. Er erfuhr die Unzufriedenheit des Czars mit seinem Alliirten, wandte sich an den Gesandten desselben im Haag, den Fürsten

Kurakin, machte diesem die nachtheiligsten Vorstellungen von dem Benehmen und den Absichten der Rußischen Alliirten, gewann das Zutrauen desselben und theilte ihm einen Entwurf zu einem Separat-Frieden zwischen Schweden und Rußland mit. Demnach sollte der Czar von den gemachten Eroberungen Finnland wieder abtreten und Schweden die deutschen Provinzen wieder verschaffen, wogegen dieses nöthigen Falls selbst behülflich seyn wollte, ihn zu dem Besitz von einigen Dänischen und Hannöverschen Provinzen zu verhelfen. Dieser Plan entsprach grade den Hauptwünschen, die Peter hatte, nämlich festen Fuß in Deutschland zu fassen, und zugleich neues Küstenland an der Ostsee zu bekommen. Der Fürst Kurakin fand den Anschlag so wichtig, daß er selbst nach dem Meklenburgschen abreisete, und ihn dem Czar communicirte. Dieser hielt ihn, so eigen und schwierig auch die Gegenstände desselben waren, für nicht verwerflich, und kam mit dem Geheimnisse des Projekts zu Kopenhagen an.

Seine Ankunft daselbst hatte man für den Zeitpunkt der Unternehmung der Expedition gegen

Schonen gehalten. Allein er verschob dieselbe immer länger, wandte vor, daß die Flotte zur Ueberfahrt noch nicht stark genug sey, daß man die Erndte in Schweden erst abwarten müsse, um für die Armee hinlänglichen Unterhalt zu finden, forderte das Versprechen, daß seine Truppen, deren Stärke noch einmal so groß war, als man sie bestimmt hatte, nicht die ersten bey den Angriffen seyn sollten u. s. w. Dem Dänischen Hofe waren diese Zögerungen und Vorstellungen so unangenehm, als unerklärbar. Der König von England lösete endlich das Räthsel. Er benachrichtigte Friedrich durch ein eigenhändiges Schreiben, daß der Czar Willens sey, sich der Insel Seeland und mit ihr — selbst des ganzen Königlichen Hauses zu bemächtigen.

Eine Absicht von einem Bundesgenossen, die so unglaublich treulos als chimärisch schien, die aber bald durch mehrere Anzeigen zum Theil nur zu viele Wahrscheinlichkeit erhielt. Peter verlangte die Schlüssel zu einem Thore von Kopenhagen, wünschte zu mehrerer Bequemlichkeit einen Theil seiner Truppen in die Festungsplätze zu verlegen, ließ unter dem Schein der Neugier-

gierde die Tiefe der Kopenhagschen Graben untersuchen, nahm die Festung Kronenburg in Augenschein, — lauter beunruhigende Ansuchungen und Vornehmungen. Man mußte den bösen Absichten mit Nachdruck entgegen kommen. Es wurde also zum endlichen Termin der Expedition nach Schonen der 21ste September festgesetzt. Peter machte wieder Vorwände, und erklärte sich allein unter der Bedingung dazu geneigt, wenn ihm zwey Thore von Kopenhagen eingeräumt und ein Theil seiner Truppen mit zur Besatzung der Stadt genommen würde. Nach einer solchen Aeußerung war keine Zeit mehr zu verlieren. Friedrich ließ seine ganze Armee von 26000 Mann unter die Waffen treten, die Wachen in Kopenhagen verdoppeln, alle Hauptplätze mit Kanonen besetzen, den Bürgern verbieten, Russen zu beherbergen, und ersuchte darauf am 26. Sept. den Czar durch ein Handschreiben, die Dänischen Staaten mit seinem Heere zu verlassen, da seine Unterthanen nicht im Stande wären, die nöthigen Lebensmittel herbeyzuschaffen, und die monatlichen Kosten von 40,000 Thalern für die Russische Flotte aufzubringen. Peter sah so seine

Absicht vereitelt, that indeß noch einen Versuch, indem er vorstellte, daß der größte Theil seiner Truppen im Dänischen und die Flotte bey Kopenhagen den Winter über zurück bleiben möchten, um im Frühlinge desto eher die Landung mit unternehmen zu können. Allein auch dieß Ansuchen wurde abgeschlagen. Die Russen giengen darauf am Ende Octobers nach Meklenburg zurück. Man war froh, die schönen Alliirten los zu seyn. Peter wollte indeß durchaus Besitzungen an der Ostsee haben, ließ am 13ten December der Stadt Lübek den Hafen Travemünde wegnehmen, mußte ihn aber, auf Verwendung der benachbarten Mächte, bald wieder zurückgeben, suchte darauf den Herzog von Meklenburg zu bewegen, ihm gegen einige Curländische und Liefländische Distrikte sein Herzogthum abzutreten; — aber auch das war vergebens.

So waren die Dänen während des Jahrs 1716. größtentheils in Unthätigkeit, und die Schweden in Ruhe versetzt worden; ein unerwarteter Erfolg, der besonders mit Görz zuzuschreiben war. Indeß die Alliirten immer mehr in größre Eifersucht und Bewegung gegen einander

geriethen, wurde inzwischen die Ruhe in Polen wieder hergestellt. Der Geist der Zwietracht hatte besonders seit der Rückkunft Karls aus der Türkey neues Leben bekommen. Es entstanden neue Conföderationen; die Anzahl der Freunde der Unruhen vermehrte sich. August mußte gegen seine eignen Unterthanen Krieg führen. Man haßte die Sächsischen Truppen, sahe sie als die Zerstöhrer der republikanischen Freyheit an, überließ sich den Greueln der Anarchie, steckte Dörfer und Städte in Brand und machte selbst einen Versuch gegen Warschau. Dieser aber mißglückte. Die Sächsischen Truppen unter dem General Baudis hatten die Russen zu ihrer Stütze. Nach langem Blutvergießen und vielen unseligen bürgerlichen Zerrüttungen wurde endlich unterm 18ten Januar 1716. zu Nava ein Friede zwischen dem Könige und seiner Nation geschlossen, bald darauf wieder gebrochen und endlich auf dem Reichstage zu Warschau am 3ten November 1716. erneuert und definitiv bestimmt. Die Hauptbedingungen des Tractats waren folgende: Alle Sächsische Truppen, außer den 1200 Mann Leibgarde, sollten aus Polen entfernt,

alle Conföderationen des Adels aufgehoben, die Polnischen Prinzen Jakob und Constantin in ihren Rechten und Freyheiten nicht beeinträchtigt, und allen Anhängern des Stanislaus Leszinski, und ihm selbst, eine völlige Amnestie bewilligt werden, wenn sie binnen drey Monaten ins Reich zurückkehrten. Die Sächsischen Truppen entfernten sich darauf aus Polen, die Russen blieben noch darinn, und der Thron Augusts war gegen fernere Unruhen und Ausschweifungen des Freiheitsgeistes gesichert.

Das folgende Jahr 1717. war für den Norden noch weniger wie das vorhergehende ein kriegerisches Jahr. Unterhandlungen und Staatskabalen machten die Hauptmerkwürdigkeit aus. Um seine Hauptabsicht durchzusetzen, war Görz noch im Jahre vorher auf den Einfall eines neuen Plans gerathen. Der König von England hatte sich durch die Besetzung von Bremen und Verden und durch die zugleich erfolgte Kriegserklärung, Schweden, und nächstdem auch den Czar Peter zum Feinde gemacht. Nachdem er zur Regierung gekommen war, regte sich auf einmal wieder der Partheygeist. Man suchte den vorgeblichen Sohn

des vorletzten Königs Jakobs des Zweyten, den Prätendenten oder sogenannten Ritter von St. George, wieder auf den Thron zu bringen, und ergriff in England und Schottland die Waffen. Der Prätendent kam am Ende des Jahrs 1715. selbst nach Schottland, ließ sich zum Könige ausrufen, mußte aber im folgenden Februar wieder davon eilen, da 100000 Pfund Sterling auf seinen Kopf gesetzt waren.

Görz wollte die Umstände benutzen, wandte sich an den Prätendenten, versprach ihm, daß der König von Schweden im Frühlinge 1717. zu seinem Besten eine Landung mit 12000 Mann in England oder Schottland unternehmen würde, und erhielt von ihm und seinen Anhängern 20000 Guinees und noch weitre Unterstützungen zu der Expedition. Die Schwedischen Gesandten in London und Paris, der Graf Karl Gyllenborg und der Baron Eric Sparre betrieben die Sache werkthätig mit. Auch der Czar Peter wußte darum, billigte die Unternehmung, so sehr er es auch nachher leugnete. Man hatte den Doctor Arskine, einem gebohrnen Schottländer und eifrigen Jacobiter gewonnen, und mit ihm Corre-

spondenz unterhalten. Auch der Spanische Staatsminister, Alberoni wurde zum vertrauten eifrigen Freunde des Projekts gemacht. Dieß hatte aber nach allem Anscheine mehr eine bloße Beunruhigung als eine wirkliche Diversion oder eine Thronrevolution zum Gegenstande.

Die Bemühungen der Jacobiten blieben indeß in England nicht unbemerkt. Um sich gegen dieselben in Sicherheit zu setzen, wurde in der Allianz, die am 4. Januar 1717. zwischen England, Frankreich, und Holland geschlossen wurde, ausgemacht, daß sich der Prätendent von Avignon nach Rom entfernen, und auf keine Weise von Frankreich unterstützt werden solle. Kurz darauf wurde — man weiß nicht gewiß, ob durch eine nach Norwegen verschlagne, nach Holland bestimmte Schwedische Postjagd, oder durch die Eröffnungen des Regenten von Frankreichs, des Herzogs von Orleans, die ganze Verschwörungs-Correspondenz entdeckt, am 9. Febr. darauf der Schwedische Gesandte zu London, Graf Gyllenborg, und auf Requisition des Königs von England auch am 21sten der Baron von Görz zu Arnheim in Geldern arretirt. Man bemäch-

tigte sich ihrer Papiere und machte ihre Correspondenz durch den Druck bekannt. Die Sache machte vieles Aufsehen. Man hielt die Arretirung Gyllenborgs für eine Verletzung des Völkerrechts. Es wurde eine Commission über ihn niedergesetzt. Die Resultate enthielten aber keine besondre Beweise. Görz, der nur im Allgemeinen für die Personen, mit denen er zu verhandeln hatte, die Qualität eines Schwedischen Bevollmächtigten, nicht den Charakter eines accreditirten Gesandten hatte, kam in Gefahr, an den König von England ausgeliefert zu werden. Indeß wurde er bey seinen nachdrücklichen, einschmeichelnden Vorstellungen am 21sten Julius von den Staaten von Geldern und im September auch der Graf von Gyllenborg wieder in Freyheit gesetzt. Karl hatte Repressalien gebraucht und den Englischen und Holländischen Gesandten zu Stockholm gleichfalls arretiren lassen. Sie erhielten ihre Freyheit wieder, als Gyllenborg nach Schweden zurückkam. Karl hatte erklären lassen, daß er den bloßen Verdacht eines Revolutions-Plans gegen England, für eine Beleidigung hielte, und seinen Gesandten bestrafen würde, wenn er wieder seine

Würde gehandelt habe. Gyllenborg wurde aber von Karl aufs gnädigste empfangen, mit seinem ganzen Zutrauen beehrt, und zum Staatssekretair ernannt.

Bey den uneinträchtigen Verhältnissen mit England war die Parthey von vieler Wichtigkeit, welche Frankreich ergriff. Der Kaiser und der König von England gaben sich viele Mühe, die Rußischen Truppen aus Meklenburg zu entfernen. Der Czar Peter widersetzte sich aber auf das entschlossenste. „Mein Verfahren hierbey, war die Antwort, die er dem Kaiser ertheilen ließ, läuft nicht mehr wider den westphälischen Frieden, als wenn der König von England, als Churfürst, Bremen und Verden zu behalten gesonnen ist. Ich bin Willens gewesen, meine Kriegsvölker aus Meklenburg abzuführen. Aber nun ich vernehme, daß der Kaiser dieses fordert, will ich, daß meine Leute da bleiben sollen, und ich habe Lust zu sehen, wer sie herausjagen wird.„ Unter den Personen, die Peter in seiner Abneigung gegen den König von England zu bestärken suchten, war auch

der Ergouverneur von Bremen und Verden, der Graf Wellingk. Er hatte nach der Rückkunft Karls sich zu Stralsund bey demselben eingefunden, sein Betragen zu rechtfertigen gesucht, seine Dimission erhalten, und sich als Privatmann nach Bremen begeben.

Der Czar Peter war noch im December 1716. nach Holland gereiset, und begab sich am 4ten April von Haag nach Paris. Auch Görz reisete nachdem dahin, um den Herzog Regenten zu bewegen, Schweden mit gewaffneter Macht, oder wenigstens mit Gelde zu unterstützen. Allein der Regent fand nicht für rathsam, England zum Feinde zu haben, und sich in kriegerische Verwicklungen einzulassen. Görz erreichte seine Absicht nicht und auch die Rußischen Unterhandlungen blieben ohne den thätigen Erfolg, den Peter wünschte. Indeß wurde am 4ten August zwischen Rußland, Frankreich und Preussen eine Allianz geschlossen, des wesentlichen geheimen Inhalts: daß sich diese Mächte gegenseitig den Besitz ihrer Lande versicherten, sich im Fall fremder Angriffe beyzustehen versprachen, und daß Rußland und Preussen bey der Friedensunter-

handlung mit Schweden die Französische Vermittlung annehmen wollten. So waren die Eroberungen dieser beyden Mächte vorläufig mehr gesichert.

Peter gieng im Julius von Paris nach Holland zurück; eben so auch Görz. Am 21sten August hatte dieser auf dem Schloße Loo beym Haag eine geheime Zusammenkunft mit dem Czar, deren Erfolg für Schweden wichtig war. Görz versprach nämlich diesem, drey Monate nach seiner Rückkunft in Schweden einen für ihn annehmlichen Separat-Frieden zu Stande zu bringen, erhielt dagegen das Versprechen, daß sich Rußland während dieser Zeit aller Feindseligkeiten enthalten würde, begab sich darauf insgeheim nach Sachsen, wo er mit seinem Freunde, dem Minister Grafen von Flemming eine Unterredung hielt, reisete nach Liefland und von da zur See nach Stockholm, wo er am 23. November ankam.

Auch Czar Peter trat seine Rückreise an. Seine Expedition und Wanderung war für den Dänischen Hof, für die Meklenburgsche Ritterschaft, für Lübek ꝛc. unangenehm gewesen; am lästigsten wurde aber sein Besuch für Danzig. Wie er im April 1716. daselbst angekommen war,

wurde die Stadt, unter Anführung allerley Klagen über ihre Partheylichkeit, zu einem Geschenke von 100,000 Thalern und zu dem Versprechen gezwungen, während des Kriegs keine Handlung noch Correspondenz nach Schweden zu führen und 3 Fregatten gegen dies Reich auszurüsten. Dieser Traktat, eine harte Folge der Uebermacht gegen Schwäche, wurde aber nach der Rußischen Vorstellung bald gebrochen; und am 17ten September 1717. bey der Rückreise Peters, eine neue Convention geschlossen, wodurch der Inhalt aller vorhergegangnen drückenden Bedingungen bestätigt, die Stadt zu einer neuen Geldbuße von 140000 Thalern genöthigt, und dagegen versprochen wurde, daß die Rußischen Truppen, die in das Danziger Gebiet gelegt worden waren, entfernt werden sollten. Nach einer Abwesenheit von 16 Monaten traf darauf der Czar am 17ten October wieder zu St. Petersburg ein. Seine Truppen hatten endlich, außer 3000 Mann, die zur Unterstützung des Herzogs zurückblieben, im Julius ihren Rückmarsch aus dem Meklenburgschen angetreten.

Die Kriegsunternehmungen in diesem Jahre waren ohne Bedeutung, schränkten sich bloß auf Seezüge ein. Der König von England hatte schon unterm 15ten Julius 1716. dem Schwedischen Hofe ein Memoire übergeben lassen, worinn verlangt wurde, daß derselbe für die aufgebrachten Englischen Schiffe Ersatz gäbe, die Fortsetzung der Kapereyen verbiete, und den Anhängern des Prätendenten keinen Beystand ertheile, mit dem Beyfügen, daß, wenn hierauf keine bestimmte Antwort erfolge, dieses für eine Kriegserklärung gehalten werden sollte. Karl verschob die Antwort ein halbes Jahr lang, und schlug nachdem alle Forderungen ab. Eine Englische Flotte kreuzte darauf in diesem Jahre vor den Schwedischen Häfen und stöhrte die Handlung. Ebenfalls war auch eine Dänische Flotte ausgelaufen; sie unternahm aber nichts. Dagegen ruhte der kühne Muth Tordenskiolds nicht; er verließ sich auf sein Glück, griff am 12ten May mit einer kleinen Eskadre den Schwedischen Vice-Admiral Wilster an, um die in dem Flusse bey Gothenburg liegenden Schiffe zu zerstöhren, und machte am 19. Julius, ohne Ordre dazu zu haben, einen

Versuch, Strömstadt zu erobern. Beyde Unternehmungen liefen aber für ihn unglücklich ab.

Mit Entwürfen, die einer Seits zum Frieden führen sollten, andrer Seits aber nur die Verlängerung des Kriegs und neue Verwicklungen erwarten ließen, trat man das Jahr 1718 an; ein Jahr, das durch den Fall des Königs, der bey dem ganzen langen tragischen Schauspiele die Hauptrolle führte, so unerwartet entscheidend und vernichtend für die Projekte wurde, die man so mühsam und so eifrig betrieb.

Rußland war, wie schon erwähnt worden, geneigt, mit Schweden einen Separat-Frieden zu schließen. Görz kam zurück und Karl war mit dem Plane sehr zufrieden, den er entworfen, und dem Czar Peter annehmlich gemacht hatte. Um ihn zu unterhandeln und zu Stande zu bringen, wurde ein Congreß auf der Insel Aland angesetzt. Das Interesse und die Umstände erforderten es, die Unterhandlungen geheim zu halten. Zu Bevollmächtigten wurden Rußischer Seits der General der Artillerie Bruce, und der gehei-

me Canzleirath Ostermann, und Schwedischer Seits der Graf Karl Gyllenborg, und der Baron von Görz ernannt. Hierzu kam noch ein Abgeordneter von den Jacobiten in England, und ein Holsteinscher geheimer Sekretair.

Die Conferenzen nahmen am 15ten May ihren Anfang. Der Entwurf, über den man berathschlagte, war in seinen Hauptpunkten folgender: Rußland sollte außer Finnland alle Eroberungen behalten, Schweden dagegen alle verlohrnen deutschen Länder wieder bekommen, und Norwegen erobern, und der König Stanislaus Polen, der Prätendent Großbrittannien, und der junge Herzog von Holstein-Gottorp, alle ihm entrißne Besitzungen und die Anwartschaft auf die Schwedische Thronfolge erhalten. Bey den Schwierigkeiten, die über einzelne Punkte der Unterhandlungen entstanden, begab sich Görz, um nähere Anweisungen zu erhalten, im Junius nach Schweden zum Könige Karl, reisete nach Aland zurück, sah sich aber im September wieder genöthigt, nach Schweden zu gehen, übertrug indeß seine Ge-

schäfte dem Feldmarschall Rheenskjold, der nach einer neunjährigen Gefangenschaft gegen zwey Rußische Generals wieder in Freyheit gesetzt worden war.

Noch ehe der Congreß seinen Anfang nahm, hatte inzwischen der König von England, um sich von den Besorgnissen wegen der Jacobiten zu befreyen, dem Schwedischen Hofe Anträge zu einem Frieden machen lassen. Karl war auch dazu geneigt, unter den Bedingungen aber, daß ihm Georg die Herzogthümer Bremen und Verden für die Summe wieder abträte, für welche er sie an sich gebracht hatte und ihn überdem mit einer Flotte von 12 Linienschiffen gegen Dänemark unterstütze. Diese Bedingungen waren aber mit dem Interesse Georgs unverträglich, er schlug sie ab, schloß dagegen am 9ten Junius ein neues Vertheidigungsbündniß mit Dänemark und ließ die Flotte desselben durch eine Escadre verstärken.

Schweden gab indeß das Schauspiel einer Kriegsrüstung von einer Größe, wie es dasselbe fast noch nie aufgestellt hatte. Karl wollte das

Reich erobern, das ihm im Jahre vorher so vielen Aerger gemacht hatte — Norwegen — ein Unternehmen, wobey er gewiß war, von Rußland nicht gestöhrt zu werden. Er hatte dazu alle noch übrige Kräfte seines geschwächten Reichs, eine Armee von 72000 Mann gesammlet. Zu dieser kam noch ein Korps von 14000 Mann Landmiliz, das erforderlichen Falls auch in Bewegung gesetzt werden konnte. Ein großer Theil der Armee bestand aus Freywilligen. Das ansehnliche Handgeld, welches den Recruten gegeben wurde, war zugleich von gutem Erfolge gewesen. Den Werbern war alle gewaltsame Enrollirung von Professionisten verboten. Die Handwerksgesellen aber, die man über die Feyer des blauen Montags antraf, mußten mit zu Felde ziehen.

Die Operationen gegen Norwegen sollten von zweyen Seiten unternommen werden. Die Expedition in dem südlichen Theile übernahm Karl, und die im nördlichen, übertrug er dem Generallieutenant, Baron Karl Armfeld, der vorher mit so vieler Auszeichnung in Finnland kom-

kommandirt hatte. Diesen wollen wir zuerst auf seinem unglücklichen Feldzuge begleiten. Er erhielt dazu ein Heer von 10000 Mann, größtentheils Finnländern. Das üble Terrain und die Gränzposten hielten ihn länger vom Vorrücken ab. Endlich brach er am 7. September von Jemteland aus in Norwegen ein, nahm verschiedene Schanzen weg, und rückte im Anfange Oktobers vor die Stadt Drontheim. Diese fand er aber so gut besetzt, und befestigt, daß er keinen Angriff und keine Belagerung wagen konnte. Es fehlte ihm an Geschütz und noch mehr an Lebensmitteln. Er zog sich zurück, plünderte die Kupferbergwerke zu Röraas und wurde von dem Drontheimschen Regimente und 600 Skielöbern oder schrittschuhlaufenden Soldaten verfolgt. Man zog die Landleute zusammen; er lief Gefahr eingeschlossen zu werden oder vor Hunger umzukommen, eilte daher, wieder nach den eroberten Schanzen zu kommen. Diese aber waren von seinen Soldaten verlassen, nicht aus Feigheit oder Treulosigkeit, sondern aus Mangel an Nahrung. Seine eigne Verlegenheit wegen derselben wurde immer schrecklicher. Es war Winter. Um dem

Hunger auszuweichen, beschloß er, nach Schweden, nach Jemteland zurückzukehren. Er erhielt auch selbst Befehl dazu. Der nächste Weg ins Vaterland führte über ein 8 Meilen langes Gebürge. Es konnten Umwege genommen werden. Diese ließen aber sowohl von den Feinden als durch die längren Zögerungen noch größere Gefahren besorgen.

Am 12ten Januar 1719 wurde daher der Marsch über das Eisgebürge angetreten. Man achtete die Schwierigkeiten nicht. Die Jahrszeit vereinigte aber ihre Wuth zum Untergange des Heeres. Es entstand eine heftige Kälte, von einem dreytägigen Sturm begleitet, der auf dem Gebürge um so tobender und schrecklicher war. Er wirbelte den Schnee herum, benahm die Kenntniß des Weges, trennte die Theile des Heeres, das schon von Strapazen ermattet, ohne hinlängliche Nahrung, ohne Obdach, ohne Materialien war, sich erwärmen zu können — und so fast ganz ein Opfer der Kälte wurde. Man führte einige gefangne Dänische Dragoner mit sich. Sie befanden sich beym Vorderzuge,

erhielten Freyheit, bey dem allgemeinen Elende selbst ihre Rettung suchen zu können, traten ihren Rückzug an, stießen auf das Hauptheer, fanden es größtentheils erfroren, nahmen verschiedne von denen, die sie noch lebendig trafen, aber mit wenigem Erfolge der Rettung, mit sich, und überbrachten die Nachricht von der Vernichtung der Feinde nach Drontheim. Der Kommandant daselbst, Generalmajor Budde, sandte sogleich 300 Skielöber mit 150 Schlitten auf das Gebürge. Eine traurige unglückliche Erscheinung, die selbst den Feind rührte! Man fand Regimenter in völliger Marschstellung, Escadrons im Zuge begriffen, Menschen und Pferde erstarrt, Soldaten die beschäftigt gewesen waren, Feuer von Flintenschäften anzulegen, hier ganze Haufen fast in Schnee vergraben, und dort Glieder von Unglücklichen, die von den Felsen gestürzt waren. Die Norwegschen Soldaten kehrten mit beträchtlicher Beute zurück. Die Menge der todten Körper machte das Gebürge zu einem Sammelplatze wilder fleischfressender Thiere, und auf mehrere Jahre zu dem letzten Jagdplatze in der Gegend herum. Fast das ganze Armfeldtsche Heer war

dahin. Kaum 500 Mann davon sahen ihr Vaterland wieder.

Karl erfuhr das Unglück nicht mehr. Er selbst hatte seinen Zug nach Frederikshold genommen; ein Zug, der wegen des üblen, durchschnittenen Terrains mit vielen Beschwerlichkeiten verbunden war. Das Genie fand indeß Mittel, sie zum Theil zu erleichtern.

Der berühmte Schwärmer und Mathematiker, Emanuel Schwedenborg entwarf unter der Direktion des Generals Dükert den Plan, Schiffe zu Lande fortzubringen; ein Plan, der auch ausgeführt wurde. Man machte zwischen dem Meerbusen von Strömstadt und dem Meerbusen Ide einen ebenen Damm von behauenen Bäumen, beynahe 3 Meilen in der Länge und brachte über denselben, am 17ten Julius 18 kleine Kriegsfahrzeuge nach dem letztern Wasser. Die Bürger von Fredrikshold ahmten die künstliche Operation nach, brachten ebenfalls einige Chaluppen zu Lande nach ihrem Hafen, verwandelten ihre Handelsschiffe in Kriegsschiffe und ver-

wehrten den Schweden länger die Passage aus dem Meerbusen Ide in den Swinesund. Endlich mußten sie am 14ten November der Uebermacht weichen. Karl zog darauf gegen Frederikshold, ließ am 4ten December die Laufgraben eröffnen, eroberte am 9ten die Schanze Güldenlöwe und machte Anstalten, sowohl die Stadt als das dabey liegende Fort Frederiksteen, mit Sturm einzunehmen.

Am 11ten December (30. November alten Styls) war der erste Advents-Sonntag. Die Belagerungs-Arbeiten ruhten. Karl wohnte selbst des Morgens und Nachmittags den Predigten bey, die im Lager gehalten wurden, und begab sich noch des Abends in die Laufgraben. Aus Frederikshold wurde fortdauernd geschossen. Seine beyden einzigen Begleiter waren der Oberingenieur Megret und der Generaladjutant Sikert, oder Siquier, beyde Franzosen von Geburt. Ersterer dirigirte die Belagerungsanstalten. Karl zeigte sich unwillig darüber, daß sie noch nicht weiter gediehen wären, und Megret betheuerte, bey Verlust seines Kop-

fes, ihm binnen acht Tagen die Festung zu verschaffen. Sikert entfernte sich indeß. Der König blieb allein; Megret kam wieder zu ihm — es war nach zehn Uhr des Abends — und fand ihn getödtet. Eine Kugel war ihm von der Seite der rechten Schläfe durch den Kopf gegangen. Er lehnte diesen auf die Brustwehr, hielt seine Hand auf das Degengefäß und war mit Blut überlaufen. Indeß kam Sikert, mit einigen andern Officiers herbey, Megret verkündigte ihnen den Tod des Königs, man benachrichtigte den Prinzen von Hessen davon, dieser eilte sogleich herbey, ließ den Leichnam in einer Sänfte nach dem Hauptquartier bringen *), hielt Kriegsrath, gebot, den Todesfall auf das geheimste zu halten, ließ durch den General Dükert die Päße nach Dänemark

*) Er wurde nachher nach dem Lustschloße Karlsberg gebracht, und am 26sten Februar 1719. in der Ritterholmskirche zu Stockholm beygesetzt. Der Erzbischof von Upsala, Mathias Steuchius, hielt die Leichenrede, und zwar über die Worte Jakobs 1 Buch Mos. 47, V. 9. „Wenig und böse war die Zeit meiner Wallfahrt.„

besetzen *), traf inzwischen die nöthigen Anstalten, um seiner Gemahlin, mit Hintansetzung des jungen Herzogs von Holstein, der sich selbst im Lager befand, die Herrschaft und Thronfolge zu sichern, hob die Belagerung von Frederikshold auf, und zog am 20. December die ganze Armee, die um 3000 Mann verringert worden war, aus Norwegen zurück. Der Tod Gustav Adolphs hatte die Hinterbliebnen zum Ueberwinden ermuntert, und jetzt hörte mit Karl auf einmal die ganze Kriegsunternehmung, das Gewebe aller angelegten Plane und die ganze bisherige Staatsverfassung von Schweden auf.

Ueber das Ende keines Monarchen ist in unserm Jahrhunderte so viel geredet und geschrieben worden, als über das plötzliche Ende, das Karl nahm. Die Kugel, die ihn traf,

*) Der Hof zu Kopenhagen erfuhr den Tod des Königs am 28sten December durch Tordenskiold, der eine Truppenverstärkung nach Norwegen geführt hatte, und für die beschleunigte Ueberbringung der wichtigen Nachricht zum Contre-Admiral ernannt wurde.

hat viele historische Untersuchungen und Anführungen veranlaßt. Man ist in den Meynungen getheilt, woher sie kam. Es gab keine Zeugen dabey, es war Abend, es wurde von den Feinden geschossen. Die Wahrheit kann dabey so wenig zu einer entscheidenden gänzlichen Gewißheit gebracht werden, als bey der Veranlassung des Todes Gustav Adolphs. Wohl aber ist die Wahrscheinlichkeit am größten, daß Karl durch eine meuchelmörderische Hand fiel. Er selbst schien seinen nahen Tod geahndet zu haben; hatte am Morgen desselbigen Tages alle geheimen Papiere verbrannt, und starb — mit einem Gebetbuche und Gustav Adolphs Bildnisse in der Tasche. Ein angesehener Officier hatte vorhergesagt, daß sein Tod an diesem Tage erfolgen würde. Die Sage der Prophezeihung hatte sich durch das ganze Lager verbreitet. Karl starb, das Gesicht gegen den Feind gekehrt, und die Kugel hatte ihn an der rechten Schläfe getroffen. Die Dänen schossen mit Kanonen und Kartätschen; und die Kugel, die den König tödtete, war eine kleine Flintenkugel. Man maaß nachdem die Entfernung der Wälle

bey Frederikshold von dem Platze, wo der König sein Leben verlohren hatte, und fand, daß die Entfernung für eine solche Kugel zu groß sey. Die Einwohner von Frederikshold wollten indeß die Ehre haben, die Ursache des Königlichen Todes in ihrer tapfern Vertheidigung zu finden, und errichteten zum Andenken der tragisch glorreichen Merkwürdigkeit an der Stelle, wo Karl geblieben war, ein Monument, das aber nachdem wieder zerstöhrt worden.

In Schweden selbst warf man den mehrsten Verdacht auf den Generaladjutanten Sikert. Man nannte ihn öffentlich statt Sikert, Sicaire (Meuchelmörder). Dieser Argwohn erhielt Bestätigung. Sikert verfiel 1722. zu Stockholm in eine Geistesverwirrung, die an Sinnlosigkeit gränzte, und gab sich selbst für den Mörder Karls aus. Die Regierung erfuhr es und ließ ihn als einen verrückten Menschen, der tolles Zeug spräche, in Verwahrung bringen. Im Jahre 1746. eröffnete man zu Stockholm das Begräbniß Karls, und die nähere Untersuchung der Wunde bestätigte den

Meuchelmord. Es würde unnütze historische Weitläuftigkeit seyn, hier das Detail der übrigen Muthmaßungen und Vorgebungen mitzutheilen, die man über den Tod Karls bekannt gemacht hat.

Auf dem Reichstage von 1772. äusserte sich der Sekretair Jugham über denselben am 6ten September auf dem Ritterhause in folgenden Ausdrücken: „Es ist eine schreckliche Muthmassung, ein Schandfleck, von dem ich wünschte, daß wir ihn ganz vertilgen könnten, daß nämlich das Leben unsers Nordischen Helden, des Königs Karls des Zwölften .... Doch ich entsetze mich; er stand damals auf dem Wege, den Verlust des Reichs zu ersetzen. Die Nachwelt wird zur Erläuterung dieses traurigen Vorfalls ein mehreres sagen dürfen *).„

Karl war der außerordentlichste Fürst seines und aller Jahrhunderte seit der christlichen Zeitrechnung; ein Wunder von Größe, aber

*) Schlözers Briefwechsel, Heft III. 1777. S. 144 f. f.

kein Muster, stark von Geist, eben so von Körper, ein Liebling des Glücks und — ein Ziel des Unglücks, mehr Soldat als Regent, Krieger ohne Plan, Eroberer, ohne erobern zu wollen, persönlich tapfer, wagend und tollkühn, wie noch kein König, mannhaft, selbstvertrauend, entschlossen, unbiegsam, standhaft bis zur wunderlichen Hartnäckigkeit, ohne Uebermuth im Glücke, unerschütterlich im Unglücke, strenge gegen sich selbst, strenge gegen andre, ein Inbegriff übertriebner Tugenden, ein Feind des Wohllebens, der Weichlichkeit und des Gepränges, wenig bekannt mit geselligem Vergnügen, ungereitzt durchs schöne Geschlecht, ein unersättlicher Freund des Ruhms und heroischer Auszeichnung, ein Verächter der Schmeicheleyen, zu ungeduldig, zu rasch und unbiegsam um ein guter Politiker zu seyn, wohlthätig bis zur Verschwendung, religiös, großmüthig, populair, offen, ein Freund der Wissenschaften, der Wahrheit und Gerechtigkeit, ein Sklave von Treu und Glauben, ein König einzig in seiner Art, des Krieges so gewohnt, daß er ihm schien Bedürfniß zu seyn, und der mit seiner ganzen Thätig-

keit und ausschweifenden Größe, nur seine Unterthanen, die ihn noch mehr liebten als fürchteten, ruinirte und dem Reiche Wunden schlug, die es auf lange Zeit in den Zustand der fühlbarsten Schwäche versetzten.

Die Haupteigenthümlichkeiten des Charakters Karls, sind schon in der Geschichte seines kriegerischen Lebens dargestellt. Hier nur noch einige Anekdoten über einzelne Züge desselben.

Wie Gustaph Adolph war er seinen Soldaten ein Vorbild von Frömmigkeit, ein eifriger Verehrer der Gottheit. Im Jahre 1708 unternahm man den Marsch gegen die Rußische Gränze. Der Angriff des Feindes ließ viele Schwierigkeiten erwarten. „O, sagte ein Officier, ein großer Französischer General, unter welchem ich vorher gedient habe, pflegte vor jeder Schlacht zu sagen: „Wenn Gott diesen Tag neutral bleibt, so sollen die Meßieurs Schläge bekommen.„ Ueber die Anführung dieses leichtfertigen Witzes unwillig, versetzte Karl, „ihr großer General

hat damals als ein großer Narr geredet!„ Er hatte in eben dem Jahre die Bibel im Felde viermal durchgelesen, und dabey die Tage bemerkt, wenn er angefangen und aufgehört hatte.

Marlborough pflegte zu sagen, daß er sich auf ein einziges Wort von Karl mehr verlasse, als auf alle heilige, schriftliche Versicherungen von Traktaten anderer Souverains.

Nach einem großen Siege über die Russen, wurde berathschlagt, was man mit den Gefangnen anfangen sollte. Ein General war der Meynung, daß es das Beste sey, sie in die Pfanne zu hauen. Nun, das soll geschehen, sagte Karl, ließ Pfannkuchen backen, speisete damit einen Theil der Soldaten, schenkte ihnen die Freiheit, ließ von seinem Adjutanten Baumann in Gegenwart der Generals über Math. 18. eine Vorlesung halten, und schloß selbst mit der biblischen Anwendung: „Hat uns der Herr zehntausend Pfund erlassen; so können wir unserm Mitknechte auch wohl hundert Groschen schenken.„

Selbst von einer graden, offnen Denkungsart, haßte er alles Verläumden und Afterreden. Einer seiner Lieblinge, der sich mit einem Officier überworfen hatte, suchte denselben zu stürzen, redete in Gegenwart Karls zum Nachtheil desselben. „Ich weiß, was er sagen will, versetzte dieser, ich will ihm aber eine nützliche Lehre geben, nämlich, daß er von keinem Menschen übel sprechen muß, wenn er mit seinem Könige redet.„

Unter den Wissenschaften liebte Karl am mehrsten die Mathematik. Er selbst machte Aufgaben aus der Algebra und lösete andre auf. Bey seinem Aufenthalte zu Lund, im Jahre 1716, besuchte er selbst öfters die dasige akademische Bibliothek, die Vorlesungen der Lehrer, und ließ von dem Professor der Medicin, Joh. Döbeln, eine Disputation halten, der er selbst beywohnte, und wobey ihm die Vertheidigung so gut gefiel, daß er am folgenden Tage Döbeln eine Gehaltszulage gab, und ihn in den Adelstand erhob.

Am wenigsten war Karl ein Freund des schönen Geschlechts. Liebe und Zärtlichkeit paßten nicht zu seinem martialischen Charakter. Im Jahre 1707. verheyrathete der Graf Piper seine Schwiegerinn mit dem General Meyerfeld, und erbat sich vom Könige die Gnade, daß er der Hochzeit beywohnen möchte. Aus besondrer Liebe gegen ihn, bewilligte er auch die Bitte. Piper fragte ihn darauf, ob er auch die Gräfin Königsmark, eine gebohrne Schwedin, die Geliebte des Königs August, mit einladen dürfe. „Meinetwegen mags geschehen, erwiderte Karl. Aber welchen Rang habe ich ihr anzuweisen, fragte Piper weiter. „Gar keinen, war die Antwort, denn sie ist eine Maitresse.„ Sie ist aber aus einem so angesehenen Hause entsprossen — „und bleibt doch eine Maitresse und hat keinen Rang.„ Sie kam auch nicht zu der Hochzeit, da sie diesen nicht erhalten konnte, und Karl war so ungewöhnlich galant, daß er die Braut selbst zum Tanze aufführte.

Die Nachricht von dem Tode Karls wurde durch Sikert und den Obersten Bren-

nert — ersterer hatte den Huth desselben mit sich genommen — nach Stockholm überbracht. Sie kamen am 13ten December Nachmittags kurz nach einander daselbst an. Die Prinzessin Ulrike versammelte darauf um 9 Uhr des Abends den Senat, wurde von demselben als Königin begrüßt, rief darauf durch ein Ausschreiben vom 15ten December die Stände auf den 20sten Januar 1719. zu einem Reichstage nach Stockholm zusammen, empfieng die Huldigung von der Armee, wurde unter Abschaffung der Souverainität und Einführung einer neuen Regierungsform zur Königin erwählt, und am 11ten März zu Upsala gekrönt.

Görz war im December 1718 von Aland wieder nach Schweden gereiset, um den Frieden mit Rußland zum Schluße zu bringen, und von Karl die letzten Anweisungen zu erhalten. Er erfuhr unterwegs die große Trauer-Nachricht nicht. Der Erbprinz von Hessen hatte indeß, da man von seiner Reise wußte, sogleich 5 Personen von der Adelsfahne, worunter der Generaladjutant Rosenhane und

der

der Oberste Baumgardt waren, abgeschickt, ihn zu arretiren. Sie trafen ihn am 15ten December auf der Landstraße ohnweit Strömstadt. Görz, der sein unglückliches Schicksal nicht ahnete, lud sie ein, sich mit ihm nach dem Priesterhofe Tanum zu begeben, wo er die Nacht über bleiben wollte. Sie folgten ihm dahin, speiseten mit ihm, arretirten ihn darauf, und führten ihn nach Stockholm. Hier setzte der Reichstag eine Commission über ihn nieder. Privathaß, Partheigeist und Eigennutz belebten dieselbe. Man raubte Görz seine Papiere, überhäufte ihn mit Beschuldigungen von Verbrechen, verurtheilte ihn, ohne sie untersucht, ohne ihm die Freyheit erlaubt zu haben, sich vertheidigen zu können, als einen Verräther des Reichs, und ließ ihn am 13ten März 1719 enthaupten *). Eine Hinrichtung,

*) In dem Testamente, welches Görz aufsetzte, verlangte er, daß ihm folgende Grabschrift gesetzt würde: A la veille de conclure un grand traité de paix, mon heros perit, la royauté avec lui. Dieu veuille, qu'il n'arrive pis. Je meurs aussi. C'est toujours mourir en magnifique compagnie, quand on meurt avec son

die auf immer ein Schandfleck jener Zeiten seyn wird, und die von dem vorigen Schwedischen Monarchen, dem Wiederhersteller der so lange gesunknen Größe des Reichs, selbst ein Verbrechen, eine Tyranney und schreckliche Ungerechtigkeit der Prinzessin Ulrike in einem Schreiben an eine noch überbliebne Tochter des Baron von Görz, die Baronesse von Eyben, genannt worden. Wir werden in Zukunft die Geschichte dieses tragischen Vorgangs umständlicher mittheilen.

Für den jungen Herzog Karl Friedrich von Holstein-Gottorp existirte eine starke Parthey. Mit Görz fiel die Hauptstütze derselben. Der Herzog wurde von der Thronfolge ausge-

Roi et la royauté. Mors regis, fidesque in regem et ducem - mors mea. — Im Begriff, einen großen Frieden zu schließen, fiel mein Held und die Königswürde mit ihm. Gott gebe, daß es nicht schlimmer werde. Ich sterbe auch. Wahrlich stirbt man aber in ehrenvoller Gesellschaft, wenn man mit seinem Könige und der Königswürde begraben wird. Der Tod des Königs und die Treue gegen ihn und den Herzog — sind mein Tod.

schlossen. Er sah, daß nichts auszurichten war, man machte ihn selbst wegen seiner Sicherheit besorgt. Man hatte seine Hauptanhänger arretirt. Er wollte wenigstens seine Erbländer zu retten suchen, verließ im May 1719 Schweden, wurde durch einige Schwedische Schiffe nach Rostock gebracht, begab sich nach Hamburg, darauf nach Berlin, Dresden und Wien, rettete aber am Ende von den Besitzungen seines Hauses keine weiter, als die in Holstein.

Die Regierungsveränderung in Schweden veränderte auch auf einmal die Lage aller Angelegenheiten desselben. Alle Kriegführenden Mächte bemühten sich nun sobald und so vortheilhaft als möglich, Frieden zu schließen. Die Hoffnungen wurden aber auch hier sehr getäuscht und die Umstände verändert. Der Rußische Monarch hatte geglaubt, dem Frieden am nahesten zu seyn, und erlangte ihn am spätesten. Er wollte Schweden gegen England beystehen, und dieses stand nunmehr demselben gegen ihn bey. Nach einer alten Staatskunst, sagt Lagerbring, pflegte man sich sonst gerne mit dem mächtigsten Feinde zuerst zu

vergleichen zu suchen. In Schweden folgte man jetzt ganz andern Staatsregeln. Nachdem Görz enthauptet und die neue Regierungsform in Schweden eingeführt war, sandte Georg der Erste, da ihm der Tod Karls notificirt worden war, den Lord Carteret, einen sehr geschickten Negotiateur als Ambassadeur, und den Obersten Baßewitz, als Hannöverschen Gesandten nach Stockholm um den Frieden mit sich und mit allen andern Mächten zu vermitteln. Der Französische Gesandte, Campredon, unterstützte Carteret. Die Bedingungen schienen vortheilhaft, und behielten auch das Uebergewicht. König Georg versprach, gegen die Abtretung der Herzogthümer Bremen und Verden, Schweden, wenn es nöthig wäre, gegen alle dessen Feinde zu unterstützen. England hatte in diesem Falle Hoffnung, den Beystand von Frankreich, Holland und Oesterreich zu erhalten. Schweden soll keinen Fußbreit Landes weiter verliehren, sagte Carteret öffentlich. Solche gute Aussichten machten unglücklicher Weise auf die Schwedische Regierung Eindruck. Am 20sten November 1719 wurde demnach zu Stockholm,

nachdem die Präliminarien schon am 22sten Jul. waren festgesetzt worden, zuerst der Friede mit dem Könige von Großbrittannien, als Churfürsten von Hannover, in 10 Artikeln geschlossen, unter folgenden Hauptbedingungen des 3ten und 8ten Artikels:

„Schweden tritt an Chur-Braunschweig die Herzogthümer Bremen und Verden, mit den Gerechtsamen an die Domkapitel zu Hamburg und Bremen, und mit allen andern Rechten und Zubehörungen ab: und erhält dagegen von Churbraunschweig eine Million Thaler an Drittel-Stücken bezahlt. So hatten die beyden Herzogthümer, außer den Rüstungen und andern Ausgaben, an baaren Gelde 1,877000 Thaler gekostet.

Dem Könige Friedrich von Dänemark hatte die Königin Ulrike den Tod ihres Bruders und zugleich ihre Thronbesteigung ebenfalls notificiren lassen. Friedrich sandte darauf seinen Generaladjutanten Lövenörn nach Stockholm, um die Condolenzen und Glückwünsche abzustatten. Alles ließ sich zu einem baldigen Frieden an. Ein fremder Ein-

fluß verhinderte aber noch die Erfüllung der beyderseitigen Neigung.

Der Czar Peter und König Georg waren erbitterte persönliche Feinde von einander geworden. Der Anschlag wegen des Prätendenten und der geheime Congreß auf der Insel Aland hatten den Unwillen besonders verstärkt. Peter sollte nun für die andern Mächte büssen. Man wurde zu Stockholm von Lord Carteret hingerissen. Peter war schon dem Ziele eines vortheilhaften Friedens nahe gewesen, und jetzt that man ihm die unerwartete Erklärung, daß dieser nicht anders geschlossen werden könne, als wenn er alle Schwedischen Eroberungen wieder abträte. Der Congreß auf der Insel Aland wurde nachdem über ein solches Ansinnen am 24. Sept. ganz aufgehoben, Peter auf das äußerste entrüstet und Dänemark als Alliirter mit in das Vorhaben seiner neuen Feindseligkeiten gezogen.

Er faßte den Plan, den jungen Herzog von Holstein auf den Schwedischen Thron zu setzen; ein Plan, der für Dänemark nicht ohne Interesse war. Er gab die Aussicht, daß

der Herzog gegen eine Krone dem Besitze seiner Erbländer ohne Schwierigkeit entsagen würde. Auf allen Fall glaubte man, durch die neue Waffenverbindung mit Rußland zu einem vortheilhaftern Frieden zu gelangen.

Es wurde daher im Frühlinge 1719 alles zu einer neuen Expedition gegen Schweden in Stand gesetzt. König Friedrich begab sich mit dem Kronprinzen Christian selbst nach Norwegen. Sie kamen am 25. Julius zu Fredrikshold an, wo die Bürger viele Ehre genossen. Am 10ten des folgenden Monats wurde darauf ein Manifest erlassen, worin den Schwedischen Unterthanen versichert wurde, daß der Krieg blos zur Beschleunigung des Friedens erneuert würde, daß alle Lieferungen bezahlt, aller Schaden ersetzt werden solle. Der Feldzug wurde auch mit der größten Schonung und Menschlichkeit geführt. Am Sonntage, den 14ten Julius wurde — bey den guten andächtigen Gesinnungen des Königs — in ganz Dänemark zur Erbittung des Friedens gepredigt, und die Soldaten der ganzen Armee mußten das Abendmahl genießen. Diese brach darauf

aus zweyen Gegenden in Schweden ein. Der Generalmajor Budde rückte mit 4 Regimentern gegen den nördlichen Theil, gegen Jemteland, und Friedrich mit 15000 Mann gegen den südlichen Theil, gegen Bahuslehn. Der Chef der Schwedischen Armee, Graf Rheenskiöld, wich bey seiner geringen Stärke zurück. Die Dänen eroberten Strömstadt, Marstrand, Carlstein, und Tordenskiold, dessen Kühnheit und List die Einnahme letztrer Oerter besonders zuzuschreiben war, verfolgte die Laufbahn seiner Unternehmungen, — die aber bald unnütz wurden.

Die Dänen bezeigten sich als menschenfreundliche Krieger, die Russen dagegen als die ärgsten Barbaren. Der Czar Peter hatte im voraus erklären lassen, daß, wenn man seine Friedensvorschläge nicht annehmen wolle, er die Schwedischen Provinzen mit Feuer und Schwerdt verheeren würde. Man war zu jenen nicht geneigt, und Peter erfüllte seine Drohung, und segelte im Julius mit einer Flotte von 30 Kriegsschiffen, 120 Galeren und 100 kleinern Fahrzeugen ab. Am 21sten Julius landete der General-

admiral Apraxin an den Küsten von Upland, und der Generalmajor Lascy rückte mit einem Corps gegen Stockholm an, das indeß bloß bedroht blieb. Verwüstung war die Absicht der Landung, und diese wurde auch nur zu sehr erreicht. Norköping, Nyköping und eilf andre Städte, 1361 Dörfer 141 adliche Güter, 43 Mühlen, 14 Eisenwerke, 2 Kupfergruben und eine Menge Waldungen in die Asche gelegt und vernichtet, junge Leute und Kinder weggeführt, eine unendliche Menge Viehs erschlagen — und endlich, nachdem man einen Schaden von mehr als 12 Millionen Thalern angerichtet hatte, die Rückfahrt unternommen. Eine Englische Flotte, die nach längerer Erwartung unter dem Admiral John Norris an den Schwedischen Küsten ankam, beschleunigte dieselbe. Peter hatte durch den Canzley-Rath Ostermann neue gemäßigte Friedensvorschläge thun lassen, die man aber — verwarf.

Die wenigsten Schwierigkeiten machte der Friede mit Polen. Am 7ten Januar 1720. wurde unter Vermittlung des Lords Carteret ein Waffenstillstand und vorläufige Convention

unter den Hauptbedingungen geschlossen, daß beyde Theile ihren Ansprüchen entsagten, den Oliviſchen Frieden bestätigten, und daß Schweden den König August als alleinigen König von Polen anerkenne, unter der Bestimmung indeß, daß Stanislaus den Königstitel behalten, und ihm von August eine Million Thaler bezahlt werden sollte. Diese Convention wurde nachdem von den Reichsständen in Schweden und Polen 1731 und 1732 förmlich bestätigt.

Ebenfalls unter Engliſcher und Französiſcher Vermittlung kam kurz nach der Convention mit Polen, auch der Friede mit Preußen zu Stande. Er wurde am 21sten Januar in 22 Artikeln zu Stockholm geschlossen. Der Preußiſche Bevollmächtigte dazu war der Baron von Knyphausen. Die Hauptbedingungen desselben waren nach dem 3. 18. 19. und 20ten Artikel: Schweden tritt an Preußen die Stadt Stettin mit dem ganzen Distrikt zwiſchen der Oder und der Peene, die Inseln Wollin und Usedom und die Städte Damm und Gollnau mit allen Rechten und Zubehö-

rungen ab, und erhält dagegen zwey Millionen Thaler, in drey Terminen zu Hamburg zahlbar und dabey das Versprechen, von Preußen zu einem billigen Frieden und zu der Wiedererlangung des von Dänemark besetzten Antheils von Pommern und der Stadt Wismar unterstützt zu werden.

Die nächste Folge dieses Friedens war auch der Friede mit Dänemark. Die weitre gewaffnete Verbindung mit Rußland ließ keine neue Vortheile, und nur vermehrte Schwierigkeiten erwarten. Schon am 30sten Oktober 1719. wurde daher ein Waffenstillstand auf ein halb Jahr geschlossen. Die Unterhandlungen verzögerten sich über die anfängliche Erwartung. Endlich kam unter Vermittlung besonders des Englischen Ambassadeurs, Lord Carteret, der Friede zu Stande. Er war schon im Junius zu Stockholm förmlich entworfen worden; König Friedrich fügte darauf am 3ten Julius noch einige Neben-Artikel hinzu, und unterzeichnete den Traktat selbst, in 16 Artikeln, am 23sten Julius 1720. zu Friedrichsburg. Nach den Hauptartikeln des-

selben *), — 6. 7. 8. 9. — trat demnach Dänemark alle von Schweden gemachten Eroberungen wieder ab, erhielt dagegen eine Summe von 600000 Thalern zum Ersatz, Schweden entsagte für seine Unterthanen der 1645 erlangten Zollfreyheit im Sunde und den beyden Belten, und versprach, Dänemark nicht in dem Besitz des Herzogthümlichen Antheils von Schleswig zu stöhren, noch dem jungen Herzog irgend einigen Beystand zur Wiedereroberung desselben zu leisten **). Der Besitz

*) Schon im Jahre 1718 hatte König Friedrich seinen Liebling den Grafen von Holstein durch eine besondre geheime Zuschrift, wegen des Friedens um Rath gefragt. Dieser antwortete darauf: „Si Vôtre Majestè est suffisament instruit, que ses Alliès cherchent à faire leur paix seperement, en ce càs le dernier payeroit assurement l'amande. Ce qui conviendroit le mieux à V. M. seroit le Bahouslehn, et que les Suedois renonçassent aux Franchises dans le Sund. Sur toute chose au monde il faudra tacher de garder le Duchè de Schleswig."

**) Man bestimmte auch, (durch Art. 15) daß die Schwedische Post nach Hamburg ungehindert durch die Dänischen Lande gehen, und die Dänisch Norwegische Post gleiche Freyheit in Schweden

dieses Landes war Dänemark unterm 3. Jun. und 23. Julius von Frankreich und England besonders garantirt worden. Im Jahre vorher hatte Friedrich eine Medaille, mit der Umschrift schlagen lassen: Ou victoire entière, ou paix assurée, ou mort honnette. Froh über den glücklichen Ausgang des langen Kampfes, schenkte er dem Lord Carteret einen kostbaren Degen, legte nach seinem eignen Plan ein neues Lustschloß an, nannte es Friedensburg, und weihte es an seinem Geburtstage am 11ten Oktober 1722 zu seiner Sommerwohnung ein. — Peter war über den Abschluß des Friedens so unwillig, daß er am 8ten Dec. 1720 seinen Gesandten von Kopenhagen zurückrief.

Auf den 20sten Januar 1720 waren die Stände von neuem nach Stockholm zusammen berufen worden. Die Hauptmerkwürdigkeit des Reichstags war, daß die Königin Ulrike die Regierung an ihren Gemahl abtrat. Dieser

haben sollte; doch mit der Bedingung, daß es den beyderseitigen Postillions nicht erlaubt seyn sollte, auf dem Posthorn zu blasen.

wurde darauf, nicht ohne Widersetzungen, zum Könige erwählt und am 3ten May unter dem Namen Friedrichs I zu Stokholm gekrönt.

An dem Tage der Eröffnung des Reichstags wurde eben daselbst eine engere Verbindung und ein förmliches Vertheidigungs-Bündniß auf 18 Jahre, in 20 Artikeln, mit dem Könige von Großbrittannien geschlossen. Die noch fortdaurenden Kriege mit Dänemark und Rußland veranlaßten dasselbe. Georg versprach demnach, Schweden mit einem Corps Landtruppen von 6000 Mann, die im Nothfall verstärkt werden sollten oder mit einer monatlichen Zahlung von 24000 Thalern dafür, mit noch andern Subsidien und mit einer beträchtlichen Flotte gegen Rußland zu unterstützen.

Schon im May erschien auch schon der Admiral Norris mit einer brittischen Flotte von 28 Linienschiffen und noch mehrern kleinern Kriegsschiffen, auf denen sich zusammen 1387 Kanonen und 8000 Mann befanden, in der Ostsee und vereinigte sich mit der Schwedischen Flotte. Man segelte gegen Reval ab. Die englische Nation war mit dem Kriege wenig zufrieden, daih-

re Handlung nach den neuen Rußischen Küstenländern sehr darunter litt. Georg hatte schon am 23sten November den Rußischen Residenten Bestuchew aus London verweisen und Peter dagegen alle Englischen Kaufleute zu St. Petersburg und in den übrigen Handelsstädten seines Reichs in Verhaft nehmen lassen. Die Unternehmungen an den Küsten der Ostsee waren wegen der Scheeren gefährlich, die Russen besser mit den See-Gegenden bekannt und in gutem Vertheidigungszustande. Der Admiral Norris recognoscirte in einer Schaluppe den Hafen von Reval — und der Kommandant der Stadt ließ ihn einladen, selbst ans Land zu kommen, da die Russen keinen Krieg mit den Engländern, sondern mit den Unterthanen des Churfürsten von Hannover führten. Norris frappirte dieß Compliment nicht wenig und er war auch so höflich und vorsichtig nichts zu unternehmen.

Die Russen waren dagegen wider die Schweden desto thätiger, unternahmen im Junius neue Landungen in Ost- und Westbothnien, steckten die Stadt Umea, viele Bauerhöfe, und mehrere Magazine in Brand und erneuer-

ten die Verwüstungsscenen des vorigen Jahrs. Unglücksfälle, die nicht erfolgt seyn würden, wenn Karl und Görz am Leben geblieben wären.

Die Regierung zu Stockholm sah endlich ein, daß die Englische Unterstützung das Reich nicht sicherte und die versprochenen Vortheile nicht erwarten ließe. Der Czar Peter war dabey entschlossen, den jungen Herzog von Holstein an seinen Hof zu ziehen, ihn zu seinem Schwiegersohne zu machen und mit Gewalt auf den Schwedischen Thron zu erheben. Diese Umstände machten König Friedrich über alles zum Frieden geneigt. Der Französische Gesandte, Campredon begab sich von Stockholm nach St. Petersburg — und die Stadt Nystadt in Finnland wurde zum Orte des Friedenscongresses angesetzt.

Zu Bevollmächtigten dazu wurden Schwedischer Seits der Graf Lilienstedt und der Baron Strömfeld, und Russischer Seits der Generalfeldzeugmeister Graf Bruce und der damalige Kanzleyrath Heinrich Johann Friedrich Ostermann ernannt. Dieser letzte — eines Predigers Sohn aus Bokum in Westphalen,

der als Candidat auf gutes Glück in die Welt gegangen und nach Rußland gekommen war, — lenkte durch seine Klugheit die Verhandlungen zu einem unerwartet großen Ziele, wurde der Begründer der Russischen Macht an der Ostsee.

Die Schwedischen Bevollmächtigten kamen bereits am 28. März 1721 zu Nystadt an. Die Russischen blieben bis zu Ende des Mays aus. Die Zögerung geschah mit Absicht. Der Czar Peter hatte den Herzog von Holstein zu sich einladen lassen und empfieng ihn am 1 April zu Riga. Von seiner Anwesenheit in Rußland konnte man sich einen guten Einfluß auf den Congreß versprechen. Die Verhandlungen desselben wurden, da noch kein Waffenstillstand geschlossen war, mit Verwüstungen in Westbothnien begleitet. Der Admiral Norris erschien von neuem mit einer Flotte von 23 Linienschiffen, unternahm aber ebenfalls wieder nichts, die Opposition im Englischen Parlamente nahm zu und statt 100,000 Pfund Sterling, worauf Georg angetragen hatte, wurden Schweden nur 72000 Pfund Sterling Subsidien bewilligt.

Alle diese Umstände machten die Gesinnungen der Regierung zu Stockholm sehr nachgiebig. Peter erwartete dieß aber nicht und war selbst geneigt, außer Finnland noch andre Theile seiner Eroberungen wieder abzutreten. Das Genie Ostermanns wurde sein Glück. Dieser ließ sich von ihm 100,000 Ducaten zu Bestechungen und anderm förderlichen geheimen Aufwande mitgeben und hatte das Glück, sich für eine beträchtliche Summe eine Abschrift der Schwedischen Friedens-Instructionen zu verschaffen. Diese waren sehr nachgiebig und leiteten nunmehr seine Foderungen und Vorschläge. Er versprach Peter im voraus, ihm, außer Finnland, den Besitz aller andern Eroberungen zu verschaffen. Dieser traute noch den großen Versprechungen nicht, gab ihm indeß Vollmacht, nach seinem Gutdünken zu verfahren. England war überhaupt mittelbar die Quelle der Schwedischen Landverwüstungen geworden; es verdarb auch durch seinen guten Willen den Frieden. König Georg hatte in dem Schriftwechsel mit dem Czar Peter am 22 Febr. 1720 erklärt: „Schweden könne und solle Reval nicht an Ruß-

land abtreten.“ Peter war allenfalls dazu geneigt gewesen, wurde aber durch diese Erklärung erbittert, entschlossen und behielt Reval. Die letzte Schwierigkeit der Unterhandlungen machte Wiburg. Die Schwedischen Bevollmächtigten drangen auf die Abtretung desselben. Peter war auch Willens dazu; allein noch ehe der Courier, der deßhalb an ihn abgeschickt wurde und wirklich seine Einwilligung zu überbringen hatte, zurück kam, erklärte Ostermann, der ihn aufhalten lassen, daß er Befehl bekommen habe, binnen 24 Stunden die Unterhandlungen zu beendigen oder den Congreß zu verlassen; — die Schwedischen Bevollmächtigten glaubten ihm, willigten auch in die Abtretung von Wiburg und am 10ten September, neuen Styls, 1721 wurde zu Nystadt der Friede zwischen Rußland und Schweden in 24 Artikeln, unter folgenden Hauptbedingungen geschlossen:

Schweden tritt an Rußland, Liefland, Esthland, Ingermannland, einen Theil von Carelien nebst der Landschaft Wiburg, der Insel Oesel und allen andern von Curland

an bis Wiburg an der Süd- und Ostseite gelegnen Inseln ab (Artik. 3); erhält Finnland zurück, zwey Millionen Thaler von Rußland (Artik. 5) und die Freyheit, aus Riga, Reval und Arensburg jährlich für 50,000 Rubel Getreide zollfrey auszuführen (Art. 6.) Der Czar will sich in die innern Angelegenheiten von Schweden, besonders in die eingeführte neue Regierungsform und Thronfolge nicht mischen, kann den Titel der abgetretnen Provinzen führen und die Einwohner derselben sollen ihre vorigen Rechte und Religionsübungen behalten.

So endigte sich der Krieg, dessen Quelle so wenig lauter, der so merkwürdig durch den Wechsel des Glücks und die auffallendsten Contraste, so fruchtbar an außerordentlichen Scenen und Begebenheiten, eine Gymnasiastik des Heldenmuths und der Militair-Talente und nicht weniger der Politik, und der längste Krieg war, der in unserm Jahrhunderte ist geführt worden. Russen, Polen, Sachsen, Dänen, Norweger, Preußen, Hannoveraner kämpften gegen eine Nation, dessen König ganz ohne Alliirte blieb, hundert tausende von Menschen wurden ein Opfer

des vielfachen Streits, Länder und Städte gedrückt, zerrüttet, verwüstet — und die Verhältnisse und ganze Lage und Gestalt des Europäischen Nordens verändert. Schweden wurde eine Beute seiner nähern und entferntern Nachbaren, die allerdings nicht so reichlich gewesen seyn würde, wenn nicht der Held gefallen wäre, der so thätig die Hauptrolle spielte. Es sank von der Höhe der Macht und des Ansehns, zu der es Gustav Adolph und seine Nachfolger im vorigen Jahrhunderte erhoben hatten, vermehrte das innere Elend durch die Uebel der Verfassung, die man einzuführen für gut fand, stärkte und sicherte seine Nachbaren durch seine Schwäche, Rußland stieg auf seinen Ruinen empor, — Karl, überwältigt und vom Glücke verlassen, blieb ein abendtheuerliches Wunder unter den Königen, — und Peter erhielt den Beynamen des Großen und den Kayser-Titel.

Quellen und Hülfsmittel: Allgemeine Weltgeschichte nach dem Plan W. Guthrie, J. Gray ꝛc., 16ten Bdes 6te Abtheil. — Schwedische Geschichte — von D. E. Wagner, Lpz. 1785. S. 702 — 832 — Pol.

nische Geschichte, von eben demselben, 14 Bd. 1 Abth., Lpz. 1775 Dänische Geschichte 16 Bd. 5 Abth. Leipz. 1783, S. 947—1116. — Allgemeine Welthistorie, herausg. unter der Aufsicht von Semler, 29 u. 30ster Th. S. 395—460; 138—151; 579—634. — außer den schon im 1sten Th. S. 255 angeführten Werken noch: L. A. Gebhardi's allgemeine Geschichte der Königreiche Dänemark und Norwegen; — 32 u. 33 Bd. der allgem. Welthist. Halle 1768—1770. 4. Im Auszuge, Halle 1774. gr. 8. 2ter Bd. S. 572—639. — Urkunden und Materialien zur nähern Kenntniß der Gesch. u. Staatsverf. Nord. Reiche — (gesammt. von Gr. v. H., herausgeg. vom Hrn Gaßpari) — 1r. Th. (Hamb.) 1786 enthält die angeführten Schreiben Friedrichs IV. — Materialien zur Gesch. u. Statist. der Nord. Staaten, besonders Schwedens (herausg. von T. H. Gadebusch) 1stes Stück, Berlin 1791. gr. 8. S. 3—64 — Von Puffendorffs Einleit. in die Geschichte von Schweden mit der Fortsetzung (von J. v. Olenschlager) 2r. Th. Frkf. 1750. 8. — Sven Lagerbrings Sammandrag af Swea Rikes Historia ꝛc. Stokh. 1775; teutsch — (vom Hrn. Prof. Möller) — Greifsw. 1776; S. 216—293. — Cauzlers Mémoires pour servir à la connoissance — du Roy de Suéde; 1776. Teutsch, Dresd. 1778. 1ster Th. gr. 8. S 114—128. — J. J. Schmaussens Leben u. Heldenthaten Caroli XII, 2r. Th. Halle 1720. 8. — Dessen Einleitung zu der Staatswissenschaft ꝛc. 2ter Th. Lpz. 1760. gr. 8. S. 292—517; enthält die Staatsschriften und Traktaten im Auszuge; diese wörtlich in Fabri's Staatscanzley, in den Memoires de Lamberti, in dem Corps Diplomatique &c. — Theatrum Europaeum, Fol. Band 19—21. — Nach-

richten und Anekdoten zur Geschichte Karl XII. Greifsw. 1758. 8. — W. Theyls (Holländ. Gesandtschaftssecretairs zu Constant.) Mémoires pour servir à l'histoire de Charles XII; à Leyd. 1722. 8. — Fr. P. v. Fabrice zuverläß. Gesch. Karls XII währ. seines Aufenth. in der Türkey; Hamb. und Lpz. 1759. 8. — Des Graf. Dadich Denkwürdigkeiten von Constantinop. in Gatterers allgem. histor. Biblioth. 12ter Th. S. 241. ff. — Revolution de la Pologne, ou sur le retour du R. August. II. (par Prewendowski) à Rotterd. 1710. 8. Schwedische Fama, vom J. 1711 — 1714. 24 Theile, 8. — Ausführl. Reisebeschreib. des Königs Karoli XII; von einem Schwed. Officier beschrieb., Stralf. 1716. 8. — Histoire de Suede sous le regne de Charles XII; par de Limiers, à Amst. 1721. 6 Th. in 12. — Histoire interessée, ou relation du Nord au commencement de ce siécle, à Hamb. 1756. 2 Vol. — Histor. Nachricht von dem Nord. Kriege von C. D. F. v. H. (Zschakwitz) Freystadt, 1715 u. 1716. 6 Th. — Einleit. zu dem jetzig. Kriege im Norden, Frkf. u. Lpz. 1710. 4. — H. O. Scheets Inledn. till Fr. IV. Kriegs-Hist. oversf. Kbh. 1785. — A. Bußäus Hist. Dag Register over Fried. IV. Levnet; Kbh. 1773. Teutsch, 1775. — O. Mallings store og gode Handlinger af Danske, Norske og Holst; Kbh. 1777. 8. Teutsch (von Abrahamson) Kopenh. u. Lpz. 1779. 2 Th. 8. — Leben u. Thaten des Dän. Vice-Admirals P. Tordenschilds; 3 Th. Frkf. u. Lpz. 1753. 8. (aus dem Dän von C. P. Rothe. Das Original ist zum 2ten mahle zu Viborg, 1772 gedruckt.) — J. C. Bies Lovtale over Amiral Ped. Tordenskiold; Vers. Kbh. 1770. 4. — Memoires concernant le Comte de Stenbock; à Frkf. 1745. 8. — Kongl. Rädets

och Fält-Marskalkens, Grefwe Magni Stenbocks Lefwerne; (von S. Loenbom) Stockh. 1757 — 1765. 4. Th. 4. — L. H. Schmids Versuch einer Beschreibung der Stadt Altona, 1747. 8. S. 67 ff. — Merkwürdigkeiten der Stadt Altona (von Prätorius) Altona, 1780 — Geschichte des Schleswig-Holst. Hofes unter Friedr. IV. ꝛc. 1774 — Chph. Schmidt Versuch einer Einleitung in die Ruß. Geschichte, Th. 2. S. 161 ff. Riga, 1774. 8. — Dessen Histor. Miscellaneen, 1783, Th. 1. S. 46 ff. — J. F. Pfeffingers Historie des Braunschw. Lüneb. Hauses, 3ter Th. Hamb. 1734. S. 679 ff. — Leben und Thaten Friedr. Wilhelms; Hamb. u. Breßl. 1735. 8. S. 97 ff. — Rettung der Ehre und Unschuld ꝛc. des Baron v. Görz (von C. F. v. Moser) Hamb. 1776. — Die abgezogne Masque des Alandschen Friedens-Congresses; Hamb. 4. 1720. — Schlüssel zu dem Nystädtschen Frieden; Nürnb. 1722. 8. — Reflexions sur les talens militaires et sur le Caractére de Charles XII; (von Friedrich dem Großen) Lpz. 1786. 8. — Ueber Karls Tod: Schlözers Briefwechsel, H. III. 1777. S. 144 ff. — Büschings wöchentl. Nachricht. 38stes Stück. — Berlinsche Monatsschrift, April, 1783 (der Aufsatz von Schummel) — Deutsches Museum, Julius 1784. — Wraxall's Reise durch das Nördliche Europa, teutsch, Lpz. 1775, S. 77 ff. — Coxe's Reise, 2ter Th. — Ferner die Reisen von La Motraye, Paul Lucas ꝛc. die Biographien Peters des Großen ꝛc. ꝛc.

III.

Ein Kayser läßt seinen Sohn verurtheilen. Geschichte des unglücklichen Prinzen Alexei. Trauriges Schicksal seiner Gemahlinn, der Braunschweigischen Prinzessin Caroline Sophie.

Wenn der erste Consul der Römer, Brutus, seine beyden Söhne vor seinen eignen Augen enthaupten und dem Staate aufopfern ließ, so ist dieß eine Handlung, die uns mehr auffällt und unsre Empfindungen stärker rührt, als die gefühllosen Unternehmungen, als die nachmaligen Grausamkeiten der Barbaren auf dem Römischen Throne. Diese lassen sich mit ihren trüben Quellen immer eher denken. Die Unglücklichen, gegen die sie verübt wurden, standen doch in entferntern Verhältnissen, waren, mit Ausnahme

einiger Nero'nischer Unmenschlichkeiten, wenn gleich Unterthanen, nicht durch Bande des Bluts verbunden. Da, wo diese Statt finden, die Zärtlichkeit aufgehoben, die väterliche Liebe in die entschlossenste Härte verwandelt zu sehen, ist der Ausbruch einer Empfindung, die sich kein gewöhnliches Herz erlaubt, die nur unter außerordentlichen Umständen Statt finden kann, und die die Natur zur glücklichen Seltenheit gemacht hat. Unfälle, plötzliche Trauer-Veränderungen auf und um den Thronen sind keine seltne Merkwürdigkeiten der Geschichte. Man hat Prinzen, Prinzessinnen, Könige gestürzt, vertrieben, enthauptet gesehen; aber seit dem 4ten und 16ten Jahrhunderte, wo Kayser Constantin seinen Sohn Crispus und König Philipp II. von Spanien den Prinzen Don Karlos aufopfern ließ, keine Trauer-Scene, wie die vom Brutus. Ein in mehrern Stücken ähnlicher Vorgang war dem Anfange unsers Jahrhunderts vorbehalten. Der Kayserliche Vater, der seinen Sohn verurtheilen ließ, besaß mit Brutus einen gleichen und noch größern Eifer für das Wohl und die Erhaltung des Staats, und eine gleiche

Strenge und Härte. Und eben dieser Monarch war empfindsam — und mehr wie das — in der Liebe, deren Unmäßigkeit ihm bekanntlich zu früh das Leben raubte.

Peter der Erste, Kayser von Rußland, der als Schöpfer eines neuen Staats und Volks mit so vielem Rechte den Beynamen des Grossen verdient, vermählte sich, wie er zur Regierung gekommen war, mit Ottokesa Federowna, einer Tochter des Russischen Bojaren Lapuchin. Aus dieser ersten Ehe wurde 1690 der Prinz Alexei, oder Alexis Petrowitz gebohren. Acht Jahre nachher traf die Mutter dieses Prinzen ein unglückliches Schicksal. Ihr Gemahl hatte sie in Verdacht, daß sie mit seiner Schwester Sophia an der Empörung Theil genommen, die 1698 die Strelitzen erregten, — und ließ sie in ein Kloster setzen. Peter war um die Zeit ganz mit der Reforme seines Reichs beschäftigt. Sein weit umfassender Geist, seine vielfache Thätigkeit, seine ersten Reisen und Kriegsbeschäftigungen mit den Türken hinderten ihn an den kleinern häuslichen Gegenstand, an die Erziehung des jungen Prinzen zu denken, den

er schon wegen seiner verhaßten Mutter nicht sehr liebte.

Der Prinz wurde der Aufsicht von weiblichen Personen übergeben, von denen seine Bildung nicht zu erwarten war. Bald darauf wußten sich einige geistliche Personen das Geschäft seiner Erziehung und Unterweisung zu verschaffen. Der Czar Peter hatte schon große Reformen und Einschränkungen mit dem geistlichen Stande vorgenommen, und sich dadurch den Haß desselben zugezogen. Die Popen, die die Education des Prinzen besorgten, waren nicht frey vom Esprit de Corps. Anstatt die Talente desselben zu entwickeln, prägten sie ihm Vorurtheile ein, und erzogen ihn mit Jesuitischer Klugheit ganz nach ihren Grundsätzen. Sie brachten ihm selbst widrige Vorstellungen und Abneigung gegen seinen Vater bey, erbitterten ihn über das Schicksal seiner Mutter, und nannten die kirchlichen Verbesserungen Peters Ketzereyen. So wurde das junge Herz des Prinzen in seiner ersten Bildung verdorben, und erhielt Eindrücke, die zu vertilgen es nachmals zu spät war.

Peter sah die Fehler der Erziehung des Prinzen, und wollte sie verbessern. Die Geistlichen wurden entfernt und Menczikow zum Oberhofmeister des Prinzen ernannt. Allein die pädagogische Sorge war bey diesem Staatsmanne nicht die erste. Er besuchte den Prinzen selten, und machte ihn durch seinen Stolz und durch sein hartes Benehmen abgeneigt gegen sich; und arbeitete nachher selbst in allen Stücken dem Prinzen entgegen. Bey den Gesinnungen desselben, sah er voraus, daß dessen künftige Thronbesteigung sein eigner Sturz seyn würde. Peter liebte die Liefländerin Catharina. Er hatte sie von Menczikow erhalten, und dieser suchte daher durch diese sein Glück zu begründen. Ein Thron-Erbe von ihr bot ihm bessere Aussichten dar, als Alexis.

Dieser gieng in sein eilftes Jahr, als er mit seinem Oberhofmeister auch zugleich eine ganz neue Erziehung erhielt. Peter ließ dazu am 3ten Apr. 1703 seine Vorschrift aufsetzen. Nach derselben sollte der Unterricht des Prinzen jeden Morgen mit Lesung zweyer Kapitel aus der Bibel angefangen, und jeden Abend eben so beschlossen

werden. Mit der Französischen Sprache sollten die Anfangsgründe der Geschichte, Geographie, Mathematik, Geometrie nach Französischen, oder ins Französische übersetzten Büchern gelehrt, alle Posttage die Französischen Zeitungen, unter andern der Mercure historique zur Unterhaltung gelesen, alle zwey Tage dem Prinzen Materien zur Aufsetzung eines Briefes gegeben, Fenelons Telemach tractirt werden *). ꝛc.

Zu seinem Lehrer in den vornehmsten dieser Wissenschaften erhielt er einen Deutschen, Namens Neugebauer. Allein dieß war nicht der Mann für einen Prinzen. Ungebildet in seinen Sitten und pedantisch, behandelte er seinen hohen Lehrling als einen gemeinen Schulknaben, und brachte ihm mehr Ekel als Liebe zu den Wissenschaften bey. Peter sah das Versehen seiner Wahl, und ernannte zum Lehrer seines Sohns den Baron von Huyßen. Dieß war ein

*) Relation von dem gegenwärtigen Zustande des Moscowitischen Reichs, Frkf. 1705. 8. S. 108 ff.

Mann von vielen Fähigkeiten, von liebenswürdigen Sitten und Eigenschaften. Alexis erlernte in kurzem die Deutsche Sprache, und zeigte viele Talente. Zum Unglück war aber der Grund der Erziehung verdorben. Der Widerwille, den der Prinz gegen mehrere Wissenschaften erlangt hatte, war schon so tief eingewurzelt, daß die Unterdrückung desselben unendliche Schwierigkeiten darbot. Das Lieblings-Studium des jungen Zöglings, wozu ihm die Geistlichen in den ersten Jahren eine unauslöschliche Neigung beygebracht hatten, war die Theologie. In seinem 15ten Jahre hatte er fünfmal die Bibel im Russischen und einmal in der Lutherschen Uebersetzung ganz durchgelesen. Dabey besaß er so viele andre theologische Lectüre und Kenntnisse, wie schwerlich ein Student der Theologie im Russischen Reiche. Die unermüdete Sorgfalt des Baron Huyßen ließ indeß noch gute Früchte der Erziehung erwarten. Allein Menczikow sahe diese, und die Liebe, die Alexis von seinem Vater zu gewinnen schien, ungern. Er brachte es dahin, daß Huyßen als Gesandter nach Wien, (wo er Menczikow 1706

die Erhebung in den Reichsfürstenstand verschafte), geschickt und so von der Erziehung vorerst entfernt wurde.

Der Prinz war nunmehr größtentheils sich selbst überlassen. Aus Abneigung, aus Mangel an nützlichen Beschäftigungen, verfiel er auf schlechte. Seine Leidenschaften wurden von bösen Gesellschaftern geschmeichelt. Man verleitete ihn zum Trunke und zu andern Ausschweifungen. Das bisherige Uebergewicht der natürlich guten Neigungen gieng bald in dem Taumel-Leben verlohren. Der Prinz wurde nachläßig, gefühllos gegen Ehre und Anstand, und vergaß die Würde der hohen Bestimmung, zu der er ersehen war.

Peter kränkte diese Ausartung seines Sohnes auf das empfindlichste. Ihn auf beßre Wege zu leiten, war aber schon zu spät. Peter konnte eine Nation bilden und umschaffen — aber nicht seinen Sohn. Die Strenge, die er bey ihm anwandte, that eine widrige Würkung. Der Prinz fürchtete ihn als Gebieter, liebte ihn aber nicht als Vater. Diese Furcht vor demselben war

ihm

ihm schon in den frühesten Jahren eigen geworden. Wie weit sie gieng, zeigt unter andern folgender kleiner Vorgang. Peter war mit den Fortschritten, die Alexis im Zeichnen machte, nicht zufrieden. Er wollte ihn deßhalb einmal selbst zeichnen sehen; und um seine Gegenwart, die mit Ausbrüchen des Zorns begleitet seyn dürfte, zu vermeiden, schoß sich der Prinz eine Pistole gegen die Finger seiner rechten Hand ab.

Noch ein andrer Umstand schildert nur zu sehr die abgeneigten Verhältnisse zwischen Vater und Sohn, und die Ursache, die dieser hatte, jenen zu fürchten. Als sich Peter zum Beystande des Königs August in Polen aufhielt, kam er einst mit Menczikow zu einem Kloster Griechisch-Unirter Mönche. Er begab sich in dasselbe, und besahe die Merkwürdigkeiten. Unter den Reliquien und Gemählden befand sich auch das Bild eines gewissen Heiligen, Namens Josaphat. Peter fragte, was das für ein Heiliger sey. Unwillig darüber, daß er diesen großen Patron nicht kenne, fiengen die fanatischen Mönche gelegentlich an, auf die Rußische Religion zu schimpfen. Pe-

ter gab der Wache, die er bey sich hatte, Befehl, sie sogleich zu arretiren, ließ zwey derselben im Kloster aufhängen und zu Pulver brennen, damit aus den Gebeinen keine Reliquien gemacht würden, und schickte die übrigen vier nach seiner Hauptstadt ins Gefängniß, um von da nach Sibirien transportirt zu werden. Bey seiner Rückkunft legte der Prinz Alexis — sey es nun aus einer natürlichen Empfindung des Mitleids, oder durch die Vorstellungen der Geistlichkeit bewogen — eine Fürbitte für diese Unglücklichen ein, wobey er zugleich den Nachtheil erwähnte, den ein solches Verfahren haben könnte. Erstaunt über die Vorstellungen, die der junge Prinz machte, und entrüstet bey dem Argwohne, daß sie die Popen dem Prinzen eingeflößt, befahl Peter, vom Trunke erhitzt, Menczikow, sogleich ein Gerüste zu errichten, und in seiner Gegenwart seinem Sohne den Kopf abschlagen zu lassen. Menczikow mußte in der Stunde der Aufwallung gehorchen, hatte indeß das Glück, den Prinzen zu retten. Ein junger edler Dragoner, der demselben glich, erbot sich, an dessen Stelle zu sterben, zog

die Kleidung des Prinzen an, und wurde in Gegenwart Peters, der betrunken in der Abenddämmerung, wo die Execution vor sich gieng, die Verwechslung nicht merkte — enthauptet. Am folgenden Tage entdeckte Menczikow das glückliche Geheimniß, und Peter freute sich, liebte ihn desto mehr, und belohnte die Familie des Unglücklichen, der sich freywillig zum Opfer seiner Erbitterung gemacht hatte.

Das Andenken an solche und andre harte Vorgänge, und die geflissentliche Anreitzung und Zuredung seiner unwürdigen Gesellschafter bestärkten den Prinzen in der Abneigung gegen seinen Vater immer mehr. Er fieng selbst an, sich unanständig über die verdienstvollen Reformen desselben zu äußern, ließ sich verlauten, daß er künftig die abgeschafften Einrichtungen und Gebräuche, besonders die geistlichen, wiederherstellen wolle. Wurden Staatsfeste gefeyert, oder Freudensbezeugungen wegen erhaltner Siege angestellt, so nahm er keinen Antheil daran. Diese eigensinnige Unschicklichkeit zeigte er bey jeder Gelegenheit. Die Großen haßten ihn, und er sie. Das Volk

hingegen sah ihn gern, weil seine Denkungsart und sein Betragen zu den Neigungen desselben paßte.

Um ihn mit den Reichsangelegenheiten bekannt zu machen, und durch Würde und Thätigkeit ihn von seiner wüsten Lebensart abzuziehen, setzte Peter, wie er im Jahre 1710. gegen die Türken zu Felde zog, Alexis zu seinem Stellvertreter, zum interimistischen Chef der Regierung ein. Nichts durfte indeß — was unter den Umständen weislich gethan war — ohne die Vorschrift und Einwilligung des Kayserlichen Vaters geschehen. Diese Einschränkung gefiel aber dem Prinzen nicht. Die Ehre dieser Schein-Autorität hatte zu wenig Reiz für ihn. Es liefen viele Klagen und Beschwerden über die gemachten kirchlichen Einrichtungen ein. Man glaubte durch den jungen Regenten ihre Abhülfe erlangen zu können. Und dieser hatte auch die Unvorsichtigkeit, Peter darüber nachdrückliche Vorstellungen zu machen; Vorstellungen, deren Folgen für sein Leben hätten gefährlich werden können, wenn der entrüstete Vater in dem Aufwallen seines Grimmes seinem Sohne näher gewesen wäre.

Peter versuchte noch ein neues Mittel, um ihn von der Bahn der Unrühmlichkeit abzubringen, auf der er immer weitre Fortschritte machte. Er trug ihm an, sich zu vermählen; und ein solcher Antrag war bey Peter Vorschrift und Befehl. Alexis hatte schon öfter die Drohung von ihm gehört, daß wenn er sich nicht würdiger zum Throne machte, er von der Nachfolge auf denselben ausgeschlossen werden sollte. Um diesem Schicksale auszuweichen, fügte der Prinz sich in eine Vermählung, zu der er selbst freylich bey der angewohnten ausschweifenden Unregelmäßigkeit seines Lebens wenige Neigung hatte. Um desto bedauernswerther war die Prinzessin, die die künftige Gattinn eines solchen Gemahls wurde.

Deutschland hat seit längrer Zeit die ehrenvolle Auszeichnung, daß aus seinen Fürstenhäusern die mehrsten und größten regierenden Familien von Europa entsproßen sind. Auch Peter wünschte zur Fortpflantzung seines Kayserlichen Geschlechts eine deutsche Prinzessin. Der hohe Ruhm, den von jeher das Braunschweigsche Haus besaß und die großen Ver-

bindungen, die es auch damals hatte, bestimmten die Wahl für die Braunschweigsche Prinzessin Caroline Christine Sophie, eine Tochter des Herzogs Ludwig Rudolph, eines Bruders des regierenden Fürsten Anton Ulrich. Ihre Schwester die Prinzessin Elisabeth war die Gemahlinn Kayser Karls des VI. *) Der ehemalige Hofmeister des Prinzen,

*) Diese wurde im Jahre 1708. vermählt, nachdem sie vorher am 1sten May 1707 zu Bamberg die Katholische Religion angenommen hatte; eine Glaubensveränderung, die in unsern aufgeklärten Zeiten nichts besonderes oder auffallendes gehabt hätte. Damals aber schien dem fanatischen, orthodoxen Eifer diese Sache so bedenklich, daß ein langer bitterer Federkrieg darüber entstand. Der staatskluge und erleuchtete Großvater der Prinzessin, der regierende Herzog Anton Ulrich von Braunschweig, ließ, um die Denkungsart seines Zeitalters zu menagiren, von 12 lutherischen Theologen, unter andern auch von dem berühmten Christ. Thomasius, ein Gutachten über die Religionsveränderung einfordern. Ihre Darstellungen waren aber fast alle gegen dieselbe. Die beyden Hofprediger zu Braunschweig, Niekampf und Knopf, bedrohten sogar den Herzog mit dem Bindeschlüssel In dem Vermählungs-Contrakte der Prinzessin Caroline, den der Baron

Baron von Huyßen wurde als Unterhändler nach Braunschweig geschickt, und die glänzende Aussicht des Kaiserthrons überwog die anderweitigen Bedenklichkeiten. Die Prinzessin wurde also in einem 17jährigen Alter, am 25sten Oktober 1711, mit dem Czarowitz in Gegenwart Peters zu Torgau in Sachsen bey der Königin von Polen vermählt, und hielt im folgenden Jahre mit ihm ihren feyerlichen Einzug in das neuerbaute Petersburg.

Huyßen am 1sten Jun. 1711. mit dem Bevollmächtigten, dem Baron von Schleinitz schloß, wurde festgesetzt, daß sie mit ihrem Hofstaat, die Lutherische Religion beybehalten könne. Der fanatischen Dummheit des damaligen Superintendenten Nitsch zu Braunschweig gefielen diese Vermählungen so wenig, daß er öffentlich auf der Kanzel sagte: „Meine Lieben, die eine von unsern Prinzessinnen (Elisabeth) hat man dem Pabstthum, die andre (Caroline) dem Heydenthum übergeben, und ich glaube, wenn der Teufel morgen die dritte verlangte, man würde sie ihm gewiß nicht abschlagen.„ — Das war im Anfange unsers Jahrhunderts! — S. Mosers patriotisches Archiv für Deutschland, II. Band, Mannh. u. Lpz. 1790, Aufsatz I.

Diese Vermählung, die wir hier zur vollständigen Schilderung des Alexis erwähnen müssen, wurde bald die unglücklichste, zu der man je diese Prinzessin hatte bestimmen können. Nie war eine Ehe zwischen zwey ungleichern Personen geschlossen worden. Die liebenswürdigen Eigenschaften Carolinens, ihr zärtliches, sanftes Betragen, ihre besondre Schönheit, machten auf einen Prinzen keinen Eindruck, dessen Neigung schon zu ungeordnet und verwildert waren. Selten in Gesellschaft mit ihr, vermied er gänzlich ihre Unterredung bey Zusammenkünften am Hofe. Er begegnete ihr nicht nur unanständig; er mißhandelte sie; und ein gemeines, feiles Mädchen aus Finnland, Namens Euphrosyne, wurde der Gegenstand seiner ausschweifenden Liebe. Dabey dauerten die Unmäßigkeiten mit seinen schwärmerischen Gesellschaftern fort. Alle diese Kränkungen machten auf seine Gemahlinn einen um so stärkern Eindruck, da ihr Herz nur edle Empfindungen hegte. Ihre Verwandtinn, die Prinzessin Juliane von Ostfrießland, die sie mit sich nach Rußland genommen hatte, wurde die Stütze ihrer unglücklichen Lage. Bey den zuneh-

menden Trauerausſichten, verfiel ſie in Schwermuth und wünſchte ihren Leiden ein Ende. Die Geburt eines Prinzen, von dem ſie am 23ſten Oktober 1715 entbunden, und der nachmals unter dem Namen Peter der Zweyte Kayſer wurde, beförderte die Auflöſung ihrer unglücklichen Verbindung. „Quält mich nicht länger, ſagte ſie zu den Aerzten, die ihr noch Medicin geben wollten, ich wünſche nicht länger zu leben, drückte unter Thränen die beyden Pfänder ihrer unglücklichen Liebe an ihre Bruſt, nahm von ihrem zahlreichen Braunſchweigſchen Hofſtaat, der ſich um das Krankenbett verſammelt hatte, Abſchied; — und ſtarb *) am 21ſten November 1715 in dem blühenden Alter von 21 Jahren. Das Schickſal dieſer unglücklichen Prinzeſſin rührte alle, nur ihren ausgearte-

*) Das Franzöſiſche Mährchen, daß die Prinzeſſin nicht wirklich geſtorben, ſondern heimlich nach Frankreich und von da nach Louiſiana entflohen, wo ſie einen Officier geheyrathet, iſt zu widerſinnig, als daß es verdient angeführt und widerlegt zu werden.

ten, gefühllosen Gatten nicht. Wenige Tage vor ihrem Ende, setzte sie noch als eine Art von Testament, eine Bittschrift an den Czar Peter auf, der sie selbst sehr hochschätzte, (und bey einer eignen Krankheit kurz vor ihrem Tode auf einem Rollwagen sich noch hatte zu ihr führen lassen,) worinn sie unten am Ende sagte: „Noch füge ich hinzu, daß mir mein Tod nicht schwer fällt. Das aber geht mir nahe, daß ich die Welt jetzt verlassen muß, da Ew. Kayserliche Majestät selbst krank sind; ein Umstand, der verhindert, daß ich Ihnen nicht persönlich für die vielen Beweise Ihrer Liebe und Hochachtung danken kann. Möge der Allmächtige Ihr Helfer und Beschützer seyn, und diejenigen Jahre zu Ihrem Leben hinzusetzen, die er von dem meinigen genommen hat. Ein gleiches wünsche ich Ihro Majestät der Kayserin. Mit Wiederholung des Denenselben für alle genossene Liebe und Güte schuldigen Danks ersterbe ich Ew. Kayserlichen Majestäten unterthänigste und gehorsamste Tochter

Caroline Christine Sophie.„

Am Tage nach der Beerdigung dieser liebenswürdigen Prinzessin, wurde Peter ein Sohn von seiner zweyten Gemahlinn Catharina gebohren. Dieß gab ihm neue Hofnung wegen der Thronfolge, und bestärkte seinen Unwillen gegen den Alexis. Er erließ gleich darauf eine ausführliche Ermahnung und Erklärung an denselben, worinn er unter andern sagte:

„— Sohn! Euch ist bekannt, welche Mühe Uns unsre Siege gegen die Schweden gekostet haben, und wie Wir endlich glücklich gegen sie gewesen sind. Allein wenn Ich dieses Glück erwege und meine Augen auf den Nachfolger werfe, der mir folgen soll, so empfindet meine Seele den bittersten Kummer. Ich genieße die gegenwärtige Glückseligkeit nicht, wenn Ich mir die Zukunft vorstelle. Saget nicht, daß ihr keine Gaben besäßet. Ihr seyd an eurer Untüchtigkeit selbst Schuld. Es fehlt euch an nichts, als an Neigung. Ich habe vergebens gewünscht, daß ihr die Kriegskunst erlerntet. Ihr irret gar sehr, wenn ihr glaubt, es sey hinlänglich für einen Fürsten, wenn er gute Generals hat, die für ihn Krieg

führen. Nein! mein Sohn; die Augen der Welt sind auf das Haupt eines Reichs gerichtet. Seyd ihr nicht selbst zur Regierung fähig, so könnt ihr nur mit fremder Leute Augen urtheilen. Man wird euch als einen jungen Vogel ansehen, der den aufgesperrten Schnabel hinhält, und eben so leicht Gift als dienliche Nahrungsmittel annimmt. Wenn ein Regent auch selbst kein Krieger ist, so muß er doch wenigstens mit der Kriegskunst bekannt seyn. Der verstorbene König von Frankreich (Ludwig der 14te) z. B. gieng nicht allemal selbst mit zu Felde; allein er liebte den Krieg und wurde dadurch ein so grosser Sieger. Doch nun auf meinen Hauptgegenstand zurückzukommen. Ich bin ein Mensch und folglich muß Ich sterben. Wem soll ich die Sorge überlassen, dasjenige zu vollenden, was ich durch Gottes Gnade angefangen, und das zu erhalten, was ich wieder erobert habe? Einem Sohne, der wie der faule Knecht im Evangelio, sein Talent in die Erde vergräbt? Der heil. Paulus sagt, wer sein eignes Haus nicht regieren kann, wie wird der im Stande seyn, der Kirche Got-

tes vorzustehen? Eben das kann man von euch sagen. Wisset hiemit also meine Entschliessung. Bessert ihr euch nicht, so werde ich euch von der Thronfolge ausschliessen. Denn, da ich mein Leben zum Besten meiner Unterthanen nicht schone, warum soll ich denn zugeben, daß ein weibischer Prinz den Thron besteige, der den Nutzen seiner Unterthanen seinen Vergnügungen aufopfern würde? Ich will lieber einem Fremden die Krone überlassen, als meinem Sohne, wenn er derselben unwürdig ist.„

Hierauf antwortete der Prinz einige Tage darauf wesentlich dahin: „Wenn Ew. Majestät entschlossen sind, mich in Hinsicht meiner Untüchtigkeit der Rußischen Thronfolge zu berauben, so mag Ihr Wille geschehen. Ja, ich bitte Sie selbst recht ernstlich darum; weil ich mich selbst für untüchtig zur Regierung halte. Ich will auch künftig keinen Anspruch auf die Krone machen. Meine Kinder vertraue ich Ihren Händen an, und für mich selbst begehre ich nichts mehr von Ihnen, als bloß meinen Unterhalt auf Lebenslang.„

Peter war noch fortdauernd kränklich, und antwortete hierauf nicht gleich. Am 19ten Januar des folgenden Jahrs 1716 schrieb er endlich einen weitläuftigen Brief an den Prinzen, den er seine letzte Ermahnung nannte und wovon der merkwürdigste Inhalt folgender war: „Auf die Vorstellung, daß ihr eure Aufführung bessern möchtet, habt ihr gar nicht geantwortet. Euer Stillschweigen dient gleichsam statt einer Erklärung, daß ihr euch nicht bessern wollt. Hättet ihr selbst auch noch Neigung, dieß zu thun, so würde doch eine verderbte Priesterschaft im Stande seyn, euch nach ihren Willen zu lenken und von euren Vorsätzen abzuhalten. Da die Geistlichen jetzt der Ehrenstellen beraubt sind, deren sie sich durch ihre unanständige Aufführung unwürdig gemacht haben, so setzen sie ihr ganzes Vertrauen auf euch; und die Partheylichkeit, die ihr bereits für sie blicken laßt, flößt ihnen die Hoffnung ein, daß ihr dereinst eine Aenderung zu ihrem Besten vornehmen werdet. Man kann überhaupt mit Grunde schließen, daß ihr, anstatt meine Einrichtungen künftig fortzusetzen, sie vielmehr vernichten wer-

det. Wählet, bestrebet euch also, entweder euch des Throns würdig zu machen, oder erwählet das Mönchsleben. Ich erwarte eure Entschließung; und wenn sie mir kein Genüge thut, so will ich nicht mehr die geringste Achtung für euch haben, sondern euch wie einem gemeinen Missethäter begegnen.„

Der Prinz gab hierauf seine Entschließung in folgendem kurzen Billet:

„Allergnädigster Herr und Vater! Ich habe Ihren Brief erhalten. Meine Unpäßlichkeit hindert mich, Ihnen weitläuftiger zu schreiben. Ich bin aber geneigt, das Klosterleben zu erwählen, und erbitte mir hiezu Ihre gnädigste Einwilligung

Ew. Majestät

Diener und unwürdiger Sohn
Alexis.„

Peter ertheilte ihm aber vorerst diese Einwilligung nicht. Die Kriegsangelegenheiten mit Schweden veranlaßten ihn, im Anfange des Jahrs 1716 die Reise nach Meklenburg,

Kopenhagen ꝛc. zu unternehmen. Seine neue Gemahlinn Catharina begleitete ihn auf derselben. Um noch ein neues Mittel zur Aenderung des Alexis anzuwenden, ertheilte er ihm den Befehl, zu ihm nach Kopenhagen zu reisen, um die Welt zu sehen, und Theil an den auswärtigen Geschäften zu nehmen.

Dieser Befehl bestimmte das unglückliche Schicksal des Prinzen. Ihn zu befolgen, war wider alle seine Neigung; und ihn nicht zu befolgen und in Petersburg zu bleiben, war gefährlich für ihn. Es konnte den Kaiser veranlassen, ihn bey dieser Gelegenheit die ganze Härte seines Entschlusses fühlen zu lassen. Unentschlossen und verlegen gab also der Prinz dem leidigen Anschlage seiner geheimen Rathgeber nach — und der war, sich ausser Landes zu flüchten und in der Fremde verborgen, den einstweiligen Tod seines Vaters abzuwarten. Alles wurde geheim gehalten. Unter dem Vorwande, nach Kopenhagen zu reisen, erhielt der Prinz von dem Fürsten Menczikow 1000 Dukaten, und von den Senatoren 20,000 Rubel. Hiezu wurden noch 7000 Rubel durch geheime Anleihe zusammen gebracht.

bracht. Die Wahl des Orts, wohin der Prinz seine Zuflucht nehmen sollte, blieb nicht lange zweifelhaft. Kaiser Karl der VI. war, wie schon oben angeführt worden, mit einer Schwester seiner ehemaligen Gemahlinn vermählt, und ließ ihm daher am ehesten Schutz erwarten. Alexis trat also in Begleitung von ein paar Vertrauten und mit seinem Finnländischen Mädchen im Aug. 1716 seine Reise an. Da selbst einige seiner Begleiter nicht anders wußten, als daß sie nach Kopenhagen gehen würden, so entdeckte er ihnen unterweges, daß sie nach Wien wollten. Die Absicht der Reise sey, mit dem dasigen Hofe ein Bündniß gegen die Türken zu schließen; und damit diese keinen Argwohn schöpften, geschähe die Reise so ganz incognito.

Alexis kam glücklich zu Wien an. Die kritische Lage eines Anverwandten, eines künftigen Thron-Erben bewog auch den Kayser, ihm Schutz und sichern Aufenthalt zu versprechen. Der Prinz blieb einige Zeit in Wien, und wurde darauf, aus Besorgniß, daß er entdeckt werden möchte, nach dem Schloße Ehrenburg in Tyrol geschickt.

Peter hatte ihn indeß vergebens zu Kopenhagen erwartet. Die endliche Nachricht von seiner Flucht versetzte ihn in den äusserſten Unwillen. Er war damals auf seiner Reise nach Holland begriffen. Wohin der Prinz geflüchtet sey, hatte man ihm noch nicht berichten können. Daß er nach Wien gegangen sey, war indeß die erste und wahrscheinlichste Muthmaßung. Der Russische Resident daselbst erhielt also gleich Befehl, den Aufenthalt des Prinzen zu erfahren zu suchen. Alles war aber so geheim gehalten, daß dieser keine genaue Nachricht bekommen konnte. Peter schickte darauf von Amsterdam aus den damaligen Garde-Kapitain, nachmaligen berühmten General Romanzow, nach Wien. Alexis war zu mehrerer Sicherheit, und um nicht so nahe zu seyn, nach Neapel gebracht worden, wo er sich auf dem Castell St. Elmo, unter einem fremden Namen, und unter dem Scheine eines Gefangnen verborgen hielt. Romanzow erfuhr dieß mit Gewißheit, und reisete zurück nach Spaa im Lüttichschen, wo sich damals Peter aufhielt. Dieser schickte ihn darauf in Begleitung des geheimen Rath Grafen Tolstoy nach Wien

zurück, um die Auslieferung des Prinzen zu bewirken. Der Kaiserliche Hof hatte denselben offenbar in Schutz genommen, und machte daher erst Schwierigkeiten. Allein die nachdrücklichen Vorstellungen der Russischen Abgesandten, die unangenehmen Aussichten bey der fernern Zurückhaltung des Prinzen, und die Hoffnung eines guten Ausgangs für ihn, bewogen endlich den Kaiser, in den Ersuch Peters zu willigen. Der Vicekönig von Neapel wurde angewiesen, den Prinzen zur Rückkehr nach Rußland zu bewegen zu suchen — und nöthigen Falls zu zwingen. Tolstoy und Romanzow reiseten darauf selbst im Monat September nach Neapel ab.

Daß Alexis sich gegen ihren Antrag sträuben würde, war vorauszusehen. Die beyden Abgesandten bemühten sich vergebens, ihm den Willen seines Vaters persönlich kund zu thun. Der Vicekönig kam ihnen aber zu Hülfe, lud den Prinzen zu sich und auch sie erschienen. Die vorläufige nachdrückliche Erklärung des erstern und die Eröffnungen der letztern bestürzten ihn wie ein plötzlicher Donner. Tolstoy übergab ihm von seinem Vater einen Brief, der wesentlich also lautete:

Lieber Sohn!

„Euer Ungehorsam und eure Verachtung meiner Befehle sind in der ganzen Welt bekannt. Jetzt habt ihr euern Ungehorsam aufs höchste getrieben, indem ihr entflohen seyd, und euch noch dazu als ein Verräther unter fremden Schutz begeben habt. Dieses ist etwas unerhörtes, nicht nur in unsrer Familie, sondern auch sogar unter unsern Unterthanen von einiger Consideration. Ich schreibe euch zum letztenmale und berichte euch, daß ihr demjenigen zu folgen habt, was euch die Herrn Tolstoy und Romanzow von meinem Willen sagen werden. Ist euch vor mir bange, so versichere ich und verspreche bey Gott und dem jüngsten Gerichte, daß ich euch nicht bestrafen, sondern, wenn ihr euch meinem Willen durch Gehorsam und Rückkunft unterwerfet, mehr als jemals lieben werde. Thut ihr das aber nicht, so ertheile ich euch als Vater den ewigen Fluch, und erkläre euch als euer Oberherr für einen Verräther, mit Versicherung, daß ich schon Mittel ausfinden werde, euch als einen solchen zu bestrafen. Hätte ich übrigens wohl nöthig gehabt, euch freye Wahl zu

lassen, wozu ihr euch entschließen wolltet? Wenn ich euch zwingen wollte, hätte ich nicht die Macht dazu in Händen? Ich hätte ja nur befehlen dürfen, so wäre es geschehen. Spaa, den 10ten Julius 1717.

Peter.„

Durch das Versprechen dieses Schreibens wenig beruhigt, aber aller Auswege beraubt, mußte Alexis jetzt dem Schicksale entgegen gehen, dem er bisher auszuweichen gesucht hatte. Nachdem er an Peter einen demüthigen Brief geschrieben, reiste er mit Tolstoy und Romanzow ab, und kam am 11ten Februar 1718 zu Moscau an. Schon am 3ten desselben Monats hatte Peter ein ausführliches Manifest wegen desselben an seine Unterthanen erlassen. Am Tage nach seiner Ankunft, erhielt der Prinz Befehl, sich nach einem Orte, einige Werste von Moscau vorerst zu begeben. Man war vor dem Volke in der Residenz, das ihn, wie die gemeinen Russen überhaupt liebte, besorgt. Inzwischen traf man die nöthigen Vorsichtsanstalten. Die Garde-Regimenter und das übrige Militair besetzten

das Schloß und die vornehmsten Plätze. Nach diesen Vorbereitungen wurde der Prinz am 14ten Febr. nach der Stadt geholt. Alle Minister, Senatoren und die hohen Geistlichen waren versammelt. In dieser feyerlichen Versammlung erschien Alexis vor seinem Vater, fiel ihm zu Füßen und bat um Gnade. Peter bewilligte sie ihm, erklärte aber, daß er sich der Thronfolge unwürdig gemacht, und derselben entsagen müsse. Alexis war bereitwillig dazu, und unterschrieb und beschwur die Entsagungsacte. Man glaubte, daß dieß die einzige Strafe des Prinzen seyn würde. Peter aber gieng weiter, und ließ ein gerichtliches Verhör über ihn anstellen. Außer den bekannten Vergehungen, beschuldigte man ihn noch schlechterer Absichten und Entwürfe; und besonders, daß er eine Empörung vorgehabt, und sich noch bey Lebzeiten Peters, des Throns habe bemächtigen wollen. Eine Beschuldigung, die schwerlich erwiesen wurde. Doch Alexis mußte gestehen, mehr vielleicht, wie er konnte. Folter und andre Martern wurden nicht sparsam gebraucht. Das Finnische Mädchen, an die er seine Gü-

te verschwendet hatte, wurde jetzt Verrätherinn, Aussagerinn gegen ihn selbst, und erhielt dadurch Belohnungen. Nach vollendetem Verhör wurde ein Staatsgericht von 180 Personen, worunter 55 Geistliche waren, niedergesetzt, und am 16ten Junius eröffnet. Letztre suchten den Prinzen zu retten, lehnten einen förmlichen Ausspruch von sich ab, und beschlossen die Auszüge, die sie aus der Bibel gesammelt, und zur Norm vorgelegt hatten, mit den Worten: „Ew. Großczarische Majestät mögen nun thun, was in ihren Augen wohlgefällig ist. Wollen Sie den Gefallnen nach seinen Thaten bestrafen, so haben Sie die aus dem alten Testamente angeführten Exempel vor sich; wollen Sie aber Barmherzigkeit erzeigen, so leuchtet Ihnen das Exempel Jesu selbst vor, der den verlohrnen Sohn wieder annahm, als er auf bessere Wege zurückkehrte. Die weltlichen Richter hingegen erkannten den Prinzen am 24sten Junius (oder 4ten Julius unsers Styls) für todeswürdig. Dieser wurde darauf am folgenden Tage aus der Festung, worin er saß, vor das Blutgericht geführt, und ihm sein Todes-

Urtheil verlesen. Am folgenden Morgen verfiel er in heftige Zuckungen, erhielt noch einen Besuch von seinem Vater, und starb des Abends im Gefängnisse. Viele Personen, die man wegen der ihm beschuldigten Entwürfe mit in Verdacht hatte und brachte, wurden so wie die Gefährten seiner Flucht unter den schrecklichsten Martern hingerichtet.

Von dem plötzlichen Tode des Prinzen gab Peter in einem Manifeste, das er erließ, die plötzliche Bestürzung und Todesangst desselben an. Die Nachrichten über seine Todesart sind die verschiedensten und widersprechendsten. Nach einigen starb er an Gift oder an Verblutung durch einen Aderlaß, nach andern an den Folgen der Knuten-Hiebe seines eignen Vaters. So viel ist gewiß, daß der Prinz keines natürlichen Todes gestorben; und, nach der glaubwürdigsten Angabe, war der General Weide das Werkzeug seiner Enthauptung.

Allgemeine Weltgeschichte nach Guthrie und Gray. Ruß. Geschichte von D.

E. Wagner. — Allgemeine Welthistorie, 29ster Th. Halle 1765. — Büschings Magazin, 3r und 15r Th. — Dessen wöchentliche Nachrichten, 7ten Jahrg. 14tes St. 1779. — Coxe's Reisen, 1ster Th. Zürich, 1785. S. 416 ff. — Tozens Don Carlos und Alexei, Luines und Buckingham, ein Versuch in verglichenen Lebensbeschreibungen. Greifsw. 1776. 8.

IV.

Der Kronprinz von Preußen — nachmalige König Friedrich der Große — in Gefahr von seinem Vater verurtheilt zu werden.

Unter keinen Regenten dieses Jahrhunderts fand sich in mancher Hinsicht (das häusliche Leben hatte allerdings den abstechendsten Contrast) mehr Aehnlichkeit, als zwischen Peter dem Grossen und Friedrich Wilhelm, Könige von Preußen. Beyde besaßen eine Geistesstärke, eine Energie des Charakters, wie man sie selten auf Thronen sieht. Peter diente als Schiffsgeselle zu Sardam, hieß einen seiner ersten Policey-Directoren, der ihn einst begleitete, aus dem Wagen steigen, wie sie zu einer schlecht befestigten Brücke kamen, und ertheilte ihm auf der

Stelle mit seinem Stocke eine förmliche Corporals-Züchtigung und strafte so nicht selten mit eigner hohen Hand. Ein gleiches that Friedrich Wilhelm. Peter arbeitete in einer Eisenfabrik bey Moskau, ließ sich wie ein Geselle nach Verdienst bezahlen und kaufte sich ein paar Schuhe — statt der alten, die versohlt und sehr unkayserlich waren. Und Friedrich Wilhelm spazierte in einem alten blauen Kleide mit kupfernen Knöpfen herum, und ließ sie wieder ansetzen, wenn er ein neues Kleid sich anschaffte.*) Beyde großen Monarchen arbeiteten rastlos für den Staat. Peter schuf und bildete den seinigen und Friedrich Wilhelm ordnete seine Monarchie und die Stützen derselben. Staatswohl und Erhaltung der gemachten Reformen war das unverrückte, hohe Ziel beyder Regenten, dem sie alle ihre Bemühungen widmeten, dem sie alles,

*) Ich kenne zu Berlin, — sagt der Abt Denina in seinem Essai sur la vie & le regne de Fréderic II, à Berlin 1788, S. 8. die Tochter eines Kaufmanns, bey welchem König Friedrich Wilhelm öfters speisete. Kam ein Gericht vor, das seine Gemahlinn liebte, so schickte er's derselben von der Tafel zu.

selbst was ihrem väterlichen Herzen am theuersten seyn mußte — aufzuopfern kein Bedenken trugen. So ließ Peter seinen Sohn, seinen Thronerben zur Erhaltung seiner eignen Größe und Verdienste verurtheilen, und Friedrich Wilhelm war einige Zeit entschlossen, etwas ähnliches zu thun. Der Wiener Hof rettete glücklicher Weise einen Prinzen mit, der für ihn nachmals ein so furchtbarer Feind ward. Der unglückliche Alexis, der als ein Schwager des Kayserś weit eher thätigen Schutz von demselben erwarten konnte, hatte kein so günstiges Schicksal.

Es ist bekannt, daß Friedrich als Kronprinz das nicht versprach, was er als König wurde. Nie sah man einen Sohn, der so ganz ungleich seinem Vater war. Während Friedrich Wilhelm den Abendseegen las, flötete und dichtete sein Sohn. Der Vater liebte große Soldaten und der Sohn große Gelehrte und schöne Geister. Jener lebte bürgerlich, dachte auf die Vermehrung seiner Finanzen, dieser auf die Vermehrung seiner wissenschaftlichen Kenntnisse, — gieng geputzt, liebte Witz, lustige Gesellschaft, Freyheit im Denken, galantes, feines Benehmen, und be-

zeigte wenig Neigung zu Regierungsarbeiten, zu denen man ihn mechanisch anführen wollte. Anstatt Acten und Berichte zu lesen, las er im Ketzer Voltaire. Dieß machte ihm seinen Vater bald abgeneigt und erzürnt.

Er hatte die Absicht, die Thronfolge auf seinen zweyten Sohn, den Prinzen August Wilhelm zu bringen, der sich überhaupt mehr zu seinen Neigungen und Absichten fügte.

Prinz Friedrich, der väterlichen Härte überdrüßig und für die üblen Aussichten besorgt, faßte — nachdem er von einer Reise, die er mit dem Könige nach dem Rhein gemacht hatte, zurückgekehrt war — im Julius 1730 den Entschluß, davon zu fliehen. Wohin die Reise gehen sollte, war noch unausgemacht, wahrscheinlich aber nach England, dessen König Georg II der Oncle Friedrichs war. Man borgte einiges Geld zusammen. Zwey liebenswürdige junge Officiere, Keith und der Lieutenant beym Regiment Gens d'Armes, Katt, nahmen an dem Entwurfe Antheil, und wollten ihn auf seiner Flucht begleiten. Tag und Stunde zur Abreise

waren bestimmt. Allein der Vater erfuhr alles. Friedrich wurde arretirt. Der König glaubte, wie es auch wirklich der Fall war, daß seine Tochter, die Prinzessin Wilhelmine, die nachmals an den Marggrafen von Bayreuth vermählt wurde, um das Flucht-Complott wisse; — und in der Aufwallung seines Unwillens und bey seinem promten Justizeifer, ergriff er die Prinzessin, um sie aus dem Fenster zu werfen. Zum Glücke hielt sie seine Gemahlinn, die zusprang, noch bey den Kleidern zurück. Die Prinzessin bekam indeß eine Contusion, die sie Zeitlebens behielt.

Kaum war Friedrich in Arrest nach Cüstrin gebracht, so wurde eine Justiz-Commission niedergesetzt, die sein Flucht-Verbrechen richten sollte. Sie bestand aus 30 Personen, an deren Spitze der Feldmarschall von Grumbkow war. Friedrich wurde vor dieselbe geführt. Man drang in ihn, die Mitschuldigen seines Vorhabens anzugeben. In der Hoffnung, daß sie sich durch die Flucht schon gerettet haben würden, nannte er Katt und Keith. Letzterer hatte das Glück durch eine kurze Voreilung den Soldaten, die

thm nachgeschickt wurden, zu entkommen, und nach Holland zu entfliehen; — Katt aber wurde in gefängliche Haft gebracht. Der König hatte ihm, wie er auf dem Schlosse ihm vorgestellt wurde, das Ordenskreuz, das er trug, abgerissen, und darauf mit einem Fußstoß aus dem Zimmer gewiesen.

Das Schicksal, das Katt zu drohen schien, erregte allgemeines Mitleiden. Man hoffte noch eine günstige Wendung desselben. Sein Großvater war der (1734 gestorbene) General-Feldmarschall und Gouverneur zu Berlin, Graf von Wartensleben und sein Vater, der Generallieutenant von Katt *) ein Officier, der die Gnade des Königs in einem vorzüglichen Grade besaß. Alles verwandte sich für den Unglücklichen. Die Commission sprach selbst zum Besten seines Schicksals. Aber vergebens. Der

*) Wurde 1736 zum General von der Cavallerie, und nachdem Friedrich zur Regierung gekommen war, im Junius 1740 zum Generalfeldmarschall ernannt und in den Grafenstand erhoben; starb den 30ten May 1741.

König erließ unterm 1ten November folgende Verurtheilungs-Sentenz:

„Se. Königl. Majestät sind zwar nicht gewohnt, die Kriegsrechte zu schärfen, sondern vielmehr, wo es möglich, zu mindern; dieser Katt ist aber nicht nur in meinen Diensten bey der Armee, sondern auch bey der Guarde Gens d'Armes, und da bey der ganzen Armee meine Officiere mir getreu und hold seyn müssen, so muß solches um so viel mehr geschehen, von den Officiers von solchen Regimentern, indem bey solchen ein großer Unterschied ist, denn sie immediatement Sr. Königl. Majest. und Dero Königl. Hause attachirt seyn, Schaden und Nachtheil zu verhüten, vermöge seines Eides. Da aber dieser Katt mit dem künftigen Thronfolger tramirt, zur Desertion mit fremden Ministern und Gesandten allemal durch einander gestecket, und er nicht davor gesetzt worden, mit dem Kronprinzen zu complotiren; als contraire es Sr. Königl. Maj. und dem Herrn General Feldmarschall von Natzmer hätte angeben sollen; so wissen Se. Königl. Maj. nicht, was vor kahle Raisons das Kriegsrecht genommen, und ihm das Le-

Leben nicht abgesprochen hätte. Se. Königl. Maj. werden auf die Art Sich auf keinen Officier noch Diener, die in Eid und Pflicht stehen, verlassen können. Es würden aber alsdenn alle Thäter den Prätext nehmen, wie es Katten wäre ergangen, und weil der so leicht und gut durchkommen wäre, Ihnen dergleichen geschehen müßte. Se. Königl. Maj. sind in Dero Jugend auch durch die Schule gelossen, und haben das lateinische Sprüchwort gelernt: *Fiat justitia & pereat mundus!* Also wollen Sie hiermit von Recht und Rechtswegen, daß Katt, ob er schon nach den Rechten verdient gehabt, wegen des begangnen Crimen Laesae Majestatis mit glühenden Zangen zerrissen und aufgehenkt zu werden, er dennoch nur in Consideration seiner Familie, mit dem Schwerdt vom Leben zum Tode gebracht werden solle. Wenn das Kriegsrecht dem Katte die Sentence publicirt, soll ihm gesagt werden, daß es Sr. Königl. Majest. leid thäte, es aber besser sey, daß er bliebe, als daß die Justice aus der Welt käme."

Wusterhausen, den 1ten Nov. 1730.

Eine Supplik, *) die Katt d em Könige übergeben ließ, blieb eben so fruchtlos. Er wurde darauf am 4ten Nov. 1730 nach Cüstrin, wo Friedrich auf der Citadelle saß, abgeführt. Un-

*) Sie lautete also: „Nicht mich zu rechtfertigen, nicht meine bisherige Aufführung zu entschuldigen, noch durch viele Rechtsgründe meine Unschuld zu bezeigen, nein, sondern die wahre Reue und Leid Ew. Königl. Maj. beleidigt zu haben, verpflichtet mich, mich in aller Unterthänigkeit Denenselben zu den Füßen zu legen. Meiner Jugend Irrthum, Schwachheit, Unbedachtsamkeit, mein nicht Böses meynender Sinn, mein durch Liebe und Mitleiden eingenommenes Herz, ein eitler Wahn der Jugend, der keine verborgne Stücke im Schilde geführt, sind es, mein König! die demüthigst um Gnade, Erbarmen, Mitleiden, Barmherzigkeit und Erhörung bitten und flehen. Gott als der König und Herr aller Herren, läßt Gnade vor Recht ergehen, und bringet durch Erbarmen und Gnade den auf irrigem Wege gehenden Sünder und Missethäter wiederum zu seiner Pflicht. Also, mein König! Sie, als ein Gott auf Erden, lassen mir doch dieselbe Gnade, als einem gegen Ew. Königl. Maj. mishandelnden Sünder und Missethäter zufließen. Die Hoffnung der Wiedererholung schonet noch des verdorreten Baums, und erhält ihn von der Gluth des Feuers. Warum soll denn mein Baum, der schon wiederum neue Sprossen neuer Treue und

terweges setzte er noch einen Brief an seinen Vater, und am Abend vor seinem Tode einige Freundschaftsbriefe, Erinnerungen und Trost-Aufmunterungen an den Kronprinzen auf. Das Schicksal, das seinem unglücklichen Freunde bevorstand, war diesem in seinem Gefängnisse un-

Unterthänigkeit zeiget, nicht Gnade vor Ewr. Königl. Maj. finden? Warum soll er sich schon in seiner Blüthe neigen? und nicht noch vorher Ewr. Königl. Maj. und der ganzen Welt zeigen, was Gnade und Barmherzigkeit für unverfälschte Treue und Gehorsam wirken. Ich habe gefehlt, mein König! ich erkenne es mit treuem Herzen; also verzeihen Sie es dem redlichen Gestehen, und gewähren mir, was auch Gott dem größten Sünder nicht versagt. Manasse vermehrte ja, so gottlos er war, die Zahl seiner Fürsten; Saul konnte nicht so sehr in Ungehorsam verfallen, und David nach Unrecht dürsten, als aufrichtig hernach ihre Bekehrung war. So viele Tropfen Blut in meinen Adern fließen, so viele sollen es Zeugen seyn der neuen Treue und Gehorsams, die Dero Gnad und Huld wirket. Gottes Gnad und Liebe läßt mich auch seiner Gnade hoffen, so verzweifle auch nicht der, darum flehe und bitte, als

Ewr. ꝛc.

ungehorsam gewesener, nunmehro aber durch Reu und Leid zu seiner Pflicht getriebener Vasall und Unterthan

Katt.

bekannt. Wie am 6ten Nov. die Executionsstunde für Katt bestimmt war, trat ein Officier mit vier Grenadieren herein. Der Prinz glaubte, zum Tode geführt zu werden. Allein er wurde zum Fenster geführt, um mit eignen Augen die Enthauptung des Freundes mit anzusehen, den die entschlossene Treue gegen ihn unschuldig machte. Als er den Scharfrichter und das bevorstehende Ende des Katts sah streckte er die Hände gegen denselben aus, weinete, — fiel in Ohnmacht.

Diese tragische Scene verstärkte die Besorgnisse, die man allgemein wegen des Kronprinzen hatte. *) Die Untersuchung gegen ihn wurde von

*) Kronprinz Friedrich wurde in seinem Verhafte, der anfangs sehr hart war, ganz mismüthig und verzweifelnd. Um weitern Unannehmlichkeiten auszuweichen, war er auf eine Zeitlang selbst geneigt, in den Lieblings-Wunsch seines Vaters zu willigen und mit Ausbedingung einer Pension, die Thronfolge seinem Bruder, August Wilhelm, freywillig abzutreten. Er entdeckte seinen Vorsatz dem Präsidenten von Münchow, der ihm die Härte seines Gefängnisses heimlich erleichterte. Dieser aber widerrieth den Anschlag der Verzweiflung, der so viele Größe würde untergraben haben. S. Charakter Friedrichs II von D. A. F. Büsching, Halle 1788, S. 181.

der Commission wie gegen einen Staatsverbrecher förmlich fortgesetzt. Die Frage des Rechts der Verurtheilung mochte so zweifelhaft seyn, wie sie wollte. Dem erzürnten Vater schien seine souveraine Autorität über seinen Sohn hinlänglich Zum Glücke unsers Jahrhunderts kam das schreckliche Vorhaben nicht zur Ausführung. Mehrere Verwandte und andere Höfe, besonders der Englische und Schwedische, *) interessirten sich für das Schicksal des Prinzen. Die Antwort Friedrich Wilhelms war, daß keiner

*) Der König Friedrich von Schweden, erließ unter andern folgendes Schreiben an den Preußischen Monarchen:

Mein Herr Bruder!

„Da Ich erfahren, daß der Kronprinz das Unglück gehabt hat, Ewr. Majest. misfällig zu werden, und Ihre Ungnade sich zuzuziehen, so kann Ich nicht unterlassen, Ihnen mein tiefes Bedauren darüber zu erkennen zu geben. Ich mache mir die traurigste Vorstellung über die Lage, worinn Sie Sich als König und als Vater befinden, und nehme an einem so unerwarteten Ereigniß mit aller der Empfindung mitleidigen Antheil, die die Bande des Bluts erregen. Aber eben diese Empfindung überzeugt mich auch, daß Ewr. Majestät

sich in seine Familien-Angelegenheiten zu mischen hätte. Der Wiener Hof legte sich auch zu seiner Rettung stark ins Mittel. Er ließ durch seinen Gesandten zu Berlin, den Grafen von Seckendorf, dem Könige vorstellen, daß die Sache keine bloße Familien-Angelegenheit, sondern eine Sache des Reichs sey, daß ein Brandenburgischer Prinz, als ein Prinz des Reichs, nicht anders als auf dem Reichstage gerichtet werden könne. Einige Mitglieder der Com-

Mir erlauben werden, zu bemerken, daß, da Sie unter den großen Verbindlichkeiten als König und Vater zu wählen haben, Sie die größte und schönste Gelegenheit finden, Ihren Entschluß zu bestimmen, wenn Sie Ihrem Ruhme und Ihrem Herzen Gehör geben wollen. Ihre Königl. Familie, Ihre Unterthanen und die Protestanten in ganz Europa erwarten dieß von Ihrer angebohrnen Güte, flehen Sie darum an, und meine zärtliche, aufrichtige Freundschaft gegen Sie und Ihr ganzes Haus, läßt Mich dieses eifrigst und mit der größten Ungeduld wünschen; wobey Ich verbleibe

Ewr. Majestät

Stockholm, den 25sten August 1738. guter Bruder, Freund u. Nachbar, Friedrich."

mission thaten indeß den Ausspruch, daß der Prinz todeswürdig sey; die Mehrheit aber bestimmte als die angemessenste Strafe einige Zeit gefänglichen Arrestes.

Durch die Vorstellungen der Höfe, noch mehr aber durch die Bitten und Thränen seiner Gemahlinn erweicht, gab endlich der König seine Erbitterung und die Beschlüsse seiner Härte auf und Friedrich erhielt die Strafe, daß er zu Cüstrin bleiben, und bey der Domainen-Kammer arbeiten müßte. Vorher aber hatte er förmliche Buße thun müssen. Der Feldprediger Müller, der Katt zu seinem Ende vorbereitet hatte, mußte auf Befehl des Königs, zu ihm gehen, um ihn zu bekehren. Der Prinz zeigte sich auch so, wie man es gewünscht hatte. Zuletzt mußte er vor der Commission einen förmlichen Besserungs- und Gehorsams-Eid schwören; wobey ihm der Vater bedeuten ließ: „daß, wenn er wiederumschlüge und auf seine alten Sprünge komme, er die Succession der Krone und Chur, nach den Umständen wohl gar das Leben, verliehren solle.„

Als im folgenden Jahre 1731 die Prinzessin Sophie Wilhelmine mit dem Erbprinzen Wilhelm von Bayreuth am 20sten Novemb. vermählt wurde, erhielt Friedrich die Erlaubniß, wieder am Hofe zu erscheinen. Die Freude des Festes sollte durch seine Befreyung vermehrt werden. Seine Abreise von Cüstrin wurde geheim gehalten. Eine Kammerfrau wußte allein von der Rückkunft und hatte die Erlaubniß erhalten, der Königin einige Hoffnung dazu zu machen. Plötzlich erschien der Prinz in der Versammlung. Ach mein Fritz, rief die Königin, wie sie ihn ansichtig wurde, die einzigen Worte, die sie in der Betäubung der Freude von sich geben konnte. „Fritz, „Fritz, auf ein andermal kommst Du nicht so gut davon, war die Warnung, die darauf der König dem Prinzen gab, den er für untüchtig zum Regieren hielt, und der nachdem einer der größten der Regenten wurde, die je ein Volk beherrscht haben.

V.

Die Bürger einer Stadt besiegen und vertreiben eine Kayserliche Armee. Merkwürdige Freyheits-Empörung zu Genua am Ende des Jahrs 1746.

Im vorigen Jahrhunderte verbot Ludwig der vierzehnte den Genuesern, die Algierer zu unterstützen und für Spanien Kriegsschiffe zu bauen. Der Handels- und Freyheitsgeist der Genueser widersetzte sich. Eine französische Flotte bombardirte darauf die Stadt und drohete ihr einen völligen Ruin. Die Bomben thaten Würkung. Man war bereit zu jedweder Satisfaction. Und Ludwig verlangte, daß der Doge der Republik mit 4 Senatoren nach Versailles kommen und um Vergebung bitten sollte. Nach der Constitution der Italienischen Frey-

staaten dürfen bekanntlich die Dogen mit Verlust ihrer Würde nie verreisen oder sich entfernen. Ludwig machte die Uebertretung dieses Gesetzes nothwendig und im Jahre 1685 sah Europa zum erstenmahle einen Dogen außerhalb Italien.

Der Senat von Genua kam aufs neue in diesem Jahrhunderte in Gefahr einer solchen Demüthigung. Sie war schon durch eine Capitulations-Bedingung bestimmt. Allein die Großmuth der Kayserin Theresia erließ sie.

Unter den Mächten, die nach dem Tode Carls des VIten (im Jahre 1740) über die Erbstaaten dieser Prinzessin herfielen, war auch Spanien. Es machte Ansprüche auf Mayland, das es zu einem Etablissement für den jüngern Prinzen Don Philipp bestimmt hatte. Der Krieg wurde im Jahre 1741 erklärt. Drey Jahre darauf kündigte auch Frankreich Oesterreich den Frieden auf. Es schickte eine Armee nach Italien, die in Verbindung mit den Spanischen Truppen agirte. Hierzu kamen nachmals noch Truppen von Neapel, das damals der spanische Prinz, Don Carlos, regierte.

Dieser Uebermacht wurde es Anfangs nicht schwer, Siege und Eroberungen zu erlangen. Auch der König von Sardinien war mit Länder-Ansprüchen gegen die junge Kayserin aufgetreten. Um die Anzahl der Feinde in Italien nicht zu vermehren, suchte man diese Ansprüche zu befriedigen. In einem Traktate, der am 18ten September 1743 zu Worms geschlossen war, wurden dem Könige von Sardinien verschiedene Landdistricte überlassen und ihm auch die Stadt Finale, die Kayser Carl der VIte im Jahre 1713 für eine Million 200,000 Piaster an Genua verkauft hatte, abgetreten. Nach diesen Verwilligungen trat Sardinien auf die Seite Oesterreichs. Die Truppen dieser letzten Macht waren indeß durch ihre gleichzeitigen Kriege in den Niederlanden und in Schlesien zu getheilt und zerstreuet, als daß man in Verbindung allein mit Sardinien den überlegnen dreyen Feinden in Italien die Spitze bieten konnte.

Der Traktat von Worms war für die Genueser ein Gegenstand der unwilligsten Erbitterung. Zwar sollte ihnen die Kaufsumme für

Finale vergütet werden. Allein die Einnahme und Beybehaltung dieses See-Orts von Sardinien drohte ihrer Handlung Abnahme und Ruin. Sie vergaßen darüber ihre Schwäche und bedenkliche Lage. Die Siege der drey vereinigten Mächte wider Oesterreich, die schönen Aussichten eines vortheilhaften Ausgangs, die Eifersucht wider Sardinien, und die Einladungen des Spanischen und Französischen Hofes, reitzten den Senat zu Genua, sich mit diesen zu verbinden. Er unterstützte sie mit Truppen, mit Freyheit der Durchmärsche und Zufuhren.

Die glücklichen Aussichten dauerten fort, und wurden zunehmend glänzender. Die vereinigte Armee der Bourbonischen Mächte, die sich gegen 70 bis 80,000 Mann belief, schlug und vertrieb im Jahre 1745 die Oesterreicher und Sardinier und bemeisterte sich fast der ganzen Lombardey. Parma, Piacenza und Mayland empfingen den Infanten Don Phillipp als Sieger. Allein das Glück schläferte, wie ein unsterblicher Schriftsteller sagt, die Sieger Italiens unter dem Schatten ihrer Lorbeeren ein. Die Citadellen

zu Mayland und Alexandria hatten sich noch nicht ergeben, und diese mußten sie zur Sicherung ihrer Eroberungen besitzen. Ein wenig Anstrengung würde sie ihnen unterworfen haben. Allein sie wurden müde, grade zu der Zeit, wie sie nur noch einige Schritte zu machen hatten, um den Preis ihres Wettlaufs davon zu tragen.

Das Jahr 1745 war für sie und die Genueser glücklich und schmeichelhaft gewesen. Eine glückliche Begebenheit am Ende desselben wurde eine unerwartete Quelle des Unglücks für sie. Am 25sten December kam zu Dresden der Friede zwischen Friedrich und Theresia zu Stande. Nunmehr konnte diese gegen ihre Italienischen Feinde nachdrücklicher agiren. Gleich im folgenden Jahre wurde eine Armee von 30,000 Mann nach Italien geschickt, die Graf Brown, Fürst Lichtenstein, und General Botta kommandirten. Die Triumphe der Bourbonischen Truppen wurden nun jetzt in Niederlagen verwandelt. Die Oesterreicher und Sardinier nahmen die mehrsten eroberten Städte wieder ein. Fürst Lichtenstein schlug am 16ten Junius die Franzosen und Spanier mit einem Verluste von 16000

Mann. Diese mußten fliehen. Auf ihrer Flucht erlitten sie am 10ten August noch eine neue Einbuße bey Rottofredo; und von der vereinigten großen Armee, die im Jahre vorher das Schrecken von Italien war, sah man jetzt nur einen kleinen flüchtigen Ueberrest.

Die Nachricht von diesen unglücklichen Vorfällen verbreitete Schrecken und Bestürzung zu Genua. Die Krieger, von denen man Schutz und Glück erwartet hatte, suchten jetzt selbst Schutz und Rettung. Der Infant Don Philipp kam zu Genua an, ohne Hoffnung und ohne Aussicht. Indeß war am 9ten Julius, der König von Spanien, Phillipp der V. gestorben. Sein Nachfolger Ferdinand gab sogleich den Befehl zum Rückmarsche der übrigen Spanischen Truppen. Sie zogen sich auch größtentheils längst der Genuesischen nach der Französischen Küste zurück.

Durch diese abgehende Unterstützung wurde die Verlegenheit zu Genua noch größer. Man hatte vorher — da die Aussichten glänzend waren — die Weisheit des Senats gepriesen; und nun tadelte man in bittern Satyren die Unweis-

heit desselben. Der patriotische Enthusiasmus der jüngern Senatoren hatte den Ausschlag zur Theilnahme an dem Kriege gegeben. Man schlug daher an den Pallast des Doge folgende Buchstaben an: S. S. S. R. R. R. I. I. I. F. F. F. und fügte bald darauf folgende Erklärung bey: Senum Sapientia Spreta, Iuvenum Imperitia Insolescente, Regnum Reipublicae Ruit, Ferro, Flamma, Fame *). Allein Satyren und Epigrammen und bessere Rathschläge halfen jetzt nicht. Die Oesterreicher waren schon ins Genuesische vorgedrungen, hatten die Gränzfestungen eingenommen und droheten Verwüstung der Hauptstadt.

Wie die Spartaner einstens bey dem Vordringen der Persischen Uebermacht ihr Vertrauen auf Thermopylä setzten, so war jetzt die einzige Hoffnung der Genueser die sogenannte Bocchetta. Dies ist eine Reihe von Felsen

*) Die Verachtung der Weisheit der alten, und die übermüthige, herrschende Unerfahrenheit der jungen Senatoren, stürzt jetzt die Republik ins Unglück, bedroht sie mit Schwerdt, Feuer und Hungersnoth.

und Bergen, durch welche ein enger Weg nach Genua führet. Man hatte diesen Paß mit Batterien und Redouten vermehrt und 2000 Mann zur Gegenwehr dahin geschickt. In der Nähe standen Französische und einige zurückgebliebne Spanische Truppen. Allein wie bey den Spartanern erlag auch der Genuesische Heldenmuth der Uebermacht. Graf Brown, dem einige Banditen und Spionen zum Auffinden der besten Wege über die Gebürgskette behülflich waren, bemächtigte sich am 1sten September 1746 der Schutzmauer der Genueser, der Bocchetta, die 5 Stunden lang aufs bravste vertheidigt worden war.

Widersetzung war nunmehr zu Genua fruchtlose Kühnheit. Graf Brown lagerte sich in der Nähe der Stadt. Das Volk fieng an unruhig zu werden. Der Senat schickte darauf Deputirte an den Grafen Brown. Ihre Anfrage war so unerwartet, als die Antwort energisch. Man verlangte vorläufig von dem Grafen zu wissen, ob er als Feind oder Freund käme, da die Republik mit der Kayserin, seiner Souveraine, keinen Krieg führte. Brown antwortete:

„man käme Eroberungen zu machen;“ und versprach auf eine nochmalige Vorstellung, für die Stadt Sorge zu tragen, und zur Verhütung aller Unordnung die Thore derselben besetzen zu lassen. Der Republikanische Stolz und Freyheitsgeist fand sich durch dies letztere Vorhaben gereitzt und gekränkt. Die Deputirten antworteten, daß es die Gesetze und Statuten der Republik nicht erlaubten, die Thore von fremden Truppen besetzen zu lassen. „Ey was Statuten, versetzte Graf Brown; ich komme jetzt, euch Statuten und Gesetze zu geben.“

Dies geschah auch einige Tage darauf. Am 6ten September wurde eine Capitulation geschlossen, die für die Genueser eben so hart als demüthigend war. Es wurde in derselben bestimmt, daß die Kayserlichen Truppen die Thore der Stadt besetzen, die ganze Genuesische Besatzung sich zu Kriegsgefangnen ergeben, die gesammte Artillerie ausgeliefert, keine Englische Kriegsschiffe in den Hafen gelassen, die zurückgebliebenen Spanischen und Französischen Truppen angezeigt, ohne Rücksicht auf die

anderweitigen Contributionen, vorläufig 50000 Genuinen zur Belohnung der Kayserlichen Truppen gezahlt, und 6 Senatoren mit dem Doge an ihrer Spitze nach Wien gesandt werden sollten, um Verzeihung des Vergehens der Republik zu bitten.

Diese letztre Demüthigung erließ, wie schon oben angeführt, die Großmuth der Kayserin Theresia. Desto härter aber wurden die Finanz-Operationen. Der Kayserliche Ober-Kriegskommissair, Graf von Chotek, wurde der furchtbarste Mann zu Genua. Zwey Tage nach der Capitulaton befahl er dem Senate, binnen 14 Tagen 3 Millionen Genuinen in die Kayserliche Kriegskasse zu liefern. Für die erste Million war der peremptorische Termin auf 48 Stunden bestimmt. Diese mußte geliefert werden, und auch für die andern Summen folgte statt Erlassung, Erhöhung derselben. Der Druck der Verlegenheit stieg aufs äußerste. Um den Kredit der St. Georgsbank, von der ein Haupttheil des Wohlstandes von Genua abhängt, und deren Schicksal fast ganz Europa interessirte,

zu erhalten, schickten der Doge, die reichsten Senatoren und Einwohner, ihr Silbergeschirr in die Münze. Von der Bank selbst mußte dem Marquis von Botta, der indeß das Commando in der Stadt übernommen, und das Kayserliche Wappen an seinen Pallast hatte anschlagen lassen, ein Verzeichniß von allen den darin befindlichen Kapitalien übergeben werden. Es standen Oesterreichische Juweelen darin versetzt. Man mußte sie ausliefern. So wurden auch mehrere Verschreibungen wegen angeliehener Summen vernichtet. Ueberhaupt litt die Genuesische Bank eine Erschütterung, deren nachtheilige Folgen sich auf eine lange Reihe von Jahren erstreckten.

Der Wiener Hof war von seinem lucrativen Systeme nicht abzubringen. Die Genueser ersuchten daher um fremde Fürsprache und Verwendung. Sie schickten Memoires an die Höfe zu London, Haag u. s. w. Auch wandte sich der Senat an den Pabst, und ersuchte um die Confirmation einer außerordentlichen Taxe, die man den Geistlichen im Gebiete der Republik auflegen wollte. Allein der heilige

Vater gab dazu seine Einstimmung nicht. Dagegen schlug er ein Hülfsmittel der Religion vor. Er erlaubte ein Jubiläum zur Erbittung des göttlichen Beystandes zu halten.

Die Noth der Genueser wurde inzwischen bey den harten Kayserlichen Drangsalen immer größer. Am 30sten November erließ der Graf Chotek wegen der Rückstände der auferlegten 3 Millionen Contributionen die harte Erklärung, daß sie binnen 24 Stunden entweder baar oder durch sogleich zahlbare Assignationen auf die St. Georgsbank entrichtet werden müßten. Dazu wurde befohlen, noch eine Million zum Unterhalte der Kayserlichen Truppen, die in zerstreueten Abtheilungen die Winterquartiere bezogen hatten, zu zahlen.

Das Volk zu Genua war mit der anfänglichen Demüthigung des Senats zum Theil nicht übel zufrieden gewesen. Verschiedene Senatoren, deren unbedachtsame Politik die Ursache dieser unglücklichen Folgen war, hatten sich dem Unwillen desselben durch die Flucht entzogen. Das Uebermaaß der Oesterreichischen Erpressungen reitzte aber bald den patriotischen Unwillen des

Volks, und es erfolgten Scenen, deren Möglichkeit der sorglose Stolz der Kayserlichen nicht geglaubt, nicht geträumt hatte.

Graf Botta verfuhr mit dem Nachdrucke Kayserlicher Macht. Die Kette seiner Gewaltsamkeiten wurde immer größer. Er verlangte, daß man ihm alle Traktaten und geheimen Verhandlungen der Republik, besonders mit ihren Alliirten, ausliefern und offenbaren sollte. Mit einer rühmlichen Standhaftigkeit antwortete ihm der Senat: „Er möge drohen und seine Drohungen ins Werk setzen; aber nie würde man ein Verräther des Vaterlandes und dessen Geheimnisse werden.„

Zu gleicher Zeit hatte der Marquis von Botta das Arsenal besetzen lassen. Er erklärte das darin befindliche Geschütz für Kayserliches Eigenthum. Graf Brown war nach der Provence gegen die Franzosen vorgerückt, und bedurfte mehrerer Artillerie. Botta entschloß sich, sie ihm von Genua zuzuschicken. Am 7ten December wurde daher ein Transport Kanonen aus dem

Zeughause nach dem Hafen abgeführt. Die Wegführung dieser Kanonen erbitterte die Genueser. Sie sahen sie als die drohendste Gefahr, als die Vernichtung ihrer Freyheit an. Das Feuer ihrer patriotischen Erbitterung bedurfte nur eines Ausbruchs. Eine Unbedachtsamkeit gab bald Gelegenheit dazu: Ein paar Stockschläge brachten das ganze Volk in Wuth, und retteten Genua.

Man hatte schon an erwähntem Tage eine beträchtliche Anzahl Kanonen nach der Vorstadt St. Lazaro zum Hafen gebracht. Man war im Begriff, auch einige Mörser dahinzuführen. Unglücklicher Weise brach beym Wegführen das Rad von der Lavette eines Mörsers. Indem die Kanoniers beschäftigt waren, den Mörser wieder aufzubringen, lief das Volk neugierig zusammen. Es häufte und drängte sich immer mehr, und hinderte die Arbeiter. Ein Kayserlicher Officier hieß diese müßige Zuschauer weggehen, drohte mit dem Stocke und schlug einen Genueser, der neben ihm stand. Dieser Schlag traf das ganze versammelte Volk. Es

riß das Pflaster auf und drang mit solcher Wuth an, daß die Kaiserlichen den Mörser verlassen mußten, und sich nach dem nahe gelegenen St. Thomas-Thore retirirten. Es kamen darauf 600 Arbeiter mit einem verstärkten Kommando. Kaum aber erschienen diese bey dem Mörser, so erschien auch das Volk wieder und in größerer Menge. Es warf Steine, gab Feuer und die Kayserlichen mußten weichen. Nun drang es gegen das Thomas-Thor. Dieses war inzwischen stärker besetzt worden. Am folgenden Tage kamen auch einige Bataillons von außen zu Hülfe, die in Begleitung einiger Artillerie in die Stadt vorrückten, und das Volk zerstreueten. General Botta gab zugleich dem in der Nähe stehenden Hauptcorps Befehl, sich in Bereitschaft zu halten, rief die Truppen, die schon auf dem Marsche nach der Provence waren, zurück, und besetzte einige Bastionen, von denen man die Hauptstraßen der Stadt bestreichen konnte.

Diese letztre Maaßregel machte auf das wüthende Volk wenigen Eindruck. Es versammelte

sich am 7ten Decemb. wieder, führte einige Artillerie-Stücke auf, und rückte unter einem Vordache von Weintonnen und großen Fässern vor, die es vor sich herrollte. Von beyden Seiten wurde geschossen, gefochten, aber nichts entschieden. Am 8ten Dec. erhielten die Oesterreicher eine beträchtliche Verstärkung von außen. Man ersuchte um einen Waffenstillstand. Prinz Doria, ein ädler Genueser von der entschlossensten Vaterlandsliebe, war der Unterhändler desselben. General Botta hatte die unbedachtsame Güte, ihn auf 36 Stunden zu bewilligen. Diese Zwischenzeit nutzten die Genueser aufs thätigste. Es wurden Eilboten nach allen Theilen des Landes geschickt, um die Einwohner zur Freyheit zu ermuntern, und gegen die Oesterreicher aufzubringen. Der Revolutionsgeist der Hauptstadt verbreitete sich auch gleich wie ein elektrischer Schlag durch die ganze Provinz. Die Bauern rotteten sich zusammen, hielten die herbey gerufenen Oesterreicher vom Vorrücken ab und suchten sie einzuschließen. In der Stadt selbst war alles von dem Muthe der Verzweiflung beseelt. Man ließ die Galeeren-Sklaven los, um sie zu

Gehülfen des Kampfes zu haben. Die noch anwesenden Französischen und Spanischen Officiers wurden die Anführer des Volks.

General Botta ertrug nicht länger das Zusammenlaufen und Rüsten desselben. Er ließ am 10ten die Mörser einer Bastion gegen die Stadt richten. Diese wirkten. Man schickte einen beredten Jesuiten ab, um Bedenkzeit zu bitten; und Botta bewilligte sie. Indeß hatte sich das Volk in so gute Verfassung gesetzt, und mit so vieler Artillerie versehen, daß sich Botta noch am selbigen Tage entschloß, eine Kapitulation einzugehen. Durch dieselbe wurden dem Volke 2 Thore eingeräumt. Kaum verließen die Kayserlichen diese, so wurde aus dem Arsenale, von dem Molo, auf den Straßen und aus den Fenstern das schrecklichste Feuer auf sie gemacht. Der Kampf wurde allgemein und sehr blutig. Ein Bataillon von Palfy unterlag fast ganz der Wuth der Genueser. Sie machten 72 Officiere zu Gefangenen, eroberten selbst die Artillerie der Kayserlichen, und Botta eilte die Stadt zu verlassen, die er drey Monate

mit solcher Machtvollkommenheit inne gehabt hatte.

Der Rest seiner Truppen stand eine Stunde von der Stadt zu St. Pierre d'Arena. Er verband sich mit diesen, und beschloß sogleich, damit er nicht eingeschlossen, und in eine noch gefährlichere Lage versetzt würde, den völligen Abmarsch. Dieser wurde am 11ten December des Nachts angetreten. Man war besonders für die Genuesischen Schätze, die die Kriegskasse enthielt, besorgt. Man hatte nicht Maulthiere genug zur Fortschaffung derselben. Es wurden daher 500 Soldaten, jeder mit 500 Genuinen bepackt. Man war so glücklich, die Bocchetta mit geringem Verluste zu passiren. Die ganze Armee diente den teichen Maulthieren zum Schutze. Die Genuesischen Bauern, die allenthalben zerstreuet, auflauerten, bemächtigten sich indeß 5 dieser Geldträger. Nach einem 4tägigen Marsche kam die fliehende Armee, — mit Schätzen — und mit Schande beladen, an der Gränze des Genuesischen Staats, zu Nori an.

In den befreyeten Mauern zu Genua herrschten nun Jubel und Freudensfeste. Der Mörser, der die erste Veranlassung zum Aufstande gegeben, wurde im Triumphe unter militairischer Bürger-Escorte durch die Stadt geführt, und über das St. Thomas-Thor eine Inschrift zum Andenken der glorreichen Befreyung gesetzt.

Eine verlohrne Schlacht konnte zu Wien nicht solche Empfindungen erregen, als diese unwürdige Vertreibung durch Bürger und Bauern. Maria Theresia, aufs äußerste entrüstet, befahl sogleich dem Genuesischen Gesandten, Marchese Spinola, Wien zu verlassen, und die Truppen in der Lombardey zusammen zu ziehen, um mit gesammter Macht die rebellische Stadt zu unterdrücken. Der Englische Hof legte sich inzwischen ins Mittel und bewog sie zu gelindern Gesinnungen. Der Senat von Genua hatte die Freyheits-Empörung aufs thätigste begünstigt, aber immer den öffentlichen Schein seiner Mitwirkung vermieden. Die Kayserin verlangte vorläufig Auslieferung der Officiere und der Artillerie-Stücke, und als

rückständige Contribution und zur Ersetzung der von ihren Truppen gemachten Beute 12 Millionen Gulden.

Am mehrsten beschämt und am eifrigsten bemüht, Tadel durch neue Ehre zu ersetzen, war General Botta. Unterm 7ten Januar 1747 erließ er ein Ausschreiben an die Genueser, worin er denen, die sich freywillig ergeben würden, Schutz und Sicherheit, und den Widerspenstigen Strafe und Rache drohte. Um diesen Drohungen Nachdruck zu geben, rüstete und verstärkte er sich mit aller Anstrengung.

Noch thätiger war man zu Genua, um den schönen Preis zu sichern, den man mit so glücklicher Mühe errungen hatte. Man verbesserte die Festungswerke, führte neue Batterien auf, vermehrte die Artillerie auf den Wällen, besetzte die Bocchetta, ließ noch mehrere Gefangne los, errichtete Grenadier-Kompagnien, die mit Oesterreichischen Husarenmützen und Säbeln versehen wurden, bot alles zur Vertheidigung des Vaterlandes auf, und schon im Januar rechnete man, Stadt und Land zusammen genommen, auf

50 bis 60000 Mann, die sich den Oesterreichern zu widersetzen bereit waren.

Diese und ihr Anführer Botta waren von Rache beseelt, und eilten sie zu befriedigen. Schon am 14ten Januar erschienen sie vor der Bocchetta, nahmen sie ein, verlohren sie am 15ten durch einen desperaten Angriff der Genueser wieder, erneuerten am folgenden Tage den Kampf und waren glückliche Wiedereroberer. Sie rückten darauf weiter nach Genua vor, aber unter vielen Schwierigkeiten. Die Sturmglocken wurden im ganzen Lande gezogen — und allenthalben hatten die Bauern die Kühnheit, sich einem disciplinirten Feinde zu widersetzen.

Das Schicksal von Genua stand indeß in neuer und größrer Gefahr. Allein die ermunternde Hoffnung einer auswärtigen Unterstützung verminderte dieselbe. Die Oesterreicher und Sardinier hatten sich aus der Provence zurückgezogen, und der Anführer der Französischen Truppen, Marschall von Belleisle machte sich bereit, wieder in Italien vorzudringen, und den Genuesern zu Hülfe zu kommen.

Inzwischen war zu Wien das Mißvergnügen über den General Botta stärker und die Hoffnung zu ihm geringer worden. Er wurde am Ende des Januars zurückberufen, und der Graf von Schulenburg an seine Statt ernannt. Dieser kam am 7ten Februar zu Nori an, erließ ein verstärktes Ermahnungs-Manifest an die Genueser und sammelte Kräfte zu einem totalen Angriff. Er ersuchte den König von Sardinien um Unterstützung an Mannschaft und Artillerie. Allein sein Gesuch fand nicht die gewünschte Erfüllung. Der König war im Jahre vorher von der Unternehmung wider Genua ausgeschlossen worden und wollte nun die vermehrten Gefahren nicht theilen. Graf Brown stand mit einem Korps d'Armeé in der Lombardey. Schulenburg suchte sich durch ihn zu verstärken. Allein Brown weigerte sich als ein älterer unter einem jüngern Generale zu stehen und zu agiren. So fielen eine Zeitlang nichts als kleine Scharmützel vor. Die Uneinigkeit gab den Genuesern Zeit sich zu verstärken und in bessern Vertheidigungszustand zu setzen. Die Erbitterung und Eifersucht des Versailler gegen den Wiener Hof war zu groß, als daß er

die Republik der drohenden Uebermacht Oesterreichs Preis geben sollte. Wirklich erhielten die Genueser schon in den Monaten Februar und März Unterstützung an Kriegsbedürfnissen und besonders an Französischen Officieren und Artilleristen. Die Transporte waren nicht unbeträchtlich; allein ein ansehnlicher Theil derselben wurde von den Englischen Kriegsschiffen genommen, die im Mittelländischen Meere und vor dem Hafen von Genua kreuzten. Diese kleinen Französischen Succurse belebten den Muth der Republicaner aufs neue. Ihre Hoffnung wurde Zuversicht, ihr Entschluß unerschütterliche Standhaftigkeit. Sie versahen die Wälle mit mehr als 300 Kanonen und schufen die herumliegenden Berge und Posten zu Schanzen und Festungen um.

Graf von Schulenburg ließ ihnen fortdauernd hierzu Zeit. Er wollte nichts wagen. Eine überlegne Macht sollte ihm einen sichern Sieg verschaffen. Ungarische, Böhmische, Teutsche und Italienische Truppen vermehrten seine Armee. Er hatte eine Artillerie von einigen 30 Mörsern und gegen 100 Kanonen.

Die Fortschaffung derselben war wegen der gebürgreichen Gegenden mit vielen Schwierigkeiten verbunden. Er ließ also einen großen Theil derselben einschiffen und unter Bedeckung Englischer Kriegsschiffe in die Nähe von Genua bringen.

Am 11ten April 1747 trat er darauf von Nori den Marsch mit seiner Armee in 6 Colonnen gegen Genua an. Die schwächern Republicaner mußten der Fluth ihrer Feinde weichen; machten ihnen indeß öfters ihr Vordringen streitig. Man sah die größten Beyspiele von erbittertem Heroismus und verzweifelnder Freyheitswuth. Unter andern gelangte ein großes Oesterreichisches Corps zu einem Landgute. Die Soldaten, die sich in ruhiger Unerwartung näherten, wurden mit einem Hagel von Kugeln empfangen. Man hatte das Palais des Landguts in eine befestigte Burg umgeschaffen. Die Genueser und Spanier, die es besetzt hielten, wehrten sich mit solcher Tollkühnheit, daß man sie erst durch die Würkungen des groben Geschützes zur Uebergabe nöthigen konnte. Gegen Ende des Aprils kam man inzwischen Genua näher. Um nochmals den

Weg

Weg der Güte zu versuchen, schickte man einen Obersten mit einem Tambour zu einem benachbarten Genuesischen Posten. Kaum wurden die Genueser — mit den Kriegsgebräuchen unbekannt, — die Oesterreichische Montur ansichtig, so gaben sie Feuer. Die Franzosen, die bey ihnen waren, belehrten sie indeß eines bessern. Man ließ den Kayserlichen Officier sich nähern, nahm seine Declaration an — und erklärte gleich darauf, daß die Stadt nicht Willens sey, sich den Oesterreichischen Waffen zu unterwerfen.

Schulenburg beschloß nun, seine ganze Gewalt zu gebrauchen. Seine Drohungen und Anstalten schreckten aber nicht die Genueser. Am letzten Tage des Aprils langte mit einem Französischen Kriegsschiffe der Herzog von Boufflers in ihrer Hauptstadt an, der die Französischen Truppen en Chef anführen und das ganze Vertheidigungs-Werk dirigiren sollte. Er wurde mit Jubel und Feyerlichkeit empfangen, und hielt an den Doge und Senat eine Anrede, die den Patriotismus aufs stärkste belebte. „Durchlauchtigster Fürst und edle Herren, sagte er

unter andern in dieser Rede, der mächtigste Monarch von Europa hat mir aufgetragen, ihnen zu eröffnen, daß er entschlossen sey, es koste ihm, was es wolle, der unglücklichen Republik ihren vorigen Glanz und ihre Independenz wieder zu verschaffen. Man will sie in die tiefste Sclaverey stürzen. Sie haben das kostbarste Gut, ihre Freyheit, aufs rühmlichste erhalten. Sie sind mit der Revolution dem Beystande ihrer Alliirten zuvorgekommen. Die Republik hat sich zu dem Ruhme des alten Roms emporgeschwungen. Ihr Senat besitzt das Verdienst des Römischen Senats, dessen Weisheit die Stadt vor der nahen Uebermacht Hannibals rettete. Verlieren Sie den wahren Nutzen ihres Vaterlandes nie aus den Augen. Auf der einen Seite droht Schande und Sclaverey; auf der andern ruft Ehre und Freyheit. Diese zu erhalten sey fortdauernd ihr eifriges Bestreben. Die Augenblicke sind kostbar; lassen Sie uns dieselben benutzen. Ein einziger Geist muß uns beleben. Würdigen Sie mich ihres Zutrauens. Zeigen Sie mir die Gefahr. Sie dafür zu bewahren, wird meine Ehre und Stolz seyn.„ Der Doge, Marchese

Brignole antwortete hierauf in den schmeichelhaftesten Ausdrücken.

Die Folgen der guten Disposition des Herzogs von Boufflers wurden bald sichtbar. Die Genueser behielten in mehrern Scharmützeln und Angriffen die Oberhand. Indeß hatten sich die Oesterreicher fast aller kleinen Städte im Lande bemächtigt. Der König von Sardinien unterstützte nun auch thätig ihre Unternehmungen. Unter Vermittlung des Englischen Hofes hatte Theresia am 3ten May 1737 eine neue Convention mit ihm geschlossen. Es waren ihm darin die schon vorher in dem Wormser Tractate stipulirten Genuesischen Landdistricte garantiret und ihm auch eine Theilnahme an der Beute von Contributionen, Artillerie u. s. w. die man von den Genuesern zu bekommen mit Sicherheit hoffte, versprochen worden. Es stießen demnach in der Mitte des Mays 15 Bataillons Sardinischer Truppen mit einer guten Artillerie versehen, zu den Oesterreichern. Der Anführer derselben war der Graf della Rocca.

Graf von Schulenburg stand in der Nähe der Stadt und beschloß nun mit vereinter Macht

durch die herumliegenden festen Berge und Schlösser sich den Zugang zu derselben zu forciren. Eine Hauptschwierigkeit machte der stark befestigte Berg-Posten an dem Flusse Bisagno, der die Ostseite der Stadt bedeckte und die Englischen Kriegsschiffe verhinderte, den Hafen völlig zu sperren und die Französisch-Spanischen Zufuhren zu verhindern. Am 12ten Junius machte Schulenburg mit einem starken Corps einen Angriff auf diesen Posten. Die Genueser wehrten sich mit desperater Kühnheit, machten die Schanzen Stunden lang streitig, von denen endlich die Oesterreicher den größten Theil einnahmen. Sie erhielten durch ihren mühsamen Sieg, was sie gewünscht, Communication mit der See und der Englischen Flotte — und Genua war nunmehr zu Lande eingeschlossen.

Die Lage war jezt die kritischste und drohendste. Allein je größer die Gefahr, desto nachdrücklicher die Anstrengung und der Muth der Verzweiflung. Die Vorstellung der Scenen, die Rache und andre gereizte Leidenschaften bey einer Uebergabe veranlassen würden und die Vernichtung oder wenigstens interimistische Entführung

des heiligen Kleinods der Freyheit, erfüllte alles mit patriotischer Wuth. Wie in der Hauptstadt dachte man, wenn gleich größtentheils besiegt, auf dem Lande. Die Oesterreicher hatten, wie man leicht denken kann, nicht als freundliche Gäste, sondern als Krieger verfahren. Wo es daher nur die Gelegenheit erlaubte, befriedigten die Bauern ihre Erbitterung und Rachsucht. Von gleichen Grundsätzen belebt, fochten die Genuesischen Bürger-Soldaten. Die Oesterreicher wollten sich nach der Eroberung von Bisagno noch des nahen Stadt-Vorpostens Madonna del Monte bemächtigen, wurden aber zu wiederholten malen mit beträchtlichem Verluste zurückgeschlagen. Kurz nach diesen Siegen erlitten die Genueser einen wichtigen Verlust an dem Herzog von Boufflers, der an den Blattern starb.

Die Tapferkeit des kleinen, wenigstens unregulirten Haufens, schien indeß der geordneten Uebermacht bald unterliegen zu müssen. Allein die thätige Unterstützung Ludwigs XV krönte die Freyheits-Unternehmung der Genueser. Der Marschall von Belleisle rückte mit einer Fran-

zösischen Armee gegen Savoyen vor. Diese Bewegung brachte alles in Bewegung. Der Graf della Rocca erhielt im Anfange des Julius Befehl, sogleich mit seinen Truppen aufzubrechen und nach Savoyen zu marschiren. Graf von Schulenburg, dem diese Trennung nachtheilig war, beschloß nunmehr auch, da ihn die Schwierigkeiten der Eroberung abschreckten und seine Armee sehr geschwächt worden war, die Bloquade von Genua aufzuheben. Er fieng an am 5ten Julius seine Truppen zurück zu ziehen, und begab sich nach Wien.

Die Kayserin Theresia war über diese willkührliche Aufgebung eines Unternehmens, das so vielen Aufwand gekostet hatte, dessen glückliche Ausführung die Ehrliebe so sehr reizte, Anfangs äußerst unzufrieden. Sie befahl die Belagerung wieder zu unternehmen. Allein die Französischen Bewegungen gegen Italien veränderten die Operationen. Es war rathsamer, auf die Vertheidigung eigner Länder, als auf die Bezwingung einer fremden Stadt bedacht zu seyn. Die Truppen mußten größtentheils vorerst nach Piemont aufbrechen. Die englischen Schiffe, die den Ha-

fen von Genua gesperrt hielten, zogen sich nun auch zurück; und vor Ende des Julius 1747 sah sich Genua von der drohenden Macht dreyer Europäischen Staaten befreyet. Der Herzog von Richelieu, der bald darauf ankam, das Commando über die Französischen Truppen an die Stelle des verstorbenen Herzogs von Boufflers zu übernehmen, fand nunmehr eine friedliche Kriegsdirection.

Die glorreiche Erhaltung der Freyheit machte nun zu Genua die Uebel und Drangsale vergessen, die man erlitten hatte. Man illuminirte, hielt Processionen, sang Te Deum und ließ 4000 Messen für die Seelen der getödteten braven Mitbürger lesen. Der Achener-Friede, dem Genua am 28sten October 1747 durch förmliche Unterzeichnung beytrat, sicherte darauf dieser Republik den Besitz von Finale, um dessen Besitz sich also Sardinien vergebens bemüht hatte.

Histoire de la dernière revolution de Genes, à Geneve, 1758. 2 Voll. in 8. — Genealogisch-Historische Nachrichten von den

allerneueſten Begebenheiten ꝛc. 101ſter, 106ſter, 111ter und 113ter Theil, Leipzig 1747. — Hiſtoire des revolutions de Genes, depuis ſon etabliſſement jusqu'à la concluſion de paix en 1748, à Par. 1750. 3 Voll. — Fr. D. Häberlins hiſtoriſch-politiſche Nachricht von der Republik Genua, Hannov. 1747. — Guerra di Genova, dell' Abbate G. Meccati, Nap. 1751. 3 Voll. 8.

VI.

Lebensbeschreibungen merkwürdiger Männer unsers Jahrhunderts.

Voltaire.

Nächst Luther ist wohl kein Gelehrter gewesen, der auf die Denkungsart seines Jahrhunderts im allgemeinen einen so großen Einfluß gehabt, sie in so mancher Hinsicht verändert, die Gränzen der Denkfreyheit und Aufklärung so sehr erweitert hat, und in der Geschichte seines Zeitalters dadurch so merkwürdig geworden ist, als das Französische Genie, dessen vornehmste biographische Merkwürdigkeiten hier mitgetheilt werden.

Voltaire, — oder, wie ursprünglich sein Familien-Name war — Franz Maria Arouet, wurde am 20sten Februar 1694 zu Chate-

nay gebohren, und weil seine schwächliche Constitution Besorgnisse erregte, erst am 22sten November desselben Jahrs zu Paris getauft. Sein Vater war daselbst Tresorier bey der Rechenkammer, und seine Mutter von adlicher Abkunft aus Poitou. Wisbegierde, muntere Einfälle und Genieäußerungen zeichneten früh den Knaben aus. Sein Vater schickte ihn auf das Jesuiter-Collegium. Hier fieng er als Jüngling schon an, sich über gelehrte, wie über Religionssachen, sehr frey auszudrücken. Einer seiner Lehrer, der Pater le Joy, machte daher das Prognosticon, daß er einst der Anführer der Deisten in Frankreich seyn würde. Indem er erst einige Zeit auf die Schule gegangen war, wurde er schon der Gegenstand des öffentlichen Gesprächs. Einige Verse, die er in einem Alter von 11 Jahren, im Jahre 1705 zu Ehren des Dauphins für einen alten Officier machte, der dadurch eine Pension erhielt, erwarben dem jungen Genie eine ehrenvolle Bekanntheit zu Paris und Versailles.

Ninon de Lenclos, ein Frauenzimmer, deren Name auch außerhalb Frankreich so bekannt

geworden, und die damals zu Paris so viel Aufsehen durch ihre Schönheit, durch ihre witzige und gelehrte Unterhaltung machte, war eine Freundinn der Mutter Voltaires. Sie ließ ihren Sohn öfters zu sich kommen, gewann ihn lieb und vermachte ihm in ihrem Testamente 1000 Livres zu Ankaufung von Büchern. Das angenehmste Geschenk, das einem jungen Menschen gemacht werden konnte, dessen ganze Leidenschaft Wißbegierde war.

Indeß endigte Voltaire im Jahre 1710 seine Schulstudien. Sein Vater drang in ihn, daß er sich nunmehr zu einem Stande, zu einer gewissen Bestimmung entschließen sollte. Ich will nichts anders, als ein Gelehrter werden, war seine Erklärung. „Das ist, erwiederte voller Unwillen der Vater, der Stand eines Menschen, der für die Gesellschaft unnütz, seinen Eltern zur Last und in Gefahr ist, dereinst vor Hunger zu sterben. Solche Anreden und die dringenden Vorstellungen seiner Familie bewogen ihn endlich zum Studium der Jurisprudenz. Er hörte zu Paris Vorlesungen darüber. Allein die

Reize der schönen Wissenschaften ließen ihn die Subtilitäten der Rechte vergessen. Anstatt den Codex zu studiren, studirte er Virgil und Horaz, Racine und Corneille. Er sollte ein Advocat werden, und wurde ein schöner Geist, ein witziger Dichter.

In dieser Qualität wurde er den Großen bekannt. Man stritt sich um seine Gesellschaft. Er wurde dem Prinzen von Conti und dem Herzoge von Vendome vorgestellt, beyde Herren von großem Verstande, und die die Unterhaltung mit Gelehrten liebten. Voltaire, kaum 20 Jahre alt, glänzte in den Versammlungen, die sie hielten. Er wurde der Vertraute der Prinzen genannt.

Als Hr. Arouet seinen Sohn mit Prinzen, mit alten Philosophen umgehen sah, hielt er ihn für verlohren. Noch hatte er sich keinen Stand gewählt. Um ihn desto eher dazu zu bewegen, wollte er ihm die Stelle eines Raths beym Parlamente kaufen. Er ließ ihm diese Stelle durch einen Freund antragen, der alle seine Beredsamkeit aufbot und ihm besonders die Achtung

und das Ansehen vorstellte, welches mit einer solchen Würde verbunden wäre. „Sagen Sie meinem Vater, versetzte Voltaire, daß ich kein Ansehen haben will, was man kaufen kann; ich will mir selbst ein Ansehen erwerben, das mir nichts kosten soll.„

Er versuchte dieß beym Theater. Der Ruhm, den Crebillon einerndtete, reizte seine Ehrliebe. Er verfertigte im 18ten Jahre den Oedip, eine Tragödie, ganz im Geschmacke der Griechen. Es kamen Chöre darin vor, aber keine Rolle von Verliebten. Dieß letzte machte die Acteurs abgeneigt. Sie wollten das Stück nicht aufführen; und Voltaire wollte es nicht ändern. Er wählte nun einen andern Weg des Ruhms. Er bewarb sich um den Preis, den die Französische Akademie auf den besten Versuch der Poesie gesetzt hatte. Seine Hofnung schlug abermals fehl. Ein Freund von ihm wurde gekrönt. Unwillig bey dem Gefühle des Werths seines Gedichts, machte Voltaire eine Satyre auf la Motte, den Preisvertheiler der Akademie. Sein Vater, der

widrige Folgen davon besorgte, drohte ihm nun, ihn aus dem Hause zu jagen.

In dieser Verlegenheit nahm sich der Marquis von Chateauneuf, ein Freund der Ninon de Lencios, Voltairens an. Er war zum Ambassadeur bey der Republik Holland ernannt und nahm ihn als Pagen mit nach dem Haag. Hier glaubte dieser seine Freyheit, ohne Rücksicht benutzen zu können. Er verliebte sich in die Tochter einer Frau du Noyer, die als Schriftstellerin berüchtigt und eine eifrige Protestantin war. Der Umgang des jungen Katholiken mit ihrer Tochter, gefiel ihr nicht. Sie beschwerte sich darüber bey dem Marquis von Chateauneuf. Um sich nicht zu compromittiren und um Unannehmlichkeiten zu vermeiden, sah sich dieser genöthigt, seinen Pagen nach Paris zurück zu schicken.

Voltaire ahndete seinen üblen Empfang daselbst im Voraus. Sein Vater hatte sich die Concession bewürkt, ihn arretiren, oder nach den Westindischen Inseln schicken zu können. Dieß zeigte von seiner Erbitterung. Auch mit

seinem ältesten Sohne, der sich in die damaligen Jansenistischen Streitigkeiten eingelassen hatte, war er unzufrieden. „Ich habe zwey Narren zu Söhnen, sagte er einst, der eine ist ein Narr in Prosa, der andre in Versen.„ Um der ersten Hitze des väterlichen Zorns auszuweichen, hielt sich Voltaire längre Zeit verborgen. Ein Billet bewürkte ihm endlich Vergebung. „Ich bin bereit, bester Vater, schrieb er unter andern darin, nach America zu gehen, und da bey Brodt und Wasser zu leben, wenn Sie mir nur noch vor meiner Abreise erlauben, Ihre Knie umfassen zu können.„ Aber die Hauptbedingung bey der Vergebung war, daß er sich einem Stande widmen sollte. Er kam zu einem Procurator. Es gefiel ihm aber sein Studium nicht lange. Ein Herr von Caumartin, der den Hrn. Arouet kannte, bewog denselben im Jahre 1715, ihn mit nach St. Auge gehen zu lassen, wo er sich zu einer bestimmten Lebensart entschließen wollte. Allein Voltaire fand da eine Bibliothek, und vergaß sein Versprechen wieder. Der alte Hr. von Caumartin, der in seiner

Jugend noch Heinrich den IVten und seinen würdigen Minister, Sülly, gekannt hatte, brachte Voltaire durch seine lebhaften Unterredungen einen Enthusiasmus gegen diese beyden großen Männer bey, der zufälliger Weise bald die schönsten Früchte trug.

Indeß starb Ludwig der Vierzehnte. Voltaire begab sich nach Paris, um die Hofveränderungen und Leichenfeyerlichkeiten zu sehen. Der Monarch, der über ein halb Jahrhundert das Schrecken und die Bewunderung von Europa gewesen, der von seinem Volke vergöttert worden war, wurde nun verflucht und sein Andenken geschändet. Es erschien eine Menge bittrer Schriften, unter andern auch ein kleines Lästergedicht, das sich mit den Worten endigte: „Ich habe das lange Elend gesehen und bin noch nicht 20 Jahre alt.„ Dieß war ungefähr das Alter von Voltaire. Man hielt ihn für den Verfasser, ergriff ihn, und setzte ihn, im Anfange des Jahrs 1716 — in die Bastille.

In diesem berüchtigten Gefängnisse — das einst war — schmachtete er anderthalb Jahr.

In-

Indeß wurde auch der Kerker sein Parnaß. Seine Einbildungskraft war noch von den enthusiastischen Erzählungen des alten Hrn. von Caumartin über Heinrich den IVten belebt. Er entwarf und bearbeitete den Plan zu dem Heldengedichte, das allein seinen Namen unsterblich machte — zu der Henriade.

Alle Bitten, alle Verwendungen, ihm die Freyheit wieder zu verschaffen, waren vergebens. Indeß gab sich der Verfasser des oberwähnten Gedichts, den sein Gewissen beunruhigte, selbst an; und Voltaire war frey. Der damalige Regent von Frankreich, der Herzog von Orleans, ließ ihn sogleich zu sich kommen, und empfieng ihn sehr gnädig. Wollen Eur. K. Hoheit künftig für meinen Unterhalt sorgen, sagte Voltaire zu ihm, so wird es mir sehr angenehm seyn; aber ich bitte unterthänigst, nicht weiter mein Logis zu besorgen.

Die Großen, mit denen Voltaire vorher umgegangen war, sahen ihn mit neuem Vergnügen wieder. Auch der Herzog von Bethune gewann

ihn lieb und nahm ihn mit sich nach seinem Schlosse Sully. Liebe zum Ruhme führte Voltairn bald nach Paris zurück. Er hatte seinen Oedip verändert, einen Verliebten darin aufgestellt und das Stück erhielt den ungewöhnlichsten Beyfall. Alle gratulirten Voltaire. Auch der alte Fontenelle machte ihm ein Compliment, mit dem Zusatze, „das Stück hätte nur zu viel Feuer.„ „Um dieß zu mäßigen, versetzte Voltaire, will ich künftig Ihre Pastorales lesen.„

Aber mitten im Genusse des Beyfalls und der Ehre, erhob sich von neuem die Verläumdung wider Voltaire. Es erschienen die Philippiques, ein schändliches, äußerst heftiges Gedicht wider den Regenten, den Herzog von Orleans. Ein unbekannter Gelehrter war der Verfasser desselben. Der Ruhm schadete Voltairen. Man glaubte, daß nur er es verfaßt haben könnte. Er hatte von dem Regenten schon eine Pension erhalten; und dieser war, bey seiner unberichtigten Ueberzeugung so großmüthig, ihn bloß von Paris zu exiliren.

Verschiedene Große boten Voltaire ihre Schlösser zur Retraite an; er zog das zu Sully vor, und begab sich nachdem auf erhaltene Einladung nach dem Lustschlosse des Marschalls von Villars. Dieser unsterbliche Französische Kriegsheld gewann ihn aufs äußerste lieb und blieb Zeit Lebens sein Freund. Im Jahre 1722 trug die Frau von Rupelmonde Voltaire eine Reise nach Holland an. Er unternahm sie, und gieng nach Brüssel, um daselbst seinen unglücklichen Landsmann, den berühmten Odendichter, Johann Baptist Rousseau, kennen zu lernen, der sich daselbst aufhielt und im Jahre 1712 wegen einiger satyrischen Gedichte aus Frankreich verbannt worden war. Beyde sahen sich mit außerordentlicher Freude. Voltaire nannte Rousseau seinen Herrn, seinen Richter und gab ihm seine Henriade zum Durchlesen. Nachmals lasen sie sich einige Gedichte vor. Rousseau machte Kritiken über Voltaire und recitirte darauf seine Ode an die Nachwelt, Ode à la Posterité. „Diese Ode — glaube ich, wird schwerlich je an ihre Addresse gelangen,„ urtheilte mit satyrischem Tone Voltaire, und

Rousseau war auf immer sein Feind und der Krieg zwischen ihnen dauerte über 20 Jahre.

Auf seiner Rückreise nach Paris bekam Voltaire die Blattern. Er dachte nachdem mit Ernst an seine Henriade. Er unterwarf sie den Urtheilen des berühmten Präsidenten Hainault und andrer Freunde, las die Gesänge vor, notirte ihre Bemerkungen und Kritiken; dieser Kritiken und mikrologischen Censuren aber wurden so viele, daß Voltaire einstens unwillig zum Kamine eilte, um — wie Virgil es mit seiner Aeneide befahl — die Henriade zu verbrennen. Der Präsident Hainault stand geschwind auf, entriß sie dem Feuer, wobey er seine Manschetten verbrannte. „Ihr Gedicht, sagte er zu Voltaire, gleicht dem Helden (Heinrich IV.), den Sie darin feyern. Ohnerachtet seiner Fehler war er ein großer König und der Beste der Menschen.„

Voltaire wollte sein Gedicht noch viel verbessern. Allein es erschien gedruckt, ehe er es dem Drucke übergeben hatte. Ein gewissenloser Gelehrter, Namens Desfontaines hatte sich

das Manuscript zu verschaffen gewußt und ließ es aus Gewinnsucht zweymal drucken. Voltaire schäumte vor Unwillen. Allein der Beyfall, den es fand, besänftigte ihn wieder. Er vergab Desfontaines, befreyete diesen Menschen, der wegen eines schändlichen Verbrechens nachmals arretirt wurde, durch seine Verwendung, aus dem Gefängnisse, und dieser Undankbare machte nachdem wieder Satyren auf seinen Wohlthäter, und wurde der Anhänger seines Feindes Rousseau.

Aber Voltaire hatte bald neue Widrigkeiten zu bestehen. Der Chevalier von Rohan speisete einstens bey dem Herzoge von Sully, bey dem auch Voltaire war. Dieser widersprach ersterem in einigen Sachen. „Wer ist der junge Mensch, fragt der Chevalier, der da so laut redet?„ „Hr. Chevalier, versetzt Voltaire, es ist ein Mann, der keinen langen Namen nach sich schleppt, aber der denjenigen in Ehren zu halten weiß, den er führt.„ Man verläßt die Tafel. Einige Tage darauf wird Voltaire, wie er wieder bey dem Herzog von Sully ist, unter einem gewissen Vorwande herausgelockt, und von den Be-

dienten des Chevalier Rohan — durchgeprügelt. Er bittet Sully um Beystand; dieser bleibt kaltsinnig; er verläßt ihn, will sich nun selbst rächen, lernt das Fechten und geht darauf im Französischen Schauspielhause in die Loge des Chevalier Rohan, und fordert ihn heraus. Dieser nimmt das Cartel an, bestimmt die Zeit zum Duell auf den folgenden Tag, und — aus demselben wird nichts. Voltaire hatte ein beißendes Epigram auf die Maitresse des Herzogs von Sully gemacht; dieses kommt aus, und er wird aufs neue (1725) in die Bastille gesetzt. Indeß genoß er dießmal mehrere Freyheit. Er hatte täglich einen Freund zum Speisegesellschafter, erhielt Bücher, lernte Englisch und wurde nach einem halben Jahre wieder in Freyheit gesetzt.

Er entschloß sich nun, nach England zu gehen, um sich weitern Cabalen und Verfolgungen zu entziehen. Sein Ruhm und seine ausgezeichneten Eigenschaften verschafften ihm eine günstige Aufnahme. Er suchte zuerst die Bekanntschaft von Pope, den er als Dichter besonders schätzte. Pope sprach gebrochen das Französische und Voltaire gebrochen das Englische. Ihre ersten

Unterredungen waren daher wenig unterhaltend. Voltaire begab sich nach einem kleinen Landorte, um erst besser die Sprache der Nation zu lernen.

Sein Aufenthalt in England wurde bald vortheilhaft für seinen Ruhm, und seine Glücksumstände. Im Jahre 1726 ließ er seine Henriade zu London drucken. Er fand eine Menge von Subscribenten und außerordentlichen Beyfall. Georg der I. und die Englischen Großen ehrten den kühnen Sänger, den man zu Paris hatte einkerkern lassen. Seine Epopee wurde Anfangs mehr von den Britten, als von seinen Landsleuten geschätzt.

Nach einem 3jährigen Aufenthalte in England, der durch genossene Ehre, Achtung und Freyheit der glücklichste und angenehmste gewesen war, kehrte er im Jahre 1728 nach Paris zurück. Er hatte einen großen König in Versen verewigt, und unternahm nun, einen der außerordentlichsten Helden in Prosa zu schildern. Er schrieb die Geschichte Karls des Zwölften, ein Werk, das bey den Freunden diplomatisch historischer

Genauigkeit so vielen Tadel als bey den Liebhabern einer schönen, unterhaltenden Geschichtsdarstellung Beyfall fand. Die Henriade hatte Voltairen mehr eingebracht. Indeß war er wegen seines Unterhalts nicht besorgt. Er besaß schon ein, wenn nicht großes, doch ansehnliches und hinlängliches Vermögen. Im Jahre 1716 hatte er das väterliche Haus verlassen. Die Pension, die er bald darauf von dem Herzoge von Orleans erhielt, und der Ertrag seines Oedips, im Jahre 1719, setzten ihn schon in Stand, für sich leben zu können. Im Jahre 1723 kaufte er sich eine Leibrente von 2000 Livres. Bald darauf bewilligte ihm die Gemahlinn Ludwigs des XV. ein Jahrgehalt aus ihrer Privatkasse. 1728 starb sein Vater; er erbte ein beträchtliches, gewann im folgenden von der Lotterie zu Paris, und vermehrte noch als Kaufmann, sein Vermögen. In England, wo die ersten und vornehmsten Personen an Handelssachen Theil nehmen, hatte er diese Neigung zu merkantilischen Spekulationen bekommen. Unter dem Namen du Moulin handelte der spekulierende Dichter, nach Afrika, Cadix ꝛc. mit glücklichem Erfolge. Im Jahre

1730 ließ er seine neue Tragödie Brutus aufführen. Sie fand wenigen Beyfall. Als Voltaire aus dem Schauspielhause zurück kam, und erfuhr, daß ein Schiff, auf seine Rechnung geladen, welches auch den Namen Brutus führte, und das er verunglückt glaubte, wohl behalten zu Marseille angekommen sey. „Nun dann, sagte er zu seinem Faktor, da der Brutus der Barbarey glücklich erhalten worden, so tröste ich mich über den wenigen Beyfall, den der Brutus des alten Roms erhalten hat. Es kommt vielleicht die Zeit, wo man ihm Gerechtigkeit wiederfahren läßt.„

Im Jahre 1731 gab er philosophische Briefe (lettres philosophiques) heraus. Die Geistlichkeit hielt sie für die Religion gefährlich, und brachte es dahin, daß sie durch den Henker verbrannt wurden. — Die Strafbesorgnisse, die Voltaire ausstand, hielten ihn vorläufig ab, weiter über religiöse Gegenstände zu schreiben. Er verfaßte dramatische Schriften. Sein unruhiger Geist und seine freye Denkungsart versetzten ihn aber bald darauf (im Jahre 1735) in

eine neue kritische Lage. In vielen Broschüren hatte man ihm das Genie eines epischen Dichters abgesprochen. Dieß reitzte seine Ehrgierde. Er schrieb ein neues episches Stück, die berüchtigte Pucelle d'Orleans. Er wurde als Verfasser bekannt. Der damalige Siegelbewahrer drohete ihm, und hatte schon den Befehl ausgefertigt, ihn zu arretiren. Er entfloh 1736 nach dem Schloße Cirey, an der Gränze von Champagne, wohin ihn die Marquise von Chatelet, seine Freundinn, die sich ganz mit den Wissenschaften beschäftigte, eingeladen hatte.

Hier lebte Voltaire im Schooße der Musen und ländlicher Ruhe. Um den Beyfall zu genießen, den ein neu von ihm verfertigtes Stück, die Alzire fand, begab er sich wieder nach Paris. Allein seine Gegenwart erweckte den Neid. Man schwärzte ihn aufs neue bey dem Siegelbewahrer, und bey dem Cardinal Fleury an, und Voltaire eilte nach seinem Asyl, nach Cirey zurück. Um sich allen Nachforschungen zu entziehen, ließ er in die Zeitungen setzen, daß er nach England gegangen wäre. Alle Briefe von ihm, waren von

Cambridge datirt. Die Regierung wurde getäuscht, oder stellte sich wenigstens, es zu seyn.

Mitten unter den Besorgnissen und Widrigkeiten, die ihm droheten, hatte Voltaire die Freude, im August 1736 einen sehr schmeichelhaften Brief von dem damaligen Kronprinzen, nachmaligen Könige von Preussen, Friedrich dem Großen, zu erhalten. Friedrich nannte sich darin seinen ergebensten Freund, ein Ausdruck, der keine bloße Kompliments-Formel war, sondern wahre Ergebenheit und Freundschaft ausdrückte. Die Correspondenz zwischen Friedrich und Voltaire wurde bald nachher vertraute, persönliche Bekanntschaft.

Inzwischen lebte Voltaire zu Cirey in glücklicher Stille und Verborgenheit. Die Gesellschaft seiner Freundinn, der Marquise von Chatelet, diente ihm statt eines gelehrten Cirkels. Sie verstand das Latein, wie Madame Dacier, wußte die besten Stellen aus den römischen Dichtern auswendig, war mit dem Cicero wohl bekannt, und liebte besonders das Studium der Mathematik und Metaphysik.

Voltaire wurde ihr Lehrer im Englischen und Italienischen. Johann Bernouilli, Maupertuis und Algarotti besuchten diese philosophischen Einsiedler. Voltaire hatte das Unglück, durch Banquerotte und Malversationen über 64000 Livres von seinem Vermögen zu verliehren. Allein das stöhrte seine Ruhe nicht. Seine Klagen endigten sich mit einem bon mot, und er fuhr fort, wie er auch schon vorher gethan hatte, dürftige Gelehrte thätig zu unterstützen.

Nach einem 5jährigen Aufenthalte zu Cirey, bewog ein wichtiger Geldprozeß mit einem Brüßeler Handelshause die Marquise von Chatelet, im Jahre 1740 nach Brüssel zu reisen. Voltaire begleitete sie unter dem Namen eines Grafen von Revol; und gewann für sie den Prozeß. Wie er eben im Begriff war, wieder nach Frankreich abzureisen, starb der König Friedrich Wilhelm von Preußen, und Friedrich bestieg nunmehr den Thron.

Er hatte Voltairen mehrmals vorher versprochen, daß er ihm solide Beweise seiner Freundschaft geben würde, sobald er König wäre.

Gleich nach seiner Thronbesteigung schickte er einen außerordentlichen Gesandten nach Frankreich. Dieser passirte durch Brüssel und ließ Voltairen sagen, daß er sogleich zu ihm kommen möchte, um ein kostbares Geschenk, das er vom Könige mitgebracht hätte, in Empfang zu nehmen. „Laufen Sie geschwinde, sagte die Marquise von Chatelet, man schickt Ihnen gewiß die Kron-Diamanten.„ Und Voltaire erhielt statt des soliden ein flüssiges Freundschafts-Geschenk — ein Fäßchen alten Weins aus dem Keller des vorigen Königs.

Friedrich besuchte seine Westphälischen Staaten und hatte Voltaire versprochen, ihn incognito zu Brüssel zu besuchen. Allein er wurde zu Meuse, einem Schlosse bey Cleves mit einem Fieber befallen. Voltaire kam nun zu ihm, traf ihn gerade, wie er das Fieber hatte, und fieng seine Bekanntschaft damit an, daß er ihm den Puls fühlte. Nachher verrichtete er das Geschäft eines Staatsministers bey dem jungen Monarchen. Friedrich machte Ansprüche auf die Baronie Herstall im Lüttichschen. Voltaire

verfertigte ein Manifest — das — durch 2000 Mann Truppen, die es überbrachten, den kräftigsten Erfolg hatte, und die Lütticher zur Erlegung von 60,000 Rthlr. nöthigte.

Friedrich trug darauf Voltairen an, an seinen Hof zu kommen. Allein Voltaire zog das Glück der Freundschaft dem Glanze der Ehre vor. Er entschloß sich, mit der Marquise von Chatelet wieder nach Frankreich zu gehen. Indeß besuchte er den König noch im Monat Oktober 1740, reisete aber bald wieder nach Paris zurück.

Im August 1742 ließ Voltaire seine neue Tragödie Mahomet zu Lille in Flandern aufführen. Während eines Zwischenakts wurde ihm ein Brief von dem Könige von Preußen gebracht, der ihm seinen Sieg bey Molwitz meldete. Voltaire erhob sich aus seiner Loge, und las den Brief öffentlich vor. Man applaudirte den König von Preußen, und zugleich Mahomet und seinen Verfasser. „Die Tragödie von Molwitz, sagte bey der Gelegenheit Voltaire, hat meiner Tragödie Mahomet Beyfall verschafft.„ Im folgenden Jahre ließ

er das Trauerspiel Merope zu Paris aufführen. Es fand ungemeines Lob. Die Zuschauer wollten den Verfasser sehen. Man holte Voltairen her und führte ihn in die Loge der Marschallinn von Villars. Sogleich erhob sich eine Stimme aus dem Parterre: „Madame la ducheſſe, embraſſez Voltaire; — umarmen Sie, Madame, Voltaire.„ Die Stimmen wurden so allgemein, daß die Herzoginn den Wunsch des Publikums befriedigte, und im Namen desselben Voltairen einen Kuß gab.

Ludwig der XV. war zu Metz krank geworden. Die Feinde seiner damaligen Maitresse, der Frau von Chateauroux, benutzten diese Zeit, um sie zu stürzen. Der Erzbischof von Soißons Fitz James, erster königl. Beichtvater, wollte Ludwig bekehren und erklärte, daß er ihm weder die Absolution, noch das Abendmahl ertheilen würde, wenn er nicht die Frau von Chateauroux entliesse. Dieß geschah. Ludwig wurde besser, und sah sich nun nach einer andern Freundinn um. Die Wahl fiel auf die Tochter eines Landmanns, auf die Mamsell Poißon, die nachmals an den Unterpächter Normand, der

das Gut Etiole besaß, verheyrathet war. Sie war eine der schönsten Personen in Frankreich, und gleich liebenswürdig durch angenehme Sitten als durch ausgezeichnete Talente. Der König hatte sie auf der Jagd gesehen, gewann sie lieb, nahm sie an seinen Hof, und erhob sie bald zu einer Marquise von Pompadour. Diese geniereiche Frau verdankte ihre Bildung und ihren feinern Geschmack großentheils Voltaire. Er hatte sich zu Etiole in ihrer Gesellschaft längre Zeit mit der Marquise von Chatelet aufgehalten. Und sie war nicht undankbar gegen ihn.

Was Voltaire durch alle seine schriftstellerischen und politischen Verdienste nicht hatte erhalten können, erhielt er nunmehr durch die Marquise von Pompadour. Er wurde endlich 1746 Mitglied der Französischen Akademie, Historiograph von Frankreich und wirklicher Kammerherr bey Hofe. In eben dem Jahre nahm ihn auch die Akademie zu Bologna zu ihrem Mitgliede auf.

Des Hoflebens müde, gieng Voltaire nach Cirey zurück, wo er mit der Marquise von

Cha

Chatelet in vergnügter Eingezogenheit lebte. Cirey, an der Gränze von Lothringen, war nicht weit von Luneville entfernt, wo der Schwiegervater Ludwigs des XV., Stanislaus Leßczinsky, seinen kleinen Hof hatte. Dieser gute König vergaß daselbst im Schooße der Freundschaft und der Wissenschaften den polnischen Thron, den er verlohren hatte. Sein Beichtvater, der Jesuit Menou und die Marquise von Boufflers machten besonders seine Gesellschaft und seine Unterhaltung aus.

Letztere lud die Marquise von Chatelet und Voltaire, die sie zu Paris persönlich kennen gelernt hatte, nach Luneville ein. Stanislaus war ihre Gesellschaft so angenehm, als ihnen sein stiller, angenehmer Hof. Statt der Etiquette herrschte an demselben freundschaftliche Vertraulichkeit. Voltaire fand Freyheit, Ruhe, Vergnügen. Allein das Glück, was er genoß, wurde unerwartet durch einen Trauerfall unterbrochen. Die Marquise von Chatelet, deren Zärtlichkeit und Freundschaft ihn seit 20 Jahren beglückt hatte, starb nach einer plötzlichen Krankheit. Ihr Verlust betrübte Voltairen aufs äus-

ferste. Der gute, ädle Stanislaus besuchte ihn, tröstete ihn, und bat ihn, an seinem Hofe zu bleiben. Allein Luneville, wo er über ein Jahr glücklich verlebt, gefiel Voltairen, ohne seine Freundinn, nun nicht mehr. Er kehrte, um seinen Kummer zu vergessen, im Oktober 1749 nach Paris zurück.

Verschiedene Große hatten daselbst Theater errichtet. Auch Voltaire legte eine eigne Bühne an, und bildete einen der größten Schauspieler, den Frankreich gehabt hat. Dieß war le Kain, der Sohn eines Goldschmieds. Voltaire stellte seine Neigung erst scharf auf die Probe, bot ihm 10,000 Livr. an, wenn er die Profession seines Vaters lernen wollte, schilderte ihm die Hindernisse, die er zu besiegen, die Kabalen und Unannehmlichkeiten, die er in seinem neuen Stande zu erwarten hätte. Aber nichts machte einen zurückschreckenden Eindruck. Le Kain wollte Schauspieler werden, war dazu gebohren, und Voltaire gab ihm Unterweisungen.

Aber der neue Aufenthalt Voltaires in Paris dauerte nicht lange. Er hatte einen König ver-

lassen — und wurde nun zu einem andern gerufen. Friedrich hatte ihn schon öfter zu sich nach Potsdam geladen — und von Voltairen zur Antwort erhalten, daß er sich von seiner Freundinn, der Marquise von Chatelet nicht trenne. Kaum war diese gestorben, so erneuerte Friedrich, um seine Poesien und andre schriftstellerischen Werke zu verbessern, seine Ansprüche auf seine persönliche Gesellschaft. „Jetzt bin ich der älteste ihrer Freunde, schrieb er an ihn, und Sie können ihr Versprechen nicht länger unerfüllt lassen.„ Voltaire, der seine Freyheit mit den goldnen Ketten des Hofzwangs zu vertauschen Bedenken trug, suchte allerley Vorwände auf, dem schmeichelhaften Antrage auszuweichen. Das rauhere Klima zu Berlin, schrieb er, würde seiner Gesundheit nachtheilig seyn. Um diese Besorgniß zu widerlegen, wurden ihm zwey Melonen zugeschickt, die im Monate Junius in dem Garten zu Potsdam gereift waren. Man versprach ihm 16000 Livr. Reisegeld. Aber Voltaire bedachte sich noch immer. Ein kleiner Umstand, der seine Ruhmliebe reizte, siegte endlich über alle andre Erwä-

gungen. Ein junger gelehrter Franzose, d'Arnaud, hatte an den König von Preußen eine poetische Zuschrift gerichtet. Friedrich fällte die Meynung darüber, daß Arnaud eine aufgehende, und Voltaire eine untergehende Sonne sey. Diese Aeußerung wurde Voltaire hinterbracht. „D'Arnaud im Aufgehen, rief er mit ergrimmter Ehrliebe aus, indem er im Hemde aus dem Bette sprang; Voltaire im Untergehen! Friedrich mag und kann über Regierungs-Sachen urtheilen, aber nicht über mich. Ja! ich will gehen, ich will zeigen, daß ich noch nicht untergehe.„

Voltaire ersuchte den Hof um Erlaubniß in's Preußische gehen zu dürfen, erhielt sie, machte sich aber durch seine Entfernung denselben auf immer abgeneigt, reisete über Holland, erhielt zu Cleves königliche Bedienung und kam im Junius 1750 zu Potsdam an.

Ein Prinz konnte zu Potsdam mit mehrerer Pracht, aber nicht mit so vieler Sehnsucht und Freude empfangen werden, als Voltaire. Er

wurde auf dem Schloße zu Potsdam — in den Zimmern, die der Marschall von Sachsen vorher bewohnt hatte, logirt, erhielt königliche Equipage und Bedienung, und speisete gewöhnlich des Abends mit Friedrich. Algarotti, Maupertuis, d'Argens, la Mettrie ꝛc. waren mehrentheils von der Gesellschaft. Bey keinen königlichen Soupers herrschte so viel Freyheit, Witz und Laune. Voltaire corrigirte die Werke und Poesien des Königs, hatte außerdem keine bestimmte Geschäfte, keine Cour zu machen, und lebte so frey als angenehm. Friedrich schenkte ihm den Kammerherrn-Schlüssel, das Kreuz des Ordens pour le Merite, und setzte ihm überdem ein Jahrgehalt von 20000 Livres aus. Voltaire genoß nichts als Gnade und Freundschaft. In einem Augenblicke des aufwallenden Freundschafts-Enthusiasmus küßte ihm selbst Friedrich die Hand.

Allein dieß goldne Zeitalter dauerte kaum ein Jahr. Ein odieuser Prozeß, den Voltaire mit einem Juden zu Berlin führte, verursachte zuerst einige Sensation. Maupertuis, Präsident der Berliner Akademie, war längst dem neuen

Günstling nicht gut. Er wollte der erste, und dieser nicht der zweyte seyn. Voltaire hatte ihn, wie er in die Französische Akademie aufgenommen wurde, unter die großen Gelehrten zu zählen, in seiner Antrittsrede vergessen, oder mit Bedacht unterlassen. Dazu kamen andre Neider. La Mettrie, der Vorleser des Königs, sagte demselben, daß man über die Gnade und Auszeichnung, die Voltaire genösse, sehr eifersüchtig wäre. „Das macht nichts, versetzte Friedrich, man drückt die Orange, und wirft sie weg, wenn man den Saft heraus gesogen hat.„ So erzählt wenigstens Voltaire diese Aeußerung; und kaum hatte er sie erfahren, so nahm er seine Maaßregeln darnach.

Indeß wurde Voltaire bald wieder der Liebling Friedrichs. Maupertuis, der sich zu rächen suchte, verbreitete, daß er die Verse des Königs tadle und schlecht finde. Voltaire, dem dies empfindlich war, machte sich bey Gelegenheit eines gelehrten Streits, den Maupertuis mit dem Prof. König im Haag führte, über seinen Gegner und über seine Meinung lustig. Friedrich liebte Voltaire, wollte aber zugleich den Präsi-

denten seiner Akademie nicht öffentlich lächerlich sehen. Unter andern hatte Voltaire unter dem Titel Akakia eine Schrift verfertigt, worin er bitter über Maupertuis satyrisirte. Friedrich kannte sie, hatte aber ihren Druck verboten; Voltaire ließ sie in Holland drucken — und Friedrich darauf durch den Scharfrichter unter den Augen Voltairs zu Berlin verbrennen. Wechselseitige Erbitterung trat nun an die Stelle der Freundschaft. Voltaire besuchte den König, sagte, wie er aus dem Zimmer desselben heraus ist, zu seinem Bedienten: Nimm mir diese unwürdige Zeichen der Sklaverey ab; — und hieng darauf den Kammerherrn-Schlüssel und den Orden an die Thüre des Königs.

Friedrich gab sich darauf alle Mühe, Voltairen zu behalten — und dieser, sich zu entfernen. Er schickte ihm seine Ehrenzeichen zurück, und Voltaire stellte sich wieder beym König ein. Mit der Akakia in der Hand, sagte er: „sehen Sie da, Sire, das unglückliche Buch, das mich um Ihre Freundschaft gebracht hat!„ eilt zum Kamine, will es verbrennen, Friedrich reißt es aus dem Feuer, verbrennt seine Manschetten — und die

beyden Philosophen lachen am Ende, und umarmen sich.

Um sich den Gefahren und ungewissen Aussichten seiner Lage zu entziehen, bat Voltaire den König, nach Lothringen reisen zu können, um das Bad zu Plombieres zu gebrauchen. Friedrich gab ihm diese Erlaubniß. Er besuchte die Herzogin von Sachsen-Gotha und den Landgrafen von Hessen-Cassel. Unterdessen waren ein paar satyrische Schriften gegen Friedrich erschienen. Voltaire, der sich auch auf seiner Reise unvorsichtig geäußert hatte, hielt sich damals (im Junius 1753) zu Frankfurt am Mayn auf. Der Preussische Resident daselbst erhielt Befehl, ihn zu arretiren. Dieß geschah. Man bewachte ihn und seine Nichte, Madame Denis, die ihm entgegen gereiset war, mit einem Kommando Soldaten. Er mußte den Kammerherrn-Schlüssel, den Orden und die poetischen Manuscripte des Königs ausliefern, jeden Tag die Wache und andre Anstalten mit 140 Rthlr. bezahlen, und erhielt darauf nach einmonatlicher Zurückhaltung seine Freyheit wieder.

Nach dieser Gothisch-Vandalischen Geschichte, wie Voltaire sie nennt, begab er sich nach Lothringen, und besuchte den König Stanislaus zu Luneville. Von da reisete er nach Lyon. Nirgends fand er solche enthusiastische Anhängigkeit und Bewunderung als hier. Man führte seine Schauspiele auf, umringte ihn auf den Straßen, und sprach von nichts, als von ihm. Um seine Gesundheit zu stärken, wollte er nach Savoyen reisen, das Bad zu Aix zu gebrauchen, wurde aber unterwegs zu Genf davon abgerathen. Er beschloß, sich in der Nähe dieser Stadt niederzulassen, und kaufte ein Gut, das les Delices genannt wurde. Es verdiente diesen Namen bey seiner romantischen Lage und bey den Kunstverschönerungen, die angebracht wurden. Man war auf dem Lande, und sahe alle Vergnügungen der Stadt, Bälle, Komödien, Festins ꝛc. Madame Denis machte die Honneurs. Aus allen Ländern kamen Reisende, den originellsten Schriftsteller Frankreichs zu besuchen.

Einem großen Theil der Genfer war diese Nähe Voltaires angenehm. Geschmack, feine Wissenschaft und Aufklärung verbreiteten sich von

Delices in ihre Vaterstadt. Die orthodoxen Eiferer, die Priester und ihre Anhänger hingegen schimpften auf den Französischen Einwandrer und befürchteten ihre Bürger-Republik in eine Republik von Philosophen und Freygeistern verwandelt zu sehen.

Um die damalige Zeit fieng der bekannte Jean Jaques Rousseau an, gegen die bürgerlichen Einrichtungen zu schreiben. Er behauptete, daß der denkende Mensch ein erniedrigtes Thier sey, daß man keine Wissenschaften lernen müsse, um ein glücklicher Mensch zu seyn. Dieser paradoxe Satz, oder vielmehr diese Sottise hatte das Unglück, von der Akademie zu Dijon *) Beyfall zu erhalten. Roußeau schickte auch seine Abhandlung an Voltaire. Dieser dankte ihm in einem schmeichelhaften Briefe, worin er unter andern sagte, „daß noch Keiner so vielen Verstand gezeigt hätte, die Menschen zu Thieren machen zu wollen, und daß,

*) Die Akademie daselbst hatte 1750 die Preisfrage ausgestellt: Si le retablissement des sciences et des arts a contribué à epurer les moeurs.

wenn er seine Abhandlung läse, ihm die Lust ankäme, auf Vieren zu kriechen.„ Allein Rousseau verstand dieses Kompliment übel, und haßte auf immer Voltaire.

Rousseau gab bald darauf seinen Emil heraus. Dieses Werk, welches in Holland, mit den Privilegien der Generalstaaten erschien, wurde von dem Pariser Parlamente verbrannt, und dessen Verfasser — der im Genfer Gebiete lebte — mit gefänglicher Haft bedroht. Unter diesen widrigen Aussichten bot Voltaire Rousseau eine Freystatt an. Allein dieser antwortete in folgendem philosophisch bizarren Briefe: „Ich kann Sie nicht ausstehen, mein Herr, weil Sie meine Republik durch Ihre Komödien verderben.„ — „Mein Freund Jean Jacques ist kränker, wie ich glaubte,„ war das Urtheil, was Voltaire darauf äußerte.

Wo wahre Hochschätzung und Zuneigung Statt findet, dauert Verunwilligung und Erbitterung — nicht lange. So wars der Fall mit Friedrich. Die verdeckte Abreise Voltaires, die

zwistigen Scenen mit ihm, und der tragisch-komische Akt zu Frankfurt wurden bald vergessen. Er versöhnte sich mit seinem gelehrten Lieblinge, setzte nach dem siebenjährigen Kriege den Briefwechsel mit ihm fort und machte ihn fortdauernd zum Vertrauten seiner poetischen Arbeiten. Voltaire lebte indeß seit 1754 bis 1761 in glücklicher Ruhe auf seinem Landsitze, eine Ruhe, die er fortdauernd den Musen und mit unter seinen Pariser Widersachern widmete, die er mit lachender, bitterer Satyre bekämpfte.

In Paris lebte damals noch eine Enkelinn von Corneille, ein junges Mädchen von den besten Eigenschaften, aber von allem Vermögen entblößt. Sie hatte sich durch Korbmachen zu erhalten gesucht. Ihre Lage wurde immer trauriger. Voltaire erfuhr dieß. „Ein alter Soldat des großen Corneille, sagte er, muß die Enkelinn seines Generals nicht verlassen„ — nahm das Mädchen zu sich, ließ sie erziehen, und stattete sie aus.

Unterdeß nahm zu Genf die Gährung der Meinungen und Grundsätze, die die benachbarten

beyden Philosophen veranlaßten, immer mehr zu. Der Eifer Roußeaus gegen alle Schauspiele und öffentliche Vergnügungen hatte die Köpfe erhitzt — und die Geistlichen erhitzten sie noch mehr. Das Volk wollte weder Theater, noch Bälle und schöngeistrischen Witz. Voltaire wollte sich dem Fanatismus des Volks nicht aussetzen, verließ seinen Landsitz zu Delices, und kaufte im Jahre 1762 das Schloß zu Ferney, an der Gränze des Genfer und des Französischen Gebiets, in der Landschaft Gex.

Er hatte damals 140,000 Livres jährlichen Einkünfte. Die erste Veränderung, die er in seinem Dorf-Territorio vornahm, war, daß er statt der alten verfallnen, eine neue prächtige Kirche bauen ließ. Sie erhielt die simple Inscription: Deo erexit Voltaire. Voltaire hatte diese Verbesserung eigenmächtig machen lassen. Der Erzbischof von Annecy, zu dessen Diöcese Ferney gehörte, beschwerte sich bitter darüber. „Aus welchem Grunde beschweren Sie sich darüber, antwortete Voltaire? Ihr und mein Gott hatte eine Scheune zur Woh-

nung, und ich habe ihn in einen anständigen Tempel logirt. Das Christus-Bild war von wurmstichigen Holze, und ich habe eines wie ein Kayserbild vergolten lassen."

Nahe unter den Fenstern seines Zimmers hatte sich Voltaire halb außer, halb innerhalb der Kirche sein Grabmahl in Gestalt einer zugespitzten Säule errichten lassen, um sich an das Ende seiner Tage zu erinnern. Der Weg zu demselben war übrigens auch zu Ferney mit Blumen bestreut. Alle Vergnügungen, alle Annehmlichkeiten des Lebens, Komödien, Spiele, Gesellschaften fanden sich daselbst vereinigt. Prinzen, Gelehrte, Kriegsmänner, alle Reisende von Stande und Kenntniß beeiferten sich Voltaire zu sehen. Mehrere warteten Tage lang zu Ferney auf die Audienz des Philosophen, und öfters vergebens. So giengs unter andern dem berühmten, erst im vorletzten Jahre verstorbenen Französischen Gelehrten, Guibert. Nachdem er sich fünf Tage zu Ferney aufgehalten, ohne Voltaire sprechen zu können, reisete er unwillig ab, und schickte indeß folgende Verse an ihn:

Je comptais en ces lieux voir le Dieu du genie,
L'entendre, lui parler, et m'instruire en tout point;
Mais c'est comme Jesus en son Eucharistie,
On le mange, on le boit, et on ne le voit point.

Das Compliment dieser Zeilen würkte mehr als alles vorige Anmelden. Guibert wurde zurückgerufen; und aufs beste empfangen.

Eine witzige, feine Aeußerung bey Reisenden würkte überhaupt mehr auf die Ehrliebe des Ferneyer Philosophen, als alle Vorstellungen und Bezeugungen von Bewunderungen. Im Jahre 1770 wollte der Schwede Biörnstähl ihm seine Aufwartung machen. Voltaire hatte das Fieber, dachte den Fremden nicht vor sich zu lassen, ließ ihm indeß süße Getränke zur Erfrischung anbieten. „Alle Süßigkeiten würden ihm herbe seyn, ließ Biörnstähl zurück sagen, wenn er nicht die Ehre hätte, den Hrn. von Voltaire zu sprechen;“ — und Voltaire vergaß sein Fieber und unterhielt sich lange mit dem Fremden.

Wir haben schon oben verschiedene Handlungen der Menschenliebe Voltair's angeführt. Nie entbrannte die Neigung zu derselben stärker, als wenn er die Unschuld von Religionshaß und Fanatismus unterdrückt sah. Kein Criminalproceß ist berüchtigter geworden, als der, welcher im Jahre 1762 zu Toulouse entschieden wurde. Das dasige Parlament verurtheilte den bekannten Calas, einen Greis von 68 Jahren, dessen Leben durch Frömmigkeit und Rechtschaffenheit ausgezeichnet gewesen war — auf die Beschuldigung, daß er einen seiner Söhne umgebracht, — zum Tode. Das Collegium seiner Richter bestand aus Katholiken, und Calas war ein Protestant. Nach seiner Hinrichtung kam seine Wittwe nach Genf. Voltaire erfuhr die Ungerechtigkeiten, die Umstände des Processes, machte sie bekannt, schickte die unglückliche Wittwe nach Paris, um den König um Gerechtigkeit zu bitten; der Proceß wurde revidirt, und der hingerichtete Calas für unschuldig befunden. Die verlassene Wittwe erhielt darauf durch die Verwendung Voltaires Unterstützung von vielen Menschenfreunden.

Vol-

Voltaire gab darauf mehrere Schriften wider den Aberglauben, Fanatismus und den Ketzergeist heraus, unter andern sein Dictionaire philosophique. Dieß aber schien dem Pariser Parlamente so irreligiös, daß es dasselbe verbrennen ließ. Der Bischof von Annecy, dessen wir schon oben erwähnt, beschuldigte den Verfasser, daß er nicht an Jesus Christus glaube. Um dieß zu widerlegen, beichtete Voltaire vor einem Capuziner, legte sein Glaubensbekenntniß ab, und ließ es von mehrern Zeugen unterschreiben.

Allein dieser fromme Actus überzeugte seine geistlichen Gegner nicht. Sie eiferten und klagten fortdauernd gegen ihn. Ein Geistlicher zu Paris faßte dagegen den Gedanken, Voltairen eine Statue zu errichten. Die Zahl seiner Anhänger und Verehrer realisirte bald diesen Anschlag. Es waren lauter Französische Gelehrte, die zu diesem Denkmahle subscribirten. Personen von andern Ständen und Ausländer die sich in Menge meldeten, wurden ausgeschlossen. Nur allein Friedrich der Große erhielt Zutritt. Er ließ anfragen, wie hoch

er subscribiren könnte. „Ihr Namen, Sire, antwortete ihm Alembert im Namen der Gesellschaft, und ein Thaler sind hinreichend.“ Der berühmte Künstler Pigal verfertigte darauf die Statue, die aufs feyerlichste eingeweihet und im Jahre 1770 mit der simpeln Aufschrift errichtet wurde: Statue érigée à Voltaire vivant, par les hommes de lettres ses compatriotes: — Statue Voltairen bey seinen Lebzeiten von den Gelehrten, seinen Landsleuten errichtet. *).

*) Ein gewisser Doctor Ribbalier hatte bey seinem persönlichen Hasse und orthodoxen Eifer als Gegenstück zu dieser Aufschrift folgende Inscription entworfen:

En tibi dignum lapide Voltarium,	Sieh hier den steinswerthen Voltaire.
Qui	Groß
In Poesi Magnus,	war er in der Dichtkunst,
In Historia parvus,	Klein in der Geschichte,
In Philosophia minimus,	Noch kleiner in der Philosophie,
In Religione nullus;	Gar nichts in der Religion;
Cujus	Scharfsichtig
Ingenium acre	Von Verstande,
Judicium praeceps,	Flach im Urtheilen,
Improbitas summa;	Ruchlos im Leben,
Cui	Beliebt bey den Damen,
Arrisere Mulierculae,	Gepriesen von Kleinwissern,
Plausere scioli,	Geachtet von den Weltmenschen,
Favere prophani;	

Kurz vorher, war Ludwig der XVte fast im Begriff gewesen, Voltairen wegen seines Dictionaire philosophique arretiren zu lassen. Wie man jetzt ihm sagte, daß man Voltairen eine Bildsäule errichtete, antwortete eben der König: „Er verdient sie;“ und befahl, daß ihm seine Pension, die seit 14 Jahren zurückgehalten worden, künftig prompt ausbezahlt werden sollte.

In Genf waren die Unruhen der Glaubens-Fehden aufs höchste gestiegen. Man eiferte, man kämpfte und man erschoß sich für Calvin oder für Rousseau. Viele Künstler verließen bey dieser Unsicherheit und gefährlichen Unordnung die Stadt. Voltaire lud sie zu sich, bot ihnen Unterstützung an, baute Häuser für sie, und das kleine Ferney, das vorher ein elendes Dorf von ungefehr 40 armen und gedrückten Bauern war,

Quem	Ihm,
Irrisorem hominum Deumque	Dem Spötter der Menschen und Götter
Senatus, populusque	Hat der Senat und das Volk
Atheo-Physicus	Der Atheisten und Naturalisten
Aere corrato	Durch eine Collecte
Statua donavit.	Diese Statue errichten lassen.

wurde jetzt der zahlreiche Wohnsitz von wohlhabenden Pflügern und Künstlern. Hätte Voltaire noch einige Zeit länger gelebt, so würde sich Ferney selbst zu einer blühenden Stadt erhoben haben.

Voltaire nahm sich fortdauernd besonders der Unglücklichen an, die von der Justiz verfolgt oder unterdrückt wurden. Im Jahre 1774 kam ein Bauer zu ihm, der einen Proceß beym Parlament zu Besancon verlohren hatte, der ihn ganz ruinirte. Er wollte gegen die Sentenz appelliren. Voltaire ließ die Acten untersuchen und fand, daß dieß mit Erfolg geschehen könne. Indeß hohlte er 3 Beutel, jeden mit 1000 Livres her und gab sie dem weinenden Bauer, indem er sagte: „Da habt ihr einen Ersatz für die Ungerechtigkeit der Justiz. Ein neuer Proceß würde euch noch mehr ruiniren. Wenn ihr vernünftig seyd, so klagt nicht weiter; laßt euch in meinem Dorfe nieder. Ich will weiter für euch sorgen."

Die ehrenvollste Auszeichnung, die Voltaire genoß, war die Hochschätzung, die vertraute Ergebenheit, die er von den beyden größten

Genies auf den Thronen Europas, von der Kayserinn Catharine und Friedrich dem Großen erfuhr. Erstere hatte, wie sie noch Großfürstinn war, seine Schriften mit so vielem Vergnügen, als Nutzen gelesen. Und sie ehrte als Monarchinn dankbar das Verdienst. Sie schickte gelegentlich den Fürsten Kostlovski nach Ferney, der dem Philosophen einen Brief von ihr, ihre Instruction zur Entwerfung eines neuen Gesetzbuches, kostbare Pelzwerke, ihr Portrait, 20 große Diamanten und eine elfenbeinerne Dose überbrachte, die sie selbst verfertigt hatte. Dieses letztre Geschenk erwiederte Voltaire mit einem Armbande, das er selbst strickte. Sein Briefwechsel mit der erhabenen Monarchinn dauerte bis an sein Ende.

Friedrich ehrte ihn auf eine andre, aber eben so schmeichelhafte Weise. Er überschickte ihm seine Statue, aus schönen Porcelain verfertigt, mit der eigenhändig verfertigten Aufschrift: Viro immortali, dem unsterblichen Manne. Und Voltaire antwortete darauf: „Sire, Sie haben mir ein Gut in Ihrem Ge-

biete geschenkt." Wie einige Zeit darauf Reisende die neue Statue betrachteten, und wegen der Unterschrift Voltaire Complimente machten, so sagte er: „Das ist gerade die Unterschrift dessen, der sie mir geschickt hat."

Im Jahre 1777 kam Kayser Joseph II auf seinen Reisen nahe vor Ferney vorbey. Seine Begleiter suchten ihn auf den dasigen großen Mann aufmerksam zu machen. „Fahret fort," versetzte aber der Kayser; und besuchte Voltaire nicht. Die Rücksicht gegen seine Mutter, deren Gesinnungen mit den Grundsätzen des Französischen Philosophen nicht harmonirten, hielten ihn von diesem Besuche ab. Haller genoß die Ehre desselben.

Die Vorbeyreise des Kaysers war allerdings der Ehrliebe Voltairens empfindlich. Allein sie erhielt bald ein neues, reicheres Opfer. Voltaire hatte seit beynahe 30 Jahren Paris nicht gesehen. Er schickte im Jahre 1777 zwey neue Tragoedien dahin. Die Acteurs konnten mit sich in der Vertheilung der Rollen nicht eins werden. Die Aufführung des Stücks wurde verzögert.

Dieß machte ihn ungeduldig. Seine Freunde hatten ihn öfters nach der Hauptstadt eingeladen. Er selbst wünschte, sich noch einmahl daselbst bewundert zu sehen. Er entschloß sich — in seinem 84sten Jahre zu der Reise dahin, und trat sie mitten im härtesten Winter 1778 an. Er suchte sich unter Weges allen Ehrenbezeugungen zu entziehen. Sie unterblieben aber doch nicht. Unter andern fuhren nicht die Postillione, sondern die Postmeister selbst seinen Wagen. Einer derselben war aber zu alt und kümmerlich, als daß er noch reiten konnte. Er empfahl aber den Reisenden der Sorgfalt des ersten Postillions, indem er hinzusetzte: „Bedenke, was das für eine Ehre ist, einen so großen Mann zu fahren. Es giebt in Europa zehn Könige, aber in der Welt nur einen einzigen Voltaire.“ Und Voltaire erschien ganz unerwartet zu Paris, am 10ten Februar 1778.

Seine Ankunft wurde ein Fest der Freude für den ersten und größten Theil der Stadt. Die Könige von Dänemark und von Schweden, und der Kayser, die einige Zeit vorher da ge-

wesen waren, hatten kein solches Aufsehen, keine solche Neugierde erregt. Man sprach von nichts als von Voltaire. Die Französische Akademie ernannte eine Deputation ihn zu bewillkommen. Statt der sonst gewöhnlichen zwey, wurden drey Deputirte ernannt, an deren Spitze sich der Prinz von Beauveau befand. Ein großer Theil der Mitglieder der Akademie vermehrte das Gefolge. Auch die Französischen Schauspieler statteten ihm ihre Huldigung ab. Die Mamsell Clairon hielt kniend eine Anrede an ihn. „Meine Herren, erwiederte Voltaire darauf, ich lebe allein durch sie und für Sie." Mit diesen Gesellschaften machten ihm auch Prinzen, Minister, Damen, Gelehrte ihre Aufwartung. *).

*) Es fehlt freylich auch nicht an lustigen Einfällen und epigrammatischen Satyren von den Anti-Voltairianern. Unter andern erschien ein Avis important pendant la tenue de la foire de St. Germain, welche Ankündigung dem Publikum folgendes bekannt machte:

Le Sieur Villette, dit Marquis,
Au public donne avis,
Qu'il possede pans sa boutique
Un animal plaisant, unique,

Unter andern besuchte ihn auch der im vorigen Jahre zu Philadelphia verstorbene ehrwürdige Franklin, der sich damals als bevollmächtigter Minister der Nordamerikanischen Staaten zu Paris aufhielt. Er hatte seinen Enkel, indem er die Visite machte, bey sich. „Mein Sohn, sagte er zu diesem, falle auf die Kniee vor diesem großen Mann.“ Der Jüngling that dieß, und bat um seinen Seegen. Voltaire legte die Hand auf seinen Kopf, und segnete ihn mit den beyden Worten: Gott und Freyheit.

Arrivè recemment
De Geneve en voiture;
Vrai Phénomene de la nature,
Cadavre, squelette ambulant.
Tantot il parle comme un Dieu,
Tantot il jure comme un Diable.

Hr. Villette, Marquis (bey ihm logirte Voltaire) genannt, zeigt dem Publico an, daß er in seiner Bude ein possierliches, in seiner Art einziges Thier hat, das ganz kürzlich von Genf angekommen. Es ist eine wahre Wundererscheinung der Natur, ein herumwanderndes Skelet; bald spricht es wie ein Gott, bald flucht es wie ein Teufel ꝛc.

Indeß wurde Voltaire von der beschwerlichen Reise, und von der unruhigen Bewegung, in die der Pariser Enthusiasmus ihn versetzte, unpäßlich. Allein dieß störte seine Munterkeit nicht. Er wollte eines seiner Stücke aufführen sehen, und ließ deshalb die Acteurs und Actricen zu sich kommen, und einige Scenen probiren. Bey einer dieser Uebungen griff er sich selbst so stark an, daß ihm ein Gefäß in der Brust sprang. Man wurde besorgt für sein Leben. Ein junger Abbé eilte herbey, um ihn zu beichten. Voltaire empfieng ihn mit kaltsinniger Höflichkeit, nahm indeß, um seiner voreiligen Dienstfertigkeit nicht weiter ausgesetzt zu seyn, den Abbé Gautier zu seinem Beichtvater an. Dieser kniete zuerst vor ihm nieder. Voltaire hob ihn mit Höflichkeit auf, und sagte, daß er, wie es in den ersten Zeiten der christlichen Kirche gebräuchlich gewesen, öffentlich beichten wolle.

Der gute Abbé nahm darüber Anstand, foderte von dem Philosophen sein Glaubensbekenntniß, welches Voltaire auch nach völlig katholischer Norm ablegte. Allein damit war der Erzbischof von Paris noch nicht zufrieden. Er schrieb

dem Abbé selbst ein Glaubensbekenntniß vor, das Voltaire gerichtlich unterzeichnen lassen sollte. Dieses fieng mit den Worten an: „Ich bekenne, daß ich auf eine boshafte Weise die Gottheit Jesu Christi gelästert habe.“ Kaum hatte Voltaire diesen Anfang gelesen, so entließ er den Abbé Gautier, indem er sagte: „Das mag für heute genug seyn! Lassen Sie uns die Scene nicht noch blutiger machen!“ — Diese Worte hatten Bezug auf sein Blutspeyen. Im Publico glaubte man inzwischen, daß Voltaire würklich gebeichtet habe.

Die Irene war schon sechsmal aufgeführt worden, und immer hatte das Publicum besonders gewünscht, den Verfasser selbst bey der Aufführung gegenwärtig zu sehen. Seine Krankheit hatte etwas nachgelassen. Voltaire entschloß sich also, dem allgemeinen Wunsche Gehör zu geben.

Kaum erschien er in der Loge, so erhoben sich alle Zuschauer. Ein allgemeines Freuden- und Bewillkommungsgeklatsche. Bald darauf rief eine Stimme: Man setze ihm eine Kro-

ne auf! Tausend Stimmen wiederhohlten diese Worte. Der Schauspieler Brifard gehorchte denselben. Die Schauspielerinn, Madame Vestris hielt dabey folgende Anrede:

Aux Yeux de Paris enchanté,
Reçois en ce jour un hommage,
Que confirmea d'age en age
La sévere posterité.

Non Tu n'a pas besoin d'atteindre au noir rivage,
Pour jouir des honneurs de l'immortalité.

Voltaire recois la couronne
Que l'on vient de Te présenter;
Il est beau de la meriter,
Quand c'est la France, qui la donne.

Die Bescheidenheit des Philosophen weigerte sich lange gegen die Ehre — die ganz neu und ungesehen war. Allein von allen Seiten rief man: Es ist das Publikum, welches die Krone giebt. Die Freudensbezeugungen dauerten unausgesetzt vier Stunden fort, und wurden in hundertley Ausdrücken bezeugt. Es lebe Herr von Voltaire! Es lebe der Französische Sophocles! Es lebe unser

Homer! riefen die einen; und andre: Es lebe der Philosoph, der die Welt Denken gelehrt! Es lebe der Vertheidiger von Calas! u. s. w.

So weit die Beyfallsbezeugung des Publicums. Die Schauspieler selbst huldigten ihm gleichfalls auf eine schmeichelhafte Weise. Wie nach dem Ende des Stücks der Vorhang aufgezogen wurde, sah man in der Mitte des Theaters die Büste Voltairens, von Caffieri gemeißelt. Um dieselbe stellten sich in Seitencirkeln die Schauspieler und Schauspielerinnen, alle mit Lorbeerkränzen versehen. Eine der Actricen hielt darauf eine Anrede an Voltairen, darauf gieng jeder der Schauspieler und Schauspielerinnen zu der Statue, neigte sich vor derselben, und setzte ihr einen Lorbeerkranz auf; und beym Aufsetzen jedes Kranzes riefen die Zuschauer: Es ist das Publicum, das ihn aufsetzt. Und dieses Publicum war nicht das gemeine Volk. Das Schauspielhaus war voll von Prinzen, Ministern, Ambassadeurs, Ducs, Pairs, von angesehenen Damen und den ersten Gelehrten, die zusammen den Ton angaben. Tausendfaches

Jubelgeschrey begleitete noch beym Rückfahren Voltaire — und wie er vor dem Hotel des Marquis von Villette aus dem Wagen gehoben wurde, wandte er sich zu der Menge der Umstehenden, dankte ihnen für die erwiesene Ehre, unter deren Last — wie er sagte — er erliegen würde. Siebenzig Jahre, die Voltaire angewandt hatte, die Menschen zu vergnügen, und aufzuklären, rechtfertigten den Enthusiasmus, den die muntern Pariser an diesem Krönungstage bezeigten.

Voltaire sehnte sich indeß nach Ferney, und die Einwohnerschaft daselbst nach ihrem Gebietsherrn zurück. Da seine Bauern erfuhren, daß er krank war, so erboten sie sich, nach Paris zu kommen, und ihn in einer Sänfte nach Ferney zu bringen. Allein Voltaire änderte vorerst auf Bitten seiner Freunde seinen Entschluß und kaufte sich ein prächtiges Hotel in Paris. Aber die Herstellung seiner Kränklichkeit, die er hoffte, erfolgte nicht. Rastlos und thätig, wie er noch in seinem hohen Alter war, that er der Französischen Akademie den Vorschlag, ein neues Wörterbuch der Französischen Sprache,

nach den bestimmtesten Regeln und den Bedeutungen der Wörter zu verfertigen. Er selbst übernahm den Buchstaben A.

Uebermäßiges Arbeiten und der starke Gebrauch des Caffees, den er sich angewöhnt hatte, raubten ihm unterdeß fast gänzlich den Schlaf. Man rieth ihm, Opium zu gebrauchen; allein eine zu starke Dosis, die er aus Unvorsichtigkeit bekam, stürzten ihn in eine Schlafsucht, die bald tödtlich wurde.

In seiner Betäubung meldete man ihm, daß der Graf von Lally-Tolendal — dieser in unsern Zeiten in der Geschichte der Französischen Nationalversammlung so rühmlich bekannt gewordne Nationaldeputirte, die Cassation des Urtheils erhalten habe, wodurch sein Vater, der General Lally, der im siebenjährigen Kriege in Ostindien unglücklich gewesen war, den Voltair gekannt und vertheidigt hatte, unter Ludwig dem XVten, auf dem Schaffot hingerichtet worden war. Diese frohe Nachricht riß den sterbenden Philosophen auf einen Augenblick aus seiner Betäubung. Er schrieb an den Grafen von Lally-Tolendal: Ich sehe, der König

ist gerecht, und ich sterbe zufrieden. Dieß war das letzte Billet, welches er dictirte.

Voltaire befand sich schon außer Besinnung, als der Pfarrer von St. Sulpice und der Abbé Gautier zu ihm kamen. Der unzeitige Eifer, den diese beyden Geistlichen zeigten, verdient erwähnt zu werden. Der Pfarrer nähert sich dem Bette des Sterbenden, und fragt ihn, ob er die Gottheit Jesu Christi glaube. Voltaire ist zu betäubt, als daß er die Frage versteht. Man sagt ihm darauf, daß der Abbé Gautier, sein Beichtvater, da sey. „Der Abbé Gautier, mein Beichtvater? antwortete er, mit schwacher Besinnung, machen Sie ihm mein Compliment.“ Der Pfarrer von St. Sulpice fährt nach dieser Antwort dennoch fort, den Kranken mit seinen Untersuchungen zu quälen. Er wiederhohlt die obige Frage, und Voltaire giebt ihm in seinem betäubten Zustande eine befremdende Antwort; — und starb bald darauf mit Ruhe und Gelassenheit, am 31sten May 1778. Mit ihm starben im gleichen und im vorhergehenden Jahre die größten und merkwürdigsten Gelehrten Europas, Rousseau, Haller, Linne.

Der

Der junge Pfarrer von St. Sulpice drohete, Voltairen als einen Ketzer nicht begraben, oder wenn man ihn zwänge, ihn des Nachts wieder ausgraben zu lassen. Um alles Aufsehen und die Widersetzung von Fanatikern zu vermeiden, ließen die Freunde des Verstorbenen seinen Leichnam einbalsamiren, ihn des Nachts in einer Postchaise nach der Abtey Selliers bringen und in der dortigen Kirche begraben. Der Bischof von Troyes, unter dessen Diöcese die Abtey steht, schickte sogleich, wie kaum die Sache euchtbar wurde, einen Befehl ab, Voltaire nicht zu begraben; allein, wie der Befehl ankam, war es schon zu spät. Sein Leichnam wurde nachdem nach Romilly gebracht, und von da am 11ten Julius des vorigen Jahres, zufolge eines Decrets der Nationalversammlung in feyerlicher Procession nach Paris geführt und in der Kirche der heil. Genofeva beygesetzt. So veränderten sich die Zeiten, die Meinungen und Sitten.

Die Nachricht von dem Tode Voltairs war für das ganze aufgeklärte Europa eine Trauernachricht. Die ersten und vorzüglichsten Akade-

mien erneuerten feyerlich sein Andenken. Auch Friedrich der Große verfaßte eine öffentliche Lobrede auf ihn, die vor allen ausgezeichnet war.

Auch aus dem, was in dieser biographischen Darstellung enthalten ist, wird man in den Hauptstücken schon den großen Mann haben kennen lernen, der der Coloß der Französischen Litteratur und einer der merkwürdigsten Männer unsers Jahrhunderts war. Seine litterarischen Verdienste sind eben so vielfach und verschieden, als seine persönlichen und moralischen Eigenschaften beurtheilt und bestimmt werden. An Schönheit und Glanze des Ausdrucks übertraf er alle seine Landsleute, an Reichhaltigkeit des Witzes alle Gelehrte, die je gewesen sind. Als Dramatischer Dichter war er der erste und vollkommenste unter den Franzosen. Seine Tragödien stehen im Ganzen den Racineschen nach, übertreffen sie aber bey weitem in Schilderung des Herzens und der Leidenschaften. Voltaire brachte nur interessante Gemählde auf die Bühne; und war in mannigfaltiger Darstellung unerschöpflich und über alle erhaben. Ueberhaupt

hat Voltaire, sagt Haller (in den Göttg. gel. Anzeig. 1768. S. 424.) der ihn in andern Stücken so scharf beurtheilte, und mißbilligte — das schönste Colorit, das die Französische Bühne kennt. Er ist zärtlich und ausgemahlt wie Racine, erhaben wie Corneille und philosophischer als beyde. Im gefühlvollen und starken Ausdruck der Beredsamkeit hatte Rousseau den Vorrang, im Fache des Witzes und der Einbildungskraft Voltaire. Im Lustspiele stand er Moliere nach. Aber desto glänzender ist er in der Gattung von Poesie, die die Franzosen Pieçes fugitives nennen. Als Prosaiker hat er noch nicht seines gleichen gehabt. Er wurde ein Original, das man nachahmte, aber nicht erreichte. Als Philosoph war er der Aufklärer seines Jahrhunderts. Ein Vers aus der Henriade, den man im Jahre 1769 zur Inschrift einer Medaille auf ihn machte, drückt am besten sein Lob aus: Il ôte aux nations le bandeau de l'erreur: Er nimmt den Nationen die Bande der Irthümer ab.

Nun noch etwas von der persönlichen Bildung und der gelehrten Lebensart des Philosophen. Biörnstähl, der ihn im Jahre 1770

besuchte, entwirft folgendes Bild von ihm: „Voltaire ist etwas lang, sehr schmal, mager und ziemlich bleich, hat eine hohe Stirn mit vielen und großen Runzeln, große schwarze Augen, einen großen und ziemlich breiten Mund, eine große Nase, ein großes Kinn — und was wäre nicht groß an ihm? Er sieht satyrisch aus. Wenn er lacht, zieht er seinen breiten Mund zusammen, und sieht alsdenn gut aus. Er geht etwas krumm, thut aber lange Schritte. Er hat ein gutes Gesicht, und braucht keine Brillen, obgleich er gegenwärtig schon im seinem 77sten Jahre ist. Er arbeitet und schreibt beständig, oft ganze Nächte. Wenn er im Bette liegt und ihm etwas einfällt, so klingelt er seinem Secretair, in welcher Stunde des Nachts es seyn mag, und dictirt ihm. Voltaire ist in Gesellschaft sehr angenehm, überaus höflich, ein vollkommner Hofmann; aber fällt ihm etwas ein, es sey bey Tische oder in Gesellschaft; so geht er gleich in sein Zimmer und schreibts auf, und kommt dann ganz munter wieder."

Ueber keinen Schriftsteller des Jahrhunderts ist sowohl in kritischer als biographischer Hinsicht mehr geschrieben worden, als über Vol-

taire. Hier nur die Anführung folgender Schriften: La vie de Voltaire, par M*** (Mercier), à Geneve 1786 gr. 8 — Memoires de Voltaire, écrits par Lui-Même, 8. — Voltaire, recueil des particularités curieuses de sa vie et de sa mort; Porrentruy, 12. 1782. — Histoire litteraire de M. de Voltaire par Mr. le Marquis de Luchet, 6 Vol. 8. Cassel 1780. — Eloge impartial des oeuvres de Voltaire, par Linguet, 8. Londres 1783. — Mr. de Voltaire, peint par lui-même 1770. — Tableau philosophique de l'esprit de M. de Voltaire, 1771. — Voltaire der Reformator, Bern 1774. — Eloge de Voltaire, lû à l'académie roy. des sc. à Berl. 1778. 12. — Examen des ouvrages de Mr. de Voltaire, par Mr. Linguet, Bruxelles 1788. 8. — Abbregé de la vie de Mr. Voltaire (par J. B. Rousseau) 1740. — J. J. Biörnståhls Briefe auf seinen ausländischen Reisen ꝛc. Leipzig und Rost. 1780. — Leben Voltaires, von dem Marquis von Condorcet, aus dem Französischen, mit Anmerkungen und Zusätzen (von D. H. Stöver) Berlin, 1791. u. s. w.

VII.

Lebensgeschichte des Freyherrn von Haller.

— — Whose Mind
Contains a world, and seems for all things fram'd.
Eine
Welt umfaßte sein Geist; er scheint für alles erschaffen.

ist das Motto eines Englischen Dichters, welchen der Hr. Ritter Zimmermann sehr charakteristisch auf seinen Landsmann anwendet, der unter den vielen großen Gelehrten der Schweitz, mit Conrad Geßner, der größte, und mit Leibnitz das erste Universal-Genie unsers und vieler Jahrhunderte war. Voltaire und Haller wanderten beyde zum Tempel der Unsterblichkeit; aber auf einem ganz verschiednen Wege. Der Contrast zwischen ihnen war so groß, wie die Charakterverschiedenheit eines Schweizers gegen einen Franzosen. Bey Voltaire Witz

und Anmuth; bey Haller Kräfte und Würde; jener oberflächig in manchem; dieser gründlich in allem; jener ein Aufklärer für die Welt, dieser mehr für das Reich der Wissenschaften; Voltaire ein galanter, Haller ein solider Philosoph; jener ein Satyriker der heiligen Schrift; dieser ein warmer Vertheidiger derselben. Beyde Polyhistoren, beyde Coloße der Litteratur, ersterer von leichter, letzterer von stärkrer Komposition. Bey Haller war es gleich schwer zu sagen, was er wußte, als was er nicht wußte. Unsterblich als Dichter, Anatomiker, Physiolog, als Botaniker und Litterator, war er zugleich Kenner der Geschichte, der Sprachen, und fast in allen Fächern des menschlichen Wissens bewandert.

Albrecht Haller wurde am 16. Oktober 1708 zu Bern gebohren. Sein Vater Niclas Emanuel Haller stammte aus einem angesehnen patricischen Geschlechte, das schon seit Jahrhunderten die ersten Würden mit in der Republik bekleidet hatte. Er war Advokat bey dem großen Rath zu Bern, und der erste protestantische Landschreiber in der Grafschaft Baaden —

ein Mann von vielen juristischen Kenntnissen, ein Freund der schönen Wissenschaften, und besonders der Poesie, in der er selbst Versuche gemacht hatte. Eine juristische Professur, die ihm zu Utrecht angetragen worden war, hatte bey den Würden, und dem Vermögen, das er besaß, keinen Reiz für ihn gehabt. Seine Gemahlinn war die reiche Tochter eines Mitglieds des großen Raths zu Bern. Er hatte mit derselben vier Söhne, unter denen unser Albrecht Haller der jüngste war.

So reichlich ihn die Natur mit Geistesgaben ausgestattet hatte, so wenig hatte sie seine Jugend mit Körperkraft gesegnet. Als Knabe schien Haller sein Leben nicht bis auf das Alter des Mannes bringen zu werden. Er war immer trübe und schwächlich, und mit der sogenannten Englischen Krankheit behaftet. Aber eben dieser unmuntre Zustand, der den Knaben zu Spielen und jugendlichen Belustigungen unaufgelegt machte, verstärkte, koncentrirte gleichsam seine Seelenkräfte, führte ihn zu ernstern Beschäftigungen und zur Laufbahn des großen Mannes. Wie oft wohnte sonst selbst nicht ein großer schöner

Geist in einem häßlichen, ungestalteten Körper. Pope trug einen Höcker, und die unsterblichen Sänger der Engländer und Portugiesen — Milton und Camoens — waren blind oder einäugig.

Schon sehr früh zeigte sich bey Haller viele Wißbegierde, die bald durch einen gelehrten Ehrgeitz, durch seine eingezogne Stille und Enthaltung von jugendlichen Gesellschaften vermehrt wurde. Seine Brüder waren zu ungleich und erwachsen gegen ihn. Anstatt zu spielen, zeichnete und schrieb er, wozu er sehr früh einige Anweisung erhielt. Schon im 4ten Jahre agirte er den Prediger. Eine schwarze Schürze war sein Mantel; der Ofen seine Kanzel, das Gesinde sein Auditorium. Sein Vater gab ihm einen alten abgesetzten Prediger, Namens Baillodz, — einen Mann von guten Sprachkenntnissen — zum ersten Hauslehrer. Im 6ten Jahre fieng er das Lateinische an. Das Vocabelnlernen war sein Stolz. Er sammelte sorgfältig lateinische Worte und Redensarten, klapelte ganze Hefte davon auf, und freute sich, selbst ein kleines Lexicon verfertigen zu können.

Eben so machte er es mit den Wörtern der Griechischen und Hebräischen Sprache, die er schon im achten und neunten Jahre zu lernen anfieng. Alles, was er Merkwürdiges hörte und las, schrieb er nieder, um sich selbst Bücher zu machen. Seine Geduld, sein Ausharren dabey, war bey einem Knaben eine seltne Erscheinung. Er bekam in der Bibliothek seines Vaters das philosophische Dictionaire von Bayle zu sehen, und sogleich entstand auch bey ihm der Gedanke, Lebensbeschreibungen großer Gelehrten zu sammlen, und dieß blieb kein bloßer Gedanke; er verfertigte über tausend kleine Biographien.

Aber dieser außerordentliche Fleiß fand nicht die Ermunterung und Belohnung, die er verdiente. Seine Erziehung wurde überhaupt mit weniger Sorgfalt geleitet. Man hielt seine gelehrten Schreibereyen für kindische Possen, und seine Vielwisserey für einen Beweiß, daß der Knabe zu keinem bestimmten Fache rechte Lust habe. Sein unmuntres Wesen, seine wenige Liebe zur Gesellschaft, und zu umgänglicher Auszeichnung machten ihn unbeliebt und hintangesetzt. Und

auch sein Lehrer Baillodz, ein strenger Hofmeister, wurde eben nicht der Trost seiner Einsamkeit. Anstatt das junge Genie gehörig zu leiten, glaubte er es unterdrücken zu müssen. Denn Weisheit, war sein Principium, kommt nicht vor den Jahren.

So erhielt denn der kleine Haller für seinen Fleiß — das, was er im Fall der Trägheit verdient hätte, — Vorwürfe und Unannehmlichkeiten. Allein das Gefühl derselben unterdrückte den stärkern Trieb der Wißbegierde nicht. Im zehnten Jahre kam er auf die Schule zu Bern; ein erweiterter Kreis für seine Ehrliebe. Sein Alter setzte ihn noch gegen erwachsene Schüler in einigen Wissenschaften zurück; allein sein häuslicher Fleiß hob ihn bald nach. Auf der Schule fielen ihm die Gedichte von Lohenstein in die Hände. Bey seinem Hange, alles Neue nachzuahmen, fieng er an, Verse zu machen. Lohenstein wurde sein hohes Muster, das er damals zu erreichen, und bey nachmaligem mehrern Geschmacke, nicht zu erreichen, sich bestrebte. Wenn Lohenstein auch längst vergessen ist, so hatten seine Gedichte doch das zufällige glückliche

Verdienst, das poetische Genie eines Jünglings erweckt zu haben, der in der Deutschen Sprache einer der ersten Original-Dichter wurde.

Der erste poetische Versuch, den Haller machte, war eine lateinische Satyre auf den, der ihn das Lateinische gelehrt hatte, auf seinen Lehrer Baillodz. Die ungemäßigte Strenge desselben, verbunden mit einem pedantischen Wesen, veranlaßte diesen Ausbruch des jugendlichen Unwillens. Indeß hatte Haller bald Ursache, den Abgang desselben zu bedauern. Sein Vater starb, wie er im 13ten Jahre war. Mit ihm verlohr er auch Baillodz. Seine Anverwandten, denen sein fernerer häuslicher Unterricht überflüssig schien, wollten den alten Hofmeister nicht länger behalten.

Haller war nunmehr in Rücksicht seines Studirens sich ganz selbst überlassen. Er benutzte diese Freyheit nach Herzenslust. Ohne sich einen Plan und Gränzen für ein gewisses Fach festzusetzen, studirte und las er alles, was ihm vorkam. Er verglich sich nachmals selbst in diesem Zeitpunkte seines Lebens mit einer Pflanze,

die wild aufschoß und wucherte, ohne gewartet und zu einem bestimmten Wuchse geleitet zu werden. Aber eben dise schwelgende Ausbreitung und regellose Thätigkeit hatte ihr Gutes. Sie enthielt die Keime dr vielfachen Größe, die nachdem gebildet wurde

In seinem 14ten Jahre kam er auf das Gymnasium zu Biel. Es wurden daselbst über die Cartesianische Philosophie Vorlesungen gehalten. Diese gefiel aber mit ihrn Subtilitäten dem Jünglinge nicht. Der rohe ermüdende Vortrag des Lehrers verstärkte seine Abneigung. Er warf diesem Fragen auf, bekam darüber Verweise, besuchte die Lectionen nicht fleißig und überließ sich wieder ganz dem häuslichen Studiren. Das Chaos seiner Kenntnisse wurde vermehrt. Die eigne Empfindung der Verworrenheit derselben und der Ueberladung des Gedächtnisses brachten ihn auf den Gedanken eines glücklichen, fruchtbaren Hülfsmittels. Er fieng an, aus allen Büchern, die er las, Auszüge zu machen, und über den Inhalt und die Abfassung derselben, kurze schriftliche Urtheile zu entwerfen; eine Gewohnheit und Uebung, die er nachdem weiter ausbildete,

die er in seinem ganzen Leben behielt, die seine Aufmerksamkeit bey der Lektüre verstärkte, seine Urtheilskraft schärfte, und ihm zum Wunder des menschlichen Wissens erhob!

Seine Lieblingsbeschäftigung zu Biel war die Dichtkunst. Die schöne romantische Gegend und das Lesen der ältern Dichter belebten seine Einbildungskraft. Statt lateinischer Exercitia hatte er zu Bern öfters Griechische gemacht. Homer war sein Lieblings-Autor, sein Roman, wie er selbst sagt, schon im 12ten Jahre. Er wollte ihn nachahmen, entwarf selbst ein Heldengedicht in 4000 Versen, machte poetische Uebersetzungen aus Virgil, Horaz u. s. w. In Ansehung des deutschen Ausdrucks und der Versification waren dabey Lohenstein, und auch Brokes, seine erhabnen Muster. Er gefiel sich selbst und schätzte natürlich die Arbeiten, die ihm so viele Mühe machten. In einer Nacht entstand in dem Hause des Nachbars Feuer. Es näherte sich der Wohnung seines Wirths. Er sprang auf, griff zuerst nach seinen Gedichten, ließ alles übrige in Stich, eilte davon — unendlich froh, seine poetischen Schätze gerettet zu ha-

ben. Und acht Jahre darauf verbrannte er sie selbst. Gewiß ein ausgezeichnetes Opfer, ein besondrer Sieg über die Eigenliebe. Die ersten Früchte seiner Muse wurden von Haller selbst dem Andenken entrissen.

Sein Vater hatte ihn zum Theologen, oder falls er dies nicht wollte, zum Juristen bestimmt. Zu beyden hatte er aber keine Lust. Er bekam Neigung, Medicin zu studiren. Seine Anfangs schwächliche Constitution und sein Aufenthalt zu Biel bey einem Arzte beförderten und bestimmten seinen Entschluß.

In einem Alter von 15 Jahren reisete er um Michaelis nach der deutschen Akademie, die am nächsten war, nach Tübingen. Er kam daselbst am 27. Sept. 1723 an. Unter den Lehrern der medicinischen Fakultät waren Elias Camerarius und du Vernoy die vorzüglichsten. Bey letzterm, der nachmals nach St. Petersburg berufen wurde, zog Haller ins Haus. Er fieng nun an, ordentlicher zu studiren. Die Anatomie und zum Theil Botanik zogen vorzüglich seinen Fleiß auf sich. Die Natur hatte ihn eigent-

lich nicht zu diesen Fächern bestimmt. Er war kurzsichtig und mußte mit Mühe Kräuter besehen. Desto schärfer war der Sinn des Geruchs bey ihm; ein Vorzug, der bey den anatomischen Zergliederungen grade sein abschreckendes hatte. Diese waren aber für die Wißbegierde wenig befriedigend. Man hatte keine menschliche Cadaver. Es wurden Hunde secirt. Auch die botanischen Anweisungen waren sehr eingeschränkt. Indeß erwarben die gelehrten Kenntnisse Haller die Achtung und Ergebenheit seiner Lehrer, besonders des Professors du Vernoy. Dieser hatte eine Abhandlung gegen die vorgebliche Entdeckung eines neuen Speichelgangs, welche der Professor Coschwiz zu Leipzig bekannt gemacht hatte, aufgesetzt. Haller vertheidigte sie unter seinem Vorsitze am 25. März 1725; und am Morgen dieses Tages verfertigte er in einer Stunde das schöne Gedicht, welches unter dem Titel Morgengedanken noch in der Sammlung seiner Poesien aufbewahrt ist.

Haller war in seinem Vaterlande wenig in gesellschaftliche Cirkel gekommen. Die Studenten zu Tübingen hielten ihn für einen Pedanten.

Den

Den jungen Schweitzer ärgerten die Neckereyen und Spottreden, die man sich gegen ihn erlaubte. Lebhaft und unerfahren ließ er sich verleiten, lustig tollen Gesellschaften beyzuwohnen. Es kam zu Ausschweifungen — im Trunke und in der Liebe. Ein Student wurde durch Branntewein hingeopfert und die Aufwärterinn in dem Hause, wo Haller wohnte, von einem seiner Freunde in dem sinnlosen Taumel der Berauschung erschossen. Diese und andre tragische und unlöbliche Vorgänge machten auf Haller einen tiefen Eindruck, er gelobte, keinen Wein mehr zu trinken, und beschloß Tübingen zu verlassen, um sich dem Strudel einer wilden Lebensart zu entziehen, und anderwärts mehrere Schätze der Weisheit zu suchen.

Für die Jünger Aesculaps war damals in Europa kein Musensitz einladender und vortheilhafter, als die Universität zu Leyden in Holland. Nach einem 16monatlichen Aufenthalte zu Tübingen begab sich Haller um Ostern 1725 dahin. Ein glücklicher Entschluß. Leyden wurde die Schule seiner Größe. Seine beyden vornehmsten Lehrer daselbst wurden Herrmann Börhaave

und Albinus, dieser, damals noch in der Jugend seines männlichen Alters, ein vortreflicher Anatomiker; jener der Hippocrates seines Jahrhunderts, das Orakel aller Aerzte. Haller gewann bald die Liebe und das besondre Vertrauen desselben. Jede Stunde seines Unterrichts war ihm heilig; und er wurde nachher der wohlthätige Erhalter und Beförderer der Verdienste und Kenntnisse seines Lehrers, indem er als Professor zu Göttingen vom Jahre 1740 bis 1744 die medicinischen Vorlesungen desselben, die er wörtlich nachgeschrieben hatte, mit seinen Anmerkungen herausgab; einen Schatz von Erfahrungen und Einsichten, der vielfach benutzt und ein schönes Denkmal von Hallers akademischem Fleiße geworden. Zu Leyden fand er überhaupt für seinen Geist die Nahrung, die den Neigungen und der Stärke desselben angemessen war. In den Herbstferien reisete er nach Amsterdam, um den berühmten Anatomiker Ruysch zu besuchen. Der Greis war auch so gefällig, ihm seine anatomischen Präparate und die Experimente der Kunst zu zeigen, die ihm eine so ausgezeichnete Celebrität erworben hatte, die Körper nämlich so einzusprützen, daß

auch die kleinsten Theile derselben deutlich erkannt werden konnten.

Der Winter von 1725 war einer der beschäftigsten, die Haller noch verlebt hatte. Sein Durst nach Wissenschaft entzog ihn allen Vergnügungen. Er studirte bis tief in die Nacht. Seine Gesundheit litt darüber. Um diese wieder zu stärken, unternahm er im Sommer des folgenden Jahrs, in Gesellschaft zweyer edeln Schweitzer, eine Reise durchs Westphälische, nach Hannover, Braunschweig bis nach Halle. Der vorzüglichste Mann für ihn war daselbst der verdienstvolle Lehrer der Medicin, Fr. Hofmann. Seine Kenntnisse erworben ihm die Achtung desselben. Die Reisegesellschaft machte noch unterwegs verschiednen Fürstlichen Personen ihre Aufwartung und kehrte darauf über Hamburg und Bremen nach Leyden zurück.

Das folgende Jahr wurde darauf für Haller der Zeitpunkt seiner ersten öffentlichen Auszeichnung. Er ließ sich examiniren, disputirte am 23sten May 1727 über eine Abhandlung, worin er die Hypothese von dem Coschwitzianischen Speichelgange widerlegte, (die erste Schrift, die

er herausgab) und wurde darauf in seinem 19ten Jahre zum Doctor der Medicin ernannt. Leibnitz promovirte in seinem 20sten, und Linne erst in seinem 28sten Jahre, und zwar ebenfalls auf einer Holländischen Universität.

Die Absicht des Aufenthalts zu Leyden war vollkommen erreicht. Um seine Kenntnisse zu erweitern, unternahm Haller im Sommer 1727 eine Reise nach England. Die Gegenstände der verschiednen Fächer der Arzneywissenschaft interessirten besonders seine Aufmerksamkeit. Er wurde zu London und Oxford mit den vorzüglichsten Männern, dem Ritter Hans Sloane, dem nachmaligen Stifter des Brittischen Museums, mit dem berühmten Anatomiker Douglas ꝛc. bekannt, besuchte die Naturalien-Sammlungen, Hospitäler ꝛc. und begab sich am Ende Augusts nach Paris. Hier war Winslow, einer der größten Anatomiker des Jahrhunderts, ein Däne von Geburt, die Hauptquelle neuen Unterrichts für ihn. Haller behielt immer gegen ihn ein zärtliches, dankbares Andenken und eine Verehrung, die bis zum Enthusiasmus gieng. Er wollte noch nach Italien reisen; allein Kränklichkeit und Heim-

weh bewogen ihn zur Rückkehr nach dem Vaterlande.

Seine Wißbegierde ließ ihn noch an kein Amt, an keine bestimmte Niederlassung denken. Er kam im Oktober 1727 zu Basel an. Der gelehrte Stolz dieser Stadt war damals Joh. Bernoulli, einer der tiefsinnigsten Mathematiker unsers Jahrhunderts. Haller war bisher ganz Medicíner gewesen, wurde nunmehr wieder Student, und legte sich unter Anführung jenes großen Wegweisers so eifrig auf die höhere Mathematik, als wenn ihre Erlernung seine Hauptbestimmung gewesen wäre.

Sein Aufenthalt zu Basel und sein guter, ermunternder Genius leiteten ihn noch in das Gefilde einer andern Wissenschaft. Er hatte die Botanik bis dahin als eine Nebensache getrieben, und sich wenige Kenntnisse in derselben erworben. Die Rückerinnerung an einen Caspar Bauhin, der im vorigen Jahrhunderte zu Basel einer der größten Kräuterkenner in Europa war, und der Umgang mit verschiedenen dasigen Botanikern, entflammten die Leidenschaft für die Göttinn Flora in ihm. Er unternahm im Sommer 1729 mit

seinem Freunde, dem im Jahre 1790 zu Zürich verstorbnen Chorherrn und Prof. Joh. Geßner eine botanische Reise durch die Schweizer-Gebürge, von mehr als 200 Meilen. Man suchte Kräuter mit Gefahr des Lebens. Die Reise trug die schönsten Früchte, machte Haller auf immer zu einem eifrigen Freunde der Botanik, veranlaßte seine nachmalige Beschreibung der Schweizer-Pflanzen, und jenes Meisterstück der Poesie, die Alpen; ein Gedicht, das so erhaben und dauerhaft ist, als die Felsen-Massen, die darin besungen werden.

Nach einer mehrjährigen Entfernung kam endlich Haller im Jahre 1729 wieder in seiner Vaterstadt an. Er hatte in der Fremde Achtung und Beyfall gefunden, und hoffte nun die Früchte seiner Bemühungen zu erndten. Aber auch bey ihm traf die Wahrheit des Sprüchworts ein, daß ein Prophet nirgends weniger gilt, als in seinem Vaterlande. Er ließ sich als praktischer Arzt zu Bern nieder. Der Erfolg entsprach Anfangs seinen Wünschen. Er bekam Patienten und curirte glücklich. Aber eben dies Glück und andre Umstände erregten bald den Neid und die Verläum-

dung. Man verbreitete, daß er ein zu gelehrter, daß er mehr ein theoretischer, als praktischer Arzt sey, daß er sich mehr mit den Büchern und Versemachen, als mit den Kranken beschäftigte, daß er mit diesen zu wenig spreche u. s. w.: Nachreden und Darstellungen, die allmählig Credit fanden, und das öffentliche Zutrauen und den thätigen Würkungskreis des jungen Mannes beschränkten.

In einem Alter von 23 Jahren verheyrathete er sich im Sommer 1731 mit einem liebenswürdigen Mädchen, Mariane Wyß, der Tochter eines angesehenen, vermögenden Patriciers. Die Ehe wurde ein Muster der Zärtlichkeit; allein das Glück der Verbindung dauerte nicht lange.

Im Jahre 1732 gab Haller zuerst eine Sammlung seiner Gedichte heraus. Ihre originelle, im Geiste der Brittischen Sänger entworfene Abfassung machte Aufsehn; fand den Beyfall aller Kenner. Der Verfasser hatte sich nicht genannt. Man stellte darüber viele Muthmaßungen an. In der Schweiz wurde indeß das Geheimniß bald verrathen; und Haller mußte für seine Verdienste leiden. Man wollte in den Ge-

dichten einige naturalistische Aeußerungen bemerken; zu Zürich fehlte nicht viel, daß sie confiscirt wurden. Besonders erregte das Gedicht, die verdorbenen Sitten mit einigen andern viele Sensation. Man legte die allgemeine Satyre darin für persönliche aus, und behielt Haß und Widerwillen gegen den Verfasser.

Selbst das Botanisiren nahm man Haller als einem Arzte übel. Da er den Gedanken gefaßt hatte, eine Flora der Schweiz, eine Beschreibung der vaterländischen Gewächse herauszugeben, so unternahm er, so lange wie er zu Bern blieb, jeden Sommer botanische Excursionen. Die Freunde, die ihn dabey begleiteten, sahen sich mehrentheils an glücklicher Scharfsicht von ihm übertroffen. Er gebrauchte eine Brille, und entdeckte damit mehr Kräuter als sie mit ihren gesunden Augen. Das Volksgeschwätz war dabey naiv. Man sah Haller oft des Abends mit vielen Kräutern nach Hause gehen, und fragte, ob er etwa Kühe halte, um diese damit zu füttern. Er hatte sich am spätesten auf die Botanik gelegt und zeigte sich am frühesten darin. Es erschienen einige botanische Beobachtungen und Beschreibungen von ihm in einem Nürnberg-

schen gelehrten Journale. Diese wurden sehr gut aufgenommen. Einer der nördlichsten Musensitze in Europa belohnte zuerst seine Verdienste. Er wurde unterm 15. Decemb. 1733 zum Mitgliede der jungen Königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Upsala ernannt. In dem Diplom war mit der Beyfallsbezeigung gegen seine bisherigen gelehrten Bemühungen zugleich die Erwartung ausgedrückt, die man von der weitern Wirksamkeit seines Genies hege. So erkannten, so ahndeten Schweden zuerst die Größe des Mannes.

Im Vaterlande gieng es indeß wenig nach Wunsch. Er blieb fünf Jahre ohne eine öffentliche Bedienung. Es war die Stelle eines Hospital-Arztes vacant geworden; er bewarb sich darum, erhielt sie aber nicht. Es wurde nachdem das Professorat der Geschichte und Beredtsamkeit erledigt. Haller war auch mit unter den Concurrenten, gab aber sein Bemühen auf, da er die Vergeblichkeit desselben voraus sah. Es fehlte ihm nicht an Feinden. Indeß brachte er es dahin, daß ein anatomisches Theater errichtet wurde. Er hielt öffentliche Vorlesungen; jedoch ohne die geringste Besoldung. Im Jahre 1735 wurde er

endlich Arzt bey einem Hospital und Bibliothekar. Diese leztere Stelle beförderte und unterhielt besonders bey ihm die Liebe zur Litteratur, zur Geschichte und Münzkunde.

Das Jahr 1736 wurde der Zeitpunkt, der die Merkwürdigkeit und die Hauptlaufbahn seines Lebens bestimmte. Er erhielt im Januar den Ruf als Professor der Medicin, Anatomie und Botanik nach der kurz vorher erst gestifteten Universität zu Göttingen; ein Ruf, der so ehrenvoll als vortheilhaft war. Die angenehmen Verbindungen, worin er stand und die Liebe, die er als Schweizer gegen sein Vaterland hegte, obgleich es ihn im Ganzen wenig lohnte und schätzte, machten es ihm noch schwierig und empfindlich, dasselbe zu verlassen. Die Aussichten der größern Wirksamkeit, welche ihm der Hannöversche Musensitz darbot, entschieden indeß seinen Entschluß, Göttingen wurde der Schauplatz seiner Größe, und er der Wohlthäter und großentheils mit der Schöpfer des Flors der dasigen jungen Akademie.

Er kam am 30sten September 1736 zu Göttingen an. Ein trauriger Anfang seines dasigen Lebens! Er verlohr die Gefährtinn desselben,

die er so zärtlich liebte, seine Gattinn. Sie bekam das Friesel und starb am 31sten Oktober in der Blüthe ihres Lebens, im 26sten Jahre. Eine Tochter und zwey Söhne beweinten sie als Mutter. Ihr Verlust stürzte Haller in Gram und Schwermuth. Das tiefe Gefühl derselben bezeugt die schöne, rührende Elegie, die er auf ihr Absterben verfertigte. Er hatte seit 2 Jahren angefangen, ein moralisches Tagebuch zu halten. Dieses enthält die sprechendsten und frappantesten Beweise von seiner Religiosität, deren Empfindungen öfters an pietistische Aengstlichkeit, an zweifelsüchtige Frömmigkeit gränzten *).

*) Er fieng dieß Tagebuch zu Göttingen mit folgenden Worten an: — „Durch den Tod meiner geliebten Frau, Mariane, gebohrnen Wyß, wurde ich in große Traurigkeit versetzt, und es wachte insonderheit mein Gewissen auf, als ich bedachte, wie man im Todeskampfe so sehnlich seufzt über die Sünden, die man täglich ohne Bedenken thut. Ich erschrecke über die fürchterlichen Folgen eines unheiligen Lebens und trachte mich zu bessern.„ — Am 3ten Oktober 1737 schrieb er unter andern folgendes darin: „Gieb mir, o Gott, die Kraft, daß ich hinfort 1) den Anfang und das Ende des Tages mit der Untersuchung

Die Gesellschaft der Musen blieb das vorzüglichste Mittel, die traurigen Erinnerungen zu zerstreuen. Der Antritt seines Amts überhäufte ihn

meiner selbst mache. 2) Mit dem Gebet anfange und schließe. 3) Alle unnöthige, unnütze Gesellschaften meide. 4) Alle meine Stunden entweder mit Studien, oder mit dem Worte Gottes, oder mit einsamen Betrachtungen anfülle, daß der Müssiggang kein Weg zur Sünde werde. 5) Gegen alle meine groben und feinern Sünden beständig kämpfe, auch mich darum enthalte des Geschwätzes, der Raillerie, unnöthigen Projecte ꝛc.„ Zu andern Zeiten schrieb er: „Ich bin lauter Untreue, Selbstgefälligkeit und Weltliebe; — ich kenne meinen Leichtsinn und gloriam ingenii je länger, je besser; O! wie giftig, gehässig, neidisch, unempfindlich und nachredig bin ich! — Vater! schlage mir ab — alles, was nicht wahrhaftig nützlich ist; denn es ist mir unerträglich, ohne Leiden zu seyn: — erbarmender Gott, versuche mich nicht über mein Vermögen. Siehe, zu meiner vielen und verhärteten Bosheit kommt noch die Lectüre verfluchter Bücher, die dich zum Lügner machen wollen. Aber nein, deine Wahrheit ist stärker, als ihre thörichte Spitzfindigkeit. Siehe, wie elend sie die Stelle im Jesaias auf den König Hiskias verdrehen u. s. w.„

mit Geschäften, und er widmete sich diesen mit einstweiliger Ausschließung aller andern Lieblingsstudien. Seine eifrige Thätigkeit und der Reichthum seiner Kenntnisse machten ihn zum Lieblinge des Hannöverschen Mäcens, des Curators der Akademie, Freyherrn von Münchhausen. Es wurde ein anatomisches Theater und ein botanischer Garten angelegt. Die zunehmenden ausgebreiteten Bekanntschaften mit fremden Naturkündigern setzten Haller bald in Stand, denselben mit Gewächsen zu versehen, und zu einem schönen Tempel der Flora zu machen.

Seiner Schweizerischen Freunde, seiner Gattinn und eines seiner Söhne beraubt, war Haller, so sehr man seine Wünsche zu befriedigen suchte, wenig vergnügt mit seiner Lage und dem Orte seines Aufenthalts. „Ich werde nicht lange mehr zu Göttingen bleiben, schrieb er am Ende des Jahrs 1738 an Linne, wie dieser noch unversorgt war, und werde Sie zum Nachfolger in meinen Lehrstellen machen.„ Dieses Vorhaben des Unmuths blieb aber noch unerfüllt. Der verwaisete Zustand seiner Kinder und seine Neigungen bewo-

gen indeß Haller, sich nach einer neuen Gattinn umzusehen. Er reisete im Frühlinge 1739 nach seiner Vaterstadt, verheyrathete sich mit Elisabeth Bucher, der Tochter eines reichen Rathsherrn zu Bern, besuchte verschiedene vaterländische Gebürggegenden, und kam am 22sten August mit seiner neuen Gemahlinn unter einem freudigen Empfange der Studenten, wieder zu Göttingen an. Das Glück der neuen Verbindung verwandelte sich aber auch bald in Trauer. Die junge Geliebte wurde ihm durch den Tod entrissen, und auch der Sohn, den sie gebohren hatte, folgte ihr bald im Grabe nach.

Solche Schläge des Schicksals beugten Haller, machten die ersten Jahre seines Aufenthalts zu Göttingen traurig für ihn. Doch wurde die Reihe der erwähnten Unglücksfälle nicht weiter ausgedehnt. Immer unglücklich mit Schweizerinnen, verheyrathete er sich im Jahre 1741 zum drittenmale mit einer Obersachsinn, mit einer Mamsell Teichmeyer, der Tochter eines Weymarschen Hofraths. Und das Band dieser Ehe trennte kein früher, unzeitiger Tod. Die neue Gattinn blieb Haller eine beständige Gefähr-

tinn seines Lebens, die zuletzt seinen Verlust beweinte.

Nach dem Jahre 1732 war kein Jahr seines Lebens ohne öffentliche gelehrte Thätigkeit, ohne schriftstellerische Producte. In den 17 Jahren, die er sich zu Göttingen aufhielt, gab er mit den kleinern Aufsätzen und Abhandlungen, zusammen 86, mehrentheils anatomische, medicinische und botanische Schriften heraus. Die größten unter diesen waren seine Flora der Schweiz, in 2 Folio Bänden, worin er überhaupt 1840 Pflanzenarten, die nachmals in der zweyten Ausgabe bis auf 2486 vermehrt wurden, nach seinem eignen Systeme beschrieb, und die Boerhaavischen Vorlesungen in 6 Theilen.

Einige Anmerkungen in diesen letztern verwickelten 1746 Haller in eine heftige litterarische Fehde. Sie entstand über das Athemholen. Der Hofrath Hamberger zu Jena hatte über die Ursachen desselben eine ältre Meynung in Vertheidigung genommen. Haller bestritt diese. Der Krieg war erklärt. Der Lehrer zu Jena zeigte sich als einen sehr rüstigen Streiter. Haller glaubte nicht nachgeben zu dürfen. Es würden

viele Schriften gewechselt, in denen es nicht an Galle und Bitterkeit fehlte. Zugleich wurde viel Blut vergossen. Eine beträchtliche Anzahl Thiere, die zum Experimentiren dienen mußten, wurden ein Opfer des Kriegs. Nachdem derselbe gegen 10 Jahre gedauert hatte, wurde er erst mit dem Tode Hambergers beendigt. Unter den übrigen litterarischen Feinden Hallers wollen wir hier nur noch den bekannten Freygeist, den Französischen Vorleser Friedrichs des Großen, La Mettrie erwähnen. Dieser erwies 1747 Haller die boshafte Ehre, ihm das berüchtigte Werk seiner Irreligiosität und philosophischen Ausschweifung: L'homme Machine, zu widmen. Haller sah sich dadurch sehr empfindlich gekränkt, und lehnte öffentlich die Zuschrift von sich ab. La Mettrie fieng darauf an zu schimpfen und hörte nicht eher auf, seine Galle zu ergießen, als bis 1751 der Tod, den er sich durch eine Trüffeln-Pastete zuzog, seinem Leben und seinen Lästerungen ein Ende machte.

Doch, wir gehen zu den angenehmern Merkwürdigkeiten Hallers über. Seine Verdienste wur-

wurden nach Würdigkeit anerkannt. Im Jahre 1737 nahm ihn die Teutsche Gesellschaft zu Leipzig, 1740 die Königl. Societät zu London, 1747 die Königl. Akademie der Wissenschaften zu Stockholm, 1751 die Kayserliche Akademie der Naturforscher, in eben dem Jahre die Akademie zu Bologna, 1752 die Chirurgische Akademie zu Paris, 1753 die botanische Gesellschaft zu Florenz und 1754 auch die Königl. Akademie der Wissenschaften zu Paris zu ihrem Mitgliede auf; eine ausgezeichnete Ehrenbezeugung von letzterer Akademie, da die Anzahl ihrer auswärtigen Mitglieder sich nie höher, als auf 8 beläuft. Schon im Jahre 1739 wurde Haller zum Großbritannischen Leibmedicus und 1743 zum Hofrath ernannt. Zwey Jahre darauf machte er eine Reise nach seiner Vaterstadt, und wurde zum Mitgliede des großen Raths daselbst aufgenommen. Diese Ernennung war ihm um so erwünschter, da er sich längst schon eine Retraite, einen ruhigen Sitz für sein Alter wünschte. Im Jahre 1747 wurden ihm die Lehrstellen der Botanik und Anatomie zu Oxford und Utrecht angetragen. Er schlug sie aus, so vortheilhaft die Bedingungen waren;

eben so auch einen sehr reizenden Ruf nach Berlin. 1748 beehrte der König Georg II die Universität zu Göttingen mit seiner Gegenwart. Haller ergriff damals zum letzten mal seine Leyer, indem er für das Corps der akademischen Jünglinge eine Cantate und Serenate aufsetzte. Die Königl. Gnade zeichnete ihn vor allen Lehrern aus. Auf Verwenden des Geheimenraths von Münchhausen wurde er im Jahre 1749 von dem Kaiser Franz mit seiner gesammten Nachkommenschaft in den Reichs-Adelstand erhoben; eine Ehrenbezeugung, von welcher er nachmals keinen Gebrauch machte, da der neuere Adel in der Schweiz nicht anerkannt und benutzt wird.

Um die Universität zu Göttingen machte er sich indeß aufs vielfachste verdient. Was Boerhaave für Leyden gewesen war, wurde er für sein Fach großentheils für die dasige Akademie, das Orakel, der Lehrer einer Menge von jungen Aerzten. Im Jahre 1745 nahm er an der Abfassung der Göttingschen gelehrten Zeitungen Theil, wurde zwey Jahre darauf der Director derselben, brachte nachdem die Anlegung einer Hebammenschule und einer reformirten Kirche zu

Stande, und wurde 1751 nächst dem Cellischen Oberappellationsrath, Günther von Bünau, der Hauptstifter der dasigen Königl. Gesellschaft der Wissenschaften und zum beständigen Präsidenten derselben ernannt.

Bey allen Auszeichnungen, die er genoß, gefiel ihm aber der Aufenthalt zu Göttingen nicht länger. Er hatte mit vielen Cabalen und Feindschaften seiner Collegen zu kämpfen, zog sein Vaterland vor, wünschte sich da in Ruhe versetzt und seine Familie versorgt zu sehen. Dazu kam noch ein andrer Umstand. Biörnstähl giebt diesen in folgenden Worten an. Es ist schlechterdings falsch, daß Haller Göttingen aus Heimsucht, aus Schweizerkrankheit, oder wie mans nennen will, so plötzlich verlassen, wie man so zuversichtlich in einem guten Theile von Europa verbreitet hat; man hätte sagen sollen, man vermuthe es; denn die wahre Ursache war eine Heimlichkeit. Ein gewisser Graf T.....i verliebte sich sterblich in Hallers Tochter, die schon mit Herrn Jenner in Bern verlobt war. Die Leidenschaft wurde so heftig, daß Haller für die Folgen zu befürchten anfieng; denn der Liebhaber

hatte im Sinn, die Tochter zu entführen. Haller hielt die Sache geheim; denn dieß war das einzige Mittel fortzukommen, und reisete um 10 Uhr Abends von Göttingen; schrieb nachdem an den Baron von Münchhausen, und meldete ihm die ganze Geschichte; denn er wollte den jungen Grafen nicht in Verhaft nehmen lassen, weil dieß der Universität würde Schaden gethan haben. Es ist dabey zu merken, daß Haller demohngeachtet nach Bern, wo er schon zum Mitglied des großen Raths erwählt war, zurückreisen wollte, auch schon des Königs und des Barons von Münchhausen Erlaubniß hatte; allein dieser Umstand beschleunigte seine Abreise, und machte, daß er, um sie zu verdecken, nicht eher als unterweges durch Briefe Abschied nahm.

Er kam am Ende des März 1753 zu Bern an, wurde zum Ammann, welches dem Range nach der vierte Staatsbediente der Republik ist, erwählt, behielt seine akademische Pension, seine Charaktere, die Präsidentur der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, und fuhr fort an den dasigen gelehrten Zeitungen einen thätigen Antheil der Bearbeitung zu nehmen. Die

Recensionen, die über Bücher in allerley Wissenschaften von ihm darin eingerückt worden, belaufen sich über 12000. Seine Vaterstadt erkannte und belohnte auch in der Folge seine Verdienste immer mehr. Er wurde mit einem Gehalt von 5000 Gulden zum Director der Salzwerke zu Bex und Aigle, zum Mitgliede des Sanitäts-Collegiums, der Vennerkammer, des Ehegerichts, der ökonomischen Commission ꝛc. ernannt. 1755 erhielt er den Ruf zu der durch Wolfs Tod erledigten Kanzlerstelle auf der Universität Halle, 1767 eine sehr vortheilhafte Einladung nach St. Petersburg und 1770 den Antrag zu der Würde eines Kanzlers zu Göttingen. Allein seine ruhige, glückliche Lage im Vaterlande, bewog ihn, alle diese schönen Anerbietungen von sich abzulehnen.

Das Wohl des Vaterlandes und die Gesellschaft der Musen theilten nunmehr seine Zeit und Beschäftigungen. Er verbesserte die Einrichtung der Salzwerke, die Anstalten der Akademie zu Lausanne, die medicinische Policey-Verfassung, beschäftigte sich mit der Beförderung des Ackerbaues, brachte den Plan zur Anlegung eines Wayfenhauses zu Stande und vermittelte endlich,

um nur dieß einzige von seinen Beschäftigungen als Staatsmann zu erwähnen, die Gränzstreitigkeiten zwischen dem Canton Bern und Wallis.

Sein Alter brachte noch für die Wissenschaften die schönsten Früchte hervor. Er theilte unter andern der Welt die Schätze von Litteratur-Kenntnissen mit, die er so reichlich und mit so vieler Erfahrung und Beurtheilung gesammelt hatte. Es erschienen seine botanische, chirurgische, anatomische und der Anfang seiner medicinisch-praktischen Bibliothek. Und bey diesen großen gelehrten Werken, die allein der gelehrten Thätigkeit eines ganzen Lebens würden Ehre gemacht und den Namen ihres Verfassers erhalten haben, war sein Geist noch munter und aufgeweckt genug, über die despotische, monarchische und republikanische Regierungsform, die drey schönen politischen Romane, Usong, Alfred und Fabius und Cato zu entwerfen, in welchen mit der Reife und Gründlichkeit der Darstellungen eine Lebhaftigkeit des Vortrags verbunden ist, welche man nur von der Jugend des Genies erwarten sollte.

Unter allen Gelehrten des Jahrhunderts führte keiner einen stärkern oder wenigstens keinen ausge-

breitetern Briefwechsel als Haller. Er erstreckte sich in alle cultivirte Länder von Europa, nach dem Norden so gut als nach dem Süden, nach Portugall und Spanien. Im Fache, besonders der Arzneywissenschaft und Naturgeschichte, war fast kein Mann von Ruhm und Auszeichnung, der nicht mit Haller in Verbindung stand. Er correspondirte in Teutscher, Lateinischer, Englischer, Französischer und Italienischer Sprache; und beschloß im Alter, die Briefe an sich herauszugeben. Es sind aber nur die Lateinischen und ein Theil der Teutschen gedruckt erschienen. Erstere bestehen aus 6 Theilen und enthalten zusammen 1004 Briefe. Unter diesen befinden sich Briefe von Linné, Ludwig, Scheuchzer, Iselin, Bodmer, Boerhaave, Dillenius, Kästner, Morgagni, Caldani, Gmelin, von Gorter, Meckel, Zinn, Wargentin, Fontana, de Saußure ꝛc. Die vertrautesten Correspondenten Hallers waren Johann Geßner zu Zürich, und Bonnet zu Genf. Mit ersterem correspondirte er lateinisch — es sind 156 seiner Briefe gedruckt — mit letzterem Französisch.

Diese Briefe meines Freundes, sagt Bonnet selbst, beweisen sein Genie und seine Herzensgüte mehr als irgend eine seiner Schriften. Sein gedrängter, kraftvoller und mahlerischer Styl entspricht der Stärke und Originalität seiner Gedanken. Er redet nicht weniger erhaben, als voll Ueberzeugung von den großen Wahrheiten der natürlichen und geoffenbarten Religion. Es ist, als ob er bey allen Streitfragen über letztere persönlich interessirt gewesen wäre; er führt die Sache der Offenbarung, wie seine eigene. Seine Philosophie war ganz praktisch, weil sie ganz christlich war und nichts konnte seinen Beyfall erhalten, als was nicht auf die Vervollkommnung des Verstandes oder auf die Besserung des Himmels abzweckte.

Er war ein eifriger Verehrer der Religion und ihr öffentlicher Vertheidiger noch im Alter. Unter den Gegenständen des Glaubens machte ihm besonders der Zustand nach dem Tode Besorgnisse und Unruhen. „Gieb Gott,„ schrieb er in sein Tagebuch, „daß ich doch nicht ewig verlohren gehe! Wecke dieß böse, harte Herz, daß es mehr an seine künftige Bestimmung denkt ꝛc.„ Er bewies auf das redendste, wie groß und wie klein, wie stark

und wie schwach der menschliche Geist ist. Bey einer äußerst lebhaften Einbildungskraft überließ er sich der Zweifelsucht, zog die Gerechtigkeit der Gottheit mehr als ihre Güte in Betrachtung und verirrte sich so, besonders im Alter, in dem endlosen Labyrinth von Prädestination und Gnade. In der Ungewißheit über seine Errettung, verglich er sich selbst mit einem Manne, der ohne Stütze an dem Rande eines Abgrunds steht, und jeden Augenblick seinen Fall erwartet. Ein ander mal brach er, von seiner feurigen Liebe für die Wissenschaften begeistert, in einem Briefe an seinen Freund Bonnet, in folgenden Worten aus: „O! mein armes Gehirn, das in Staub verwandelt werden muß! O! aller der Kenntniß und Wissenschaft, die ich mit so unnachlässiger Bemühung gesammelt habe, und die nun bald gleich dem Traum eines Kindes verschwinden wird!„

Am 17ten Julius 1777 hatte Haller die Ehre, von dem Kayser Joseph, bey dessen Reise durch die Schweiz einen Besuch zu erhalten. Der erhabne Fürst unterhielt sich längre Zeit auf das herablassendste und in hochschätzenden Ausdrücken

mit ihm. Er selbst schrieb wegen dieses Besuchs folgendes in sein Tagebuch: „Meiner Eitelkeit und Eigenliebe ist etwas schmeichelhaftes wiederfahren. Aber laß mich nicht vergessen, o mein Gott, daß mein Glück nicht von Menschen abhängt, von deren Gunst oder Ungunst ich in wenigen Minuten nichts mehr werde weder zu fürchten noch zu hoffen haben.„ Ein Prediger zu Bern, der sein Freund war, gratulirte ihm zu der Ehre, die er genossen hätte; und Haller antwortete bloß darauf mit dem Spruche aus der Bibel: „Freuet euch, wenn eure Namen im Himmel angeschrieben stehen *).„

*) Haller verfiel, sagt der Hr. Ritter von Zimmermann, in religiöse Melancholie, als er sich in seinen 4 letzten Jahren der Republik entzog. Einer Krankheit wegen nahm er in diesen 4 letzten Jahren eine unbändige Menge Opium, täglich bis 8 Gran. Dieß hub abwechselnd seine Seele und machte sie auch wieder schlaff. Ich sah 2 Jahre vor seinem Tode diesen großen Mann. Außer seiner noch brennenden, noch immer cholerischen Ruhmbegier, die bey ihm niemals die Melancholie um den zehntausendsten Theil eines Fliegenhauchs schwächte, lag ihm jetzt nichts in der Welt so sehr am Herzen, als immer Prediger um sich zu haben. Er

Eine längre Kränklichkeit, Brustübel und Harndrang, hatten auf diese traurige Stimmung seines Geistes den entscheidendsten Einfluß. Um sich Linderung und Vergessenheit seiner Schmerzen zu verschaffen, brauchte er eben so wie Voltaire, übermäßig Opium. Sein Zustand verschlimmerte sich indeß. Am 4ten Dec. 1777 schrieb er unter andern folgendes in sein Tagebuch: „Nachdem man meine Krankheit gering geschätzt und die Beschwerde auf der Brust niemals für etwas wichtiges hat ansehen wollen, so entdeckt man mir jetzt plötzlich die nahe Gefahr, aber unter einem andern Titel, obschon das, was ich fühle, das vorige ist. So werden meiner Tage hier auf Erden nur noch wenige seyn, und wahrscheinlich ist es das letzte mal, daß ich die Feder führe. (Es waren auch die letzten Zeilen in seinem Tagebuche.) Ich kann es nicht verhehlen, der Anblick des mir so nahen Richters ist mir furchtbar; wie will ich

ließ so viele kommen, als zu haben waren; bald die besten und bald jeden, ohne alle Wahl in Absicht auf System und Kopf. Diese Art von Theologie gefiel ihm, weil sie hart und unbiegsam ist, wie er war. Ueber die Einsamkeit, Th. 2. S. 216 ff.

vor ihm bestehen, da ich noch nicht auf die Ewigkeit so vorbereitet bin, wie mich dünkt, daß jeder Christ es seyn sollte. — O mein Heyland, sey du in diesem für mich so fürchterlich feyerlichen Augenblicke mein Fürsprecher, mein Mittler; — schenke mir den Beystand deines Geistes, der mich durch das grauenvolle Thal des Todes führe, daß ich, wie du, mein Erlöser, mit meinen sterbenden Lippen triumphirend und glaubensvoll ausrufe: Es ist vollbracht! Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist.

Acht Tage, nachdem er dieß geschrieben, erfolgte auch bey völliger Erhaltung seiner Sinne, das sanfte Ende, das er wünschte und verdiente. „Mein Freund, sagte er zu dem Arzte, der bey ihm war, ich sterbe, mein Puls fängt an still zu stehen; — und kaum hatte er dieß gesagt, so gab er seinen Geist auf. Er starb am 12ten December 1777, des Abends um 8 Uhr, im 70sten Jahre seines Lebens, das so verdienstvoll und unsterblich war.

Seinem großen Geiste entsprach seine körperliche Bildung. Groß und schön gewachsen, hatte er ein edles, majestätisches Ansehn, ein scharfes,

lebhaftes Auge, ein äußerst sanguinisches Temperament, einen feinen, reizbaren Nervenbau und dabey eine schwache Constitution; war oft kränklich, nicht selten hypochondrisch, empfindlich, heftig, den Schwächen unterworfen, wozu sein Temperament neigte, rastlos, thätig ohne Unterlaß, ausharrend, ein vorsichtiger, redlicher Freund, ein zärtlicher Gatte und Vater, ein eifriger Beobachter seiner Amtspflichten, ein enthusiastischer Freund des Ruhms und der Ehre, so philosophisch schön er auch ihre Nichtigkeit besang, scharfsinnig, gründlich in seinen Studien, originell in seinem Ausdrucke und Ideengange, ordnungsvoll in seinen Geschäften, ein Wunder der Gedächtnißkraft, der Aristoteles und Plinius seines Jahrhunderts, ein zweyter Leibnitz, ein Universal-Genie, das auf mehrern Wegen zur Unsterblichkeit gelangte. Die Britten würden ihm sein Grabmahl neben Newton angewiesen haben. Seine Bibliothek, ungefähr 4000 Bände stark, wurde von dem Kayser für 2000 Louisdor gekauft, und der Bibliothek zu Mayland einverleibt. Seine Schriften, alle ihre Ausgaben und einzelnen Aufsätze mit gerechnet, belaufen sich jetzt über

zwey hundert. Im Jahre 1775 betrug ihre Anzahl 181.

Lobrede auf Hrn. Albr. v. Haller, vom Hrn. von Balthasar, Basel 1783. — Lobrede auf eben denselben, von W. B. Tscharner. — Eloge historique d'Albert de Haller &c. Geneve, 1778. (par Mr. Sennebier) — Leben des Hrn. von Haller von D. J. G. Zimmermann — geht nur bis zum Jahre 1754 — Zürich, 1755. — A. v. Haller Tagebuch seiner Beobachtungen über Schriftsteller und über sich selbst, (herausg. von J. G. Heinzmann) 2ter Th. Bern, 1787. S. 221. fl. — Memoirs of Alb. Haller, by Th. Henry, Lond. 1782. — Baldingeri Orat. in laudem meritorum Halleri, Goett. 1778. 4. Ferner die Lobreden, vom Hrn. Hofr. Heyne in den Nov. Commentar. Goettingens. Vol. VIII. — von dem Marquis von Condorcet in der Hist. de l'Acad. des Sciences de Paris, J. 1777, — von Linguet, Targioni ꝛc. — Björnstählś Briefe, 3. Th. S. 143. ff. — Coxe's Briefe über die Schweiz, 2ter Bd., S. 341 ff. — de Saussure's und andrer Reisen durch die Schweiz. S. weiter G. Em. v. Hallers Bibliothek der Schweizer-Geschichte, 2. Th. Bern 1785; und des Hrn. Justizraths Lawetz Handbuch für Bücherfreunde und Bibliothecare, des 1sten Th. 4ter Band. Halle, 1790.

Ende des zweyten Theils.

BIBLIOTEKA UKSW WARSZAWA

ben Hallers.

Im Jahre 1775 bemag

. Albr. v. Haller, vom Hrn. von
l 1788. — Lobrede auf den den
Tscharner. — Eloge historique
&c. Geneve, 1778. (par M. Sen-
des Hrn. von Haller von D. J. G.
— geht nur bis zum Jahre 1754 —
A. v. Haller Tagebuch seiner Beob-
riftsteller und über sich selbst, (her-
inzmann) 2ter Th. Bern, 1787.
noirs of Alb. Haller, by Th. Hen-
— Baldingeri Orat. in laudem
Goett. 1778. 4. Ferner die Lobre-
. Heyne in den Nov. Commentat.
III. — von dem Mercuris von
Hist. de l'Acad. des Sciences de
n Linguet, Targioni &c. —
, 3. Th. S. 143. ff. — Coxe's
eiz, 2ter Bd., S. 341 ff. — de
ndrer Reisen durch die Schweiz.
. Hallers Bibliothek der Schweiz
h. Bern 1785; und des Hrn. Jacob
uch für Bücherfreunde und Gelehr
h. 4ter Band. Halle, 1790.

es zweyten Theils.

SW